Epist. 371 f/2

<36601572320011

Bayer. Staatsbibliothek

<36601572320011

Friedrich Heinrich Jacobi's

auserleſener

Briefwechſel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher. 1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

17 B4

Vorbericht.

Man wird in dieſem zweiten Bande manches, das man darin vielleicht erwartete, nicht finden. Beſonders werden Kenner die Briefe über des Grafen von Stolberg Uebertritt zur römiſch-katholiſchen Kirche vermiſſen; ferner Nachricht von Jacobi's Lage im Jahre 1810, denen gegenüber, die ihn und ſeine Freunde als Norddeutſche, Proteſtanten, Gegner Napoleons, Anhänger Oeſterreichs, anklagten; endlich Jacobi's Aeußerungen über die Angriffe, die ihm ſein Werk von den göttlichen Dingen zugezogen. Ich kann im Allgemeinen nur wiederholen, was in dem Vorberichte zum erſten Bande ſchon bemerkt iſt, daß eine große Anzahl Briefe, die ſich für dieſe Sammlnng eignen würden, nicht mehr hat aufgefunden werden können. Was aber die erwähnten drei Lücken betrifft, ſo ſind dieſe allerdings nicht unwillkührlich. Die Briefe über des Grafen von Stolberg Uebertritt hier wieder abdrucken zu laſſen, hat Jacobi ſelbſt unterſagt, ob ihm gleich bemerkt worden war, daß damit auch ſeine Erklärung (im deutſchen Merkur 1802) über die erſte Bekanntmachung jener Briefe, eine der ſchönſten von ſeinen kleinen Schriften, aus dieſer Sammnng ausgeſchloſſen würde. Er konnte es aber nicht vertragen, daß von ihm oder in ſeinem Namen eine Bekanntmachung wiederholt werden ſollte, die ganz wider ſeinen Willen und zu ſeiner

höchſten Mißbilligung geſchehen war. Vor den Anfechtungen, die er im Jahre **1810** von einer kleinen, aber durch ihr Anſchmiegen an Frankreich gefährlichen Partei zu leiden hatte, iſt in Briefen, die noch vorhanden ſind, zwar mehrmals die Rede, aber meiſt ſo flüchtig, daß es, um Mißverſtand zu verhüten, weitläuftiger Erklärungen bedurft hätte, die ich über eine gehäſſige und doch nicht eben merkwürdige Sache beyzufügen nicht gerathen fand. Bezeugen kann ich, da zu Ende **1810** mein vertrauter Umgang mit Jacobi angefangen hat, (zwei Jahre nachher wurde er durch Hausgenoſſenſchaft noch enger und wahres Zuſammenleben;) daß Jacobi das ihm Anfangs ſchmerzliche Zaudern der Regierung, ſeinen Kränkungen abzuhelfen, in der Folge als einen Beweis nicht allein ihrer Klugheit, ſondern auch ihres Wohlwollens gegen ihn erkannt hat. Der Angriffe endlich, die ihm ſein letztes Werk zugezogen, iſt nur vorübergehend und in Briefen gedacht, deren übriger Inhalt ſich zur Aufnahme in dieſe Sammlung nicht eignete.

Dem Wunſche, dieſen Band mit einem Bildniſſe Jacobi's zu ſchmücken, hat der Herr Verleger ungern entſagt, und nur, weil zu keiner Zeichnung, die Genüge leiſtete, zu gelangen war. Das einzige ganz ähnliche Bild iſt ſeine Büſte von Friedrich Tieck, wovon aber, ſo viel ich weiß, nur wenige Abgüſſe vorhanden ſind.

München, den **18ten** November **1826**.

Verzeichniß

ſämmtlicher Briefe dieſer Sammlung.

(Das vorgeſetzte II. bedeutet den zweiten Band.)

An Angiviller (den Grafen von) II. 261.
von demſelben II. 259.
An Bouterwek (Friedrich) II. 330.
— Campe (Joh. Heinr.) 125.
— Chotek (den Grafen von) II. 344.
— Claudius (Matthias) 131. II. 228.
— Clermont (J. A. v. zu Vaels) 134. 171.
— Clermont (Julie von) 136.
— Dohm (C. W. von) 126. 144. II. 187. 253. 297. 308. 326. 358. 364.
von demſelben 117. 129.
an Erneſtine (Bd. I. S. IX. Zeile 5., und Jac. Werke I. S. 254.) 106.
— Ewald (Gen. Superint. zu Detmold.) II. 193. 199.
— Feder (in Göttingen) 178.
— Fichte II. 252.
von demſelben II. 236. 249. 256. 276.
— Flatt (Joh. Fr., Prof. der Theologie in Tübingen) II. 329.
an Fleiſcher (Gerhard, in Leipzig) II. 350. 356.
— Forſter, (Georg) 101. 103. 105. 107. 120. 143. 172. II. 180. 181. 182. 185. 190. 206. 208.

An Fürſtenberg (den Freiherrn von, in Münſter) II. 266.
— Gallitzin (die Fürſtin von, in Münſter) 130. 133. 137.
— Garve 145.
— Göthe II. 219. 238. 231.
von Heinſe 77.
— Hemſterhuis 162.
an Hennings (den Cammerherrn von) II. 257.
— Herder 138. 139. 142. II. 212. 217. 247.
267. 271. 302.
von demſelben 135. II. 216. 244. 268. 273.
an Heyne II. 186.
— Hippel 110.
von demſelben 127.
an Holmer (den Grafen von, zu Oldenburg) II. 315.
— Humboldt (Wilhelm Freiherrn von) II. 192. 225.
234. 255. 260.
— Jacobi (Conſiſtorial-Rath in Celle) 109. 170.
— Jacobi (Joh. Friedrich) II. 275.
— Jacobi (Friederike, geb. von Clermont) II. 277.
— Jacobi (Georg) 153.
— Jacobs (Friedrich) II. 340. 342. 347.
— Kleuker (zu Osnabrück) 123.
— Klinger II. 298.
— Kobell (Ferdinand in Mannheim) 81.
— Köppen (Friedrich) II. 316. 318. 325. 366.
— La Roche (Sophie von) 9. 12. 19. 24. 30. 45.
48. 52. 53. 58. 63. 67. 70. 74. 82.
87. 91. 100. II. 284.
— Lavater 112. 118. 121. 140. 147. 150. 156. 157. 160.
168. 176. II. 183. 197. 201. 209. 231.

von demſelben 113. 119. 122. 141. 148. 149. 151.
154. 158. 167. 173. II. 196. 198. 230.
an Le Sage (Prof. der Phyſik in Genf) 161.
von demſelben 1. 2. 3. 4. 5.
an Leſſing 104. 111.
von demſelben 102.
— Lichtenberg II. 220.
an Müller (Johannes) 146. 132. 135. 163. II. 188. 195.
— Necker II. 222.
von demſelben II. 223.
an Neeb (Johannes) II. 634. 351. 360.
— Nicolovius (Ludwig) II. 229.
— Niethammer (Friedr. Imman., in München) II.
343. 355.
von Plaun (Canonicus, von) 44.
an Perthes (Friedrich, in Hamburg) II. 285. 337. 338.
352. 367.
— Rehberg (Aug. Wilh., in Hannover) 165. II. 179. 205.
— Reimarus (Dr., und an ſeine Frau) 124. II. 194. 213.
— Reimarus (Eliſe) 108. 114. 115. 116. 128. 132.
II. 210. 214. 239. 240. 241. 250.
251. 254. 264. 265. 274. 293. 299. 300.
von derſelben II. 263.
an Reinhard (Chriſtine, geb. Reimarus) II. 332.
— Reinhold II. 362.
— Reventlow (Julia Gräfin von) 169. II. 184.
— Richter (Jean Paul Friedrich) II. 270. 281. 287.
294. 307. 321. 334. 345. 348. 359.
von demſelben II. 269. 272. 278. 280. 288. 295. 304.
320. 328. 333. 336. 339. 349. 354.

an Roth (Friedrich, in München) II. 341. 353. 357. 361.
an Schenk (Heinrich, in Düſſeldorf, nachher in München) 175. II. 237. 243. 245. 258. 279. 286. 291. 296. 301. 305. 314.
von demſelben II. 283. 289. 290. 292. 303. 306. 312. 313.
an Schiller II. 235.
von demſelben II. 233. 242. 246. 248.
an Stolberg (Friedrich Leopold, Grafen von) 166. II. 226. 310. 324.
von demſelben 164. 174. 177. II. 189. 191. 200. 203. 204. 215. 218. 221. 224. 227. 282. 311. 323.
an Ungenannte 159. II. 207. 211. 262. 317.
— V. (C.) II. 309. 319. 327. 335. 363. 365.
— Villers (Charles de) II. 322.
— Wieland 8. 14. 21. 22. 23. 25. 26. 27. 29. 32. 34. 36. 40. 41. 47. 49. 56. 60. 61. 65. 68. 69. 71. 73. 80. 83. 86. 90. 93. 94. 97. 99.
von demſelben 6. 7. 10. 13. 15. 16. 17. 18. 20. 28. 31. 33. 35. 37. 38. 39. 42. 43. 46. 50. 51. 54. 55. 57. 59. 62. 64. 66. 72. 75. 76. 78. 79. 84. 85. 88. 89. 92. 95. 96. 98.
an Windiſchgräz (den Grafen von) II. 202.
— Zerleder (in London) II. 232.

Friedrich Heinrich Jacobi's

auserleſener

Briefwechſel.

Zweiter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

179. An Rehberg nach Hannover.

Pempelfort, den 1ten Oct. 1789.

Schon in der vierten Woche bin ich wieder hier, mein theuerſter Freund, und noch immer wie unausgeſtiegen, zum wenigſten wie noch unausgepackt und unerfriſcht. Es iſt mir äuſerſt hinderlich gegangen durch eine Menge Beſuche und andere Vorfälle, daß ich nicht zu mir ſelbſt kommen konnte. Ich bin ſogar ſchon wieder verreiſt geweſen, doch nur auf vier Tage, um den Grafen von Windiſch-Grätz nach Cölln zu begleiten, und die Bekanntſchaft ſeiner Gemahlin dort zu machen. Der zweite Theil ſeiner histoire métaphysique de l'ame iſt heraus, und ich habe ihn geſtern mit dem Programm und Ihrer Recenſion auf die fahrende Poſt gegeben. Das Programm ſchicken Sie mir gelegentlich wieder zurück. In dem zweiten Theile der histoire métaph. werden Sie einige ſelt-

ſame Dinge, Mißverſtand und Spuren der Unwiſſenheit, aber auch Manches vortrefflich finden. Mich verlangt ſehr nach Ihrer Beurtheilung dieſes originalen Schriftſtellers. Die Beurtheilung meiner neuen Ausgabe von einem Recenſenten, der weniger partheiiſch gegen mich ſeyn ſollte, als Sie, will auch noch nicht erſcheinen. Unterdeſſen habe ich einen ſehr unerwarteten Brief von Kant, mit einem Einſchluß von Kraus, der mir ſeit vorigem Jahre eine Antwort ſchuldig war, erhalten, und hätte eine große Freude, vornehmlich über Krauſens Verſprechen, mir die Bruchſtücke einer Recenſion des dritten Theils von Herders Ideen zu ſchicken, die er unvollendet ließ, nachdem er drei Monate lang daran gearbeitet hatte. Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich mit Ihnen davon geſprochen habe. Den Kantiſchen Brief,*) der Sie in verſchiedenen Rückſichten, auch weil er ein Urtheil über Windiſch-Grätz enthält, intereſſiren wird, lege ich hier bei. Die Stelle, wo ich mit rothem Bleiſtift ein NB gemacht habe, verſtehe ich nicht recht. Das entweder oder kann ſich doch unmöglich auf meine Lehre beziehen? — Die zwei Hauptſchriften

*) S. Jac. Werke B. III. S. 520.

von Diderot, und was ich Ihnen ſonſt ver- ſprochen habe, erhalten Sie unfehlbar, ſobald ich mich mit meinen Sachen wieder zuſammen gefunden habe. Ach, es geht bei mir alles ſo langſam von ſtatten, und das Geringſte kann mich hindern, daß ich nicht vom Flecke kom- me! Ein unaufhörliches Hinderniß habe ich an meinem kränklichen Körper, den der Pir- monter Brunnen nicht verbeſſert hat. Sie ſind ja noch lange nach mir dort geblieben, und werden zweimal gehärtet nach Hannover zurück gekommen ſeyn. Mein Herz wünſcht Ihnen alles Gute; Sie ſind mir ſehr lieb geworden. Wie gerne hätte ich auf meinem Rückwege Hannover noch einmal beſucht. Ich konnte nicht. Betheuren Sie dieſes, ich bitte Sie, vornehmlich dem Herrn von Rheden, und grü- ßen Sie ihn auf das herzlichſte von mir. Für meinen lieben Arnswald habe ich beide Theile der histoire métaph. de l'ame Ihrem Pakete beigelegt, und den discours und die Objecti- ons werde ich ihm auch verſchaffen.

Seit wir zu Pirmont von einander ſchie- den, iſt es bunt genug in Frankreich herge- gangen. Nun, da die Sanction royale und das veto suspensif bis zur dritten Le-

giſlatur feſtgeſetzt iſt, habe ich Hoffnung, daß der Verwirrungs-Geiſt in der National-verſammlung ſich wird bändigen laſſen. Nek-ker hat ſeit einem Jahre unter ſo vielen ab-wechſelnden Umſtänden eine Faſſung bewieſen, die nur eine Seele von der erſten Größe ſich zu geben fähig iſt. Er wußte lange, was wir erſt ſo ſpät erfahren haben, mit was für ei-nem Könige, und mit welchen Hinderniſſen er es zu thun hatte. Er ſtand von allen Sei-ten ſo allein, wie ſchwerlich je ein Menſch geſtanden hat, und ſo wird das Tabouret, das er in der berüchtigten Seſſion vom 23ſten Juni leer ließ, und welches das einzige leere am Thron war, zu einem deſto ſprechendern Denk-mal für ihn in der Geſchichte. Der bloße Ge-danke an dieſen erhabenen Menſchen bringt ſchon Ruhe in meine Seele, und ſtimmt mich zu jeder Verläugnung.

Leben Sie recht wohl, lieber verehrungs-würdiger Mann, und bleiben Sie der Freund Ihres Freundes.

---

180. An Georg Forſter zu Mainz.

Pempelfort, den 14ten Oct. 1789.

Ich bin, mein liebſter Forſter, mit den franzöſiſchen Händeln ſo ſehr beſchäftigt, daß ich darüber meine eigenen Händel mit Ihnen unausgemacht laſſe. Seit acht Tagen ſteht unſer Freund Neſſelrode auf dem Sprunge, nach Paris zu reiſen; ich habe Empfehlungsſchreiben für ihn verfertigen, und noch hundert andere Dinge präſtiren müſſen, nachdem es mit dem Reiſeproject bald rückwärts, bald wieder vorwärts ging. Gott wolle uns Deutſche nur vor einer ſolchen „manière fixe d'être gouverné par la raison“ bewahren, wozu Mirabeau zuerſt ſeiner Nation, hernach uns andern allen verhelfen wollte; erſterer auch wirklich nun in ſo weit verholfen hat. — O, des unglücklichen Necker! Die große Seele dieſes edeln Menſchen muß unausſprechlich leiden. Der Gedanke an ihn raubt mir Hunger und Schlaf.

Was unſre Mißhelligkeit angeht, lieber Forſter, ſo beruht ſie von meiner Seite dar-

auf, daß ich von jedem edeln Menſchen die beſtimmteſte Mißbilligung alles Unedeln, die Verabſcheuung alles Niederträchtigen fordre. — Sie ſchrieben mir den 21ſten Sept.: Bieſter hätte nicht zu wenig, ſondern zu viel Wahrheitsliebe. — Wie konnten Sie dieſes edle Wort ſo mißbrauchen? Zeigen Sie mir nur Einen Zug aus Bieſter's Feder, der die Wahrheitsliebe darſtellte. Ueberall werden Sie nur den Eiferer für ſeine Meinung, für die Parthei, die er ergriffen hat, den Knecht ſeines Affects, ſeiner Leidenſchaft erblicken. Was können Sie für ihn anführen, das Sie nicht einem jeden Schwärmer, der, ſo bald es den Punct ſeiner Schwärmerei angeht, kein moraliſches Gefühl, keine Grundſätze mehr hat, müſſen gelten laſſen? —

Dieſer Menſch kann gar nicht mehr die Wahrheit ſagen, er hat überall nur die majorem Dei gloriam im Auge, und fürchtet ſich vor dem Dinge das iſt, ſo lange, bis er weiß, wo es damit hinaus will. Ich habe dieſe Denkungsart ſo gründlich in meinen Betrachtungen über den frommen Betrug, und in mehreren meiner Schriften auseinander geſetzt; ich habe Ihnen darüber ſchon ſo viel geſagt

und geſchrieben, daß ich es für unnöthig halte, darüber weitläuftiger zu ſeyn. — Ich haſſe, wie ich nichts in der Welt haſſe, jene berliniſche Wahrheitsliebe. Warum ich ſie haſſe, habe ich mehrmals öffentlich, und bei jeder Gelegenheit erklärt. — Eine Wahrheitsliebe, die mit aller erſinnlichen Lüge und Tücke umgeht, iſt mir ein Unding. Rechtſchaffenheit will ich in Gedanken, Worten und Werken; das iſt die Wahrheitsliebe, die ich ehre. — Gewiß, mein lieber Forſter, ſind Sie hierüber nicht anders geſinnt als ich. Wenn zum Beiſpiel ein Lavateriſcher Bieſter aufſtände, Sie würden über ihn zürnen, wie ich über jeden Bieſter, und wäre es ein Jacobiſcher, zürne. — Oder urtheile ich nur ſo aus Partheilichkeit? Lieber, es mag wohl nur übertriebener Stolz ſeyn, daß ich von dieſen Leuten für mich gar nichts mehr fürchte; aber daß ſie mir wirklich im allerhöchſten Grade gleichgültig ſind, kann ich Ihnen ſchwören. Wer lange mit mir umgegangen iſt, weiß, daß mein Unwille gegen dieſe Art Menſchen unmittelbar aus meinem Character fließt, daß er Grundlage meines Characters iſt. — Da ich Ihnen ohne Milderung, was ich auf dem Her-

zen hatte, geſchrieben habe, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß nun auch weiter nichts gegen Sie in meinem Herzen iſt. Ich umarme Sie mit wahrer, warmer Liebe.

---

181. An Georg Forſter nach Mainz.

Pempelfort, den 12ten Nov. 1789.

Heute, mein liebſter Forſter, iſt der November der Berliner Monatſchrift angekommen, und enthält ſo wenig Ihren Aufſatz über Proſelytenmacherei, daß man vielmehr aus verſchiedenen Stellen dieſes Heftes ſchließen ſollte, Ihr Aufſatz müſſe den HH. Herausgebern gar nicht zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich bin herzlich froh darüber, und werde ſorgen, daß der Abdruck im Muſeum ungeſäumt erfolge. Eine, dem Eingange ziemlich ähnliche Stelle iſt mir in Ihrem Schreiben aufgefallen, und hat mir eine unangenehme Empfindung verurſacht. Mir däucht, man ſieht dem ganzen Aufſatze eine gewiſſe Unbehaglichkeit an; er hat der Kunſt zu viel und zu wenig; Gedanke und Rede fließen nicht in einander, und ſtrömen nicht zuſammen fort,

wie man es ſonſt an Forſtern gewohnt iſt. Er enthält aber viele treffliche Stellen, und es iſt immer gut, daß er ins Publicum kommt.

Die franzöſiſchen Händel haben mich ganz in das politiſche Fach geworfen; ich leſe jetzt faſt nichts anderes, und bin nicht wenig neugierig, zu ſehen, was das Ende meines Treibens ſeyn wird. Campe, der ſchon im Auguſt wußte, daß er mit dem neuen Jahre eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution würde herausgeben können, war weit beſſer daran.

Daß die Schriften von Meißner und Conſ. ſo großen Abgang haben, nimmt mich gar nicht Wunder. Der Himmel bewahre Sie vor einem ähnlichen Glück! Vorigen Sommer erzählte mir Jemand, Weishaupt bekäme für den Bogen ſeiner philoſophiſchen Schriften drei Louisd'or. Meine Metaphyſik gilt nur zwei Louisd'or der Bogen. Um der Menge zu gefallen, muß man werden wie die Menge.

182. An Georg Forſter zu Mainz.

Pempelfort, den 24ſten Nov. 1789.

— — — Daß mein Beſenſtiel*) Ihnen gefallen hat, freut mich. Wahrſcheinlich werden wir im Decemberſtück den Herrn Gedike darauf reiten ſehen.

Ihr Aufſatz über Proſelytenmacherei wird höchſt wahrſcheinlich noch ins Decemberſtück des Muſeum kommen, ich habe ſolche Anſtalten dazu gemacht, daß es ſchwerlich fehlen kann.

Das Lob, welches ich Schloſſern wegen ſeiner Abhandlung über den Adel gab, bezog ſich eigentlich nur auf den richtigen Geſichtspunkt, woraus er die Veränderung der deutſchen Conſtitution betrachtet hat. Die unſeligen Folgen des Weſtphäliſchen Friedens ſind noch nicht in das helle Licht geſtellt worden, in dem ſie von Rechtswegen ſtehen ſollten, damit ſie Jedem ſichtbar würden. Die Verfaſſung vor dem Weſtphäliſchen Frieden war auch ſchlecht genug; aber ſie vertrug Verbeſſerung;

*) Jac. Werke B. I. S. 310.

die gegenwärtige kann nur in Deſpotismus ausgehen; es wäre denn, daß die Cauſalität der reinen Vernunft ſich unſrer ganz bemächtigte, und das tauſendjährige Reich in Deutſchland ſeinen Anfang nähme.

Es grämt mich mehr, als ich es Ihnen ſagen kann, daß Sie ſich das Leben mit Ueberſetzen und Compiliren verſauren müſſen. An Ihrer Luſt zu reiſen nehme ich weniger Antheil. Leſen Sie den Homer, den Sophokles, den Herodot, den Plato, und Sie gewinnen wahrlich mehr dabey, als bei einer Wanderuug durch Spanien oder Welſchland. Könnte ich nur jede Woche einmal zu Ihnen fliegen! — Geſtern bekam ich einen vier Seiten langen Brief von Laharpe aus Paris. Dort ſieht alles noch ſehr zweideutig aus. Neßelrode, der ſeit vier Wochen dort iſt, hat keine Zeit zu ſchreiben. Ich nehme den lebhafteſten Antheil an den dortigen Händeln, und ruinire mich an Zeitſchriften und Broſchüren. Meine wichtigſte Lectüre iſt gegenwärtig Reinholds neue Theorie des Vorſtellungsvermögens. — Leben Sie wohl, ich herze Sie brüderlich.

183. An J. C. Lavater.

Pempelfort, den 30ſten Jan. 1790.

Lieber Lavater, ich habe Dir den 21ſten October geſchrieben, und keine Antwort — auch nicht die nachgefoderten Exemplare vom erſten Theile der unphyſiognomiſchen Regeln erhalten. Daß ich ſo gar nichts von Dir höre, befremdet mich, und ich habe ſchon öfter nachfragen wollen, woher es komme. Ich verſchob es, weil ich höchſt ungern ſtöre; dann auch, weil ich ſelbſt während dieſer vier Monate unaufhörlich und auf ſehr mancherlei Weiſe geſtört worden bin. Nun ſage denn endlich einmal, wie es Dir geht, was Du machſt, und ob die kleine Handbibliothek bald erſcheinen wird.

Ich bin dieſen Winter den zweiten und dritten Band der Sokratiſchen Unterhaltungen durchgegangen, und habe manches recht treffliches darin gefunden. Im Ganzen aber finde ich das Buch nicht gut calculirt. Wer auf zu vielerlei Menſchen wirken will, wirkt auf keinen. Ich könnte noch andre Mängel angeben. Nur Ein Beyſpiel. Welcher Mann oder welches

Weib von Verſtand und etwas gebildetem Geſchmack kann eine ſolche Dichtung, wie die von den Embryonen, ertragen? Der Hauptgedanke iſt alt, und auch von Mendelsſohn im Phädon gebraucht worden; er iſt trefflich; aber warum ihn durch eine im weiteſten und engſten Verſtande ganz ungereimte Dichtung ruiniren.

Haſt Du die Correſpondenz zwiſchen d'Alembert und Voltaire in den Werken des Letztern geleſen? Das heiße ich einen Beitrag zur geheimen Geſchichte der Aufklärung.

Ich bin jetzt mit Vorarbeiten zu zwei Schriften beſchäftigt. Die Eine ſoll Hamanniana heißen, und über die zwei Fragen hauptſächlich rouliren: 1) Was hatte der Mann für Meinungen? 2) Wie kann man ſolche Meinungen haben? Die Form ſoll die eines Beitrags zur Geſchichte der Philoſophie ſeyn. Der Titel der andern Schrift iſt: Philoſophiſche Erörterung der Frage: Was iſt Wahrheit? — Wenn mir nur Gott etwas mehr Geſundheit ſchenken wollte.

Die Fortſetzung der Confessions de Rousseau haſt Du gewiß geleſen. Wie lehrreich und wie abſcheulich! — Welch' ein guter

Menſch muß Diderot geweſen ſeyn, da jenes Ungeheuer von Eigenſucht ihm nie ganz Feind werden konnte. Und der eitle Geck iſt darauf geſtorben, daß er der beſte unter allen Menſchen ſey.

Es gehe Dir wohl! Ich umarme Dich mit herzlicher Freundſchaft.

---

184. An Julie, Gräfin von Reventlow.

Pempelfort, den 22ſten Febr 1790.

Mit dem äußerſten Unvermögen unternehme ich es, liebe Julie, Ihnen einige Zeilen zu ſchreiben. Seit vier Wochen plagt mich ein arger Huſten, und nun iſt ſeit einigen Tagen ich weiß nicht was noch dazu gekommen, das mich ganz darnieder wirft. Es koſtet mich mehr, als Sie glauben, meinen Brief mit dieſen Klagen anzufangen. Wenn ich leide, möchte ich mich immer vor der ganzen Welt verbergeu können. Ja, liebe Julie, ich bin ein Stummer; die Natur hat mich zum Schweigen, zur Einſamkeit berufen, das Schickſal hat mich dazu eingeſegnet.

Ihr ſchöner October-Brief aus Emkendorf, welchen ich den 3ten Nov. erhielt, iſt mir ſeitdem nicht aus den Augen, nicht aus den Gedanken gekommen; er blieb auf meinem Pulte, weil er immer den nächſten Tag beantwortet werden ſollte. Niemand denkt ſich meine Lage, wie ſie wirklich iſt. Ich möchte oft vergehen vor Schwermuth über dem ewigen nicht fertig werden können. Nicht einen Tag erlebe ich, an dem ich vom Morgen bis zum Abend geſund wäre; Wochen, Monate bringe ich in der traurigſten Unfähigkeit zu. — — — Wahrlich, liebe Julie, ich bin ein armer Mann, den Sie bemitleiden, den Sie nicht mit Vorwürfen, die er gewiß nicht verdient, betrüben müſſen.

Daß es Ihnen, liebe Julie, dieſen Winter nicht beſſer, als den vorigen geht, hatte mir vor kurzem Claudius geſchrieben; nicht lange vorher meldete er, es ließe ſich zur Beſſerung an. Was mein lieber Reventlow dabei leiden muß, fühle ich ganz. Wohl Ihnen, daß Sie Ihren Zuſtand zu tragen wiſſen, wie Sie ihn tragen! Es tröſtete mich, da ich in Ihrem Briefe aus Emkendorf las, daß Sie nie die Laſt eines müßigen Augenblicks fühlen.

Aber in Ihrem jüngſten Briefe erwähnen Sie gewiſſer finſterer Stunden auf eine Art, die mir ſchwer aufs Herz gefallen iſt. Ich kenne das nachſinnende Hinſchauen auf eine unſichtbare Lebendigkeit, die „wie ein Waſſertropfen „über einen Ocean von Tod, Verwandlung und „Vernichtung hinüber gerettet werden ſoll.“— „Aber bald erwachten dann auch wieder Ge„danken und Empfindungen in mir, die aus „dem tiefſten Keim der Seele gleichſam aus „der Wurzel der Ewigkeit in ihr, wie „Strahlen aus der Nacht hervorblitzten.... „Siehe den Mond, wenn er in einer ſternvollen „Nacht noch unter dem Horizont verborgen iſt, „und nun bald heraufrücken will: ſtille, hei„lige Strahlen verkündigen ſeine Ankunft in „weiten Kreiſen umher — dann kommt er ſelbſt! „So ſind Deine Ahndungen! Und wie nach „einer traumvollen Nacht, der König des Him„mels die Welt verklärt, und Dir anſtatt der „nächtlichen Phantaſie Wirklichkeit zeigt; ſo „wartet ein Tag des Anſchauens auf Dich!“— Unſer Leben iſt ein Traum, dieß erkennen wir alle; aber folgt denn nicht aus eben dieſer Erkenntniß, daß auch ein Wachen ſeyn muß? So wenig die Zeit die Ewigkeit erſchaffen ha-

ben kann, der Schoß der Ewigkeit ſeyn kann, ſo wenig kann Vergänglichkeit die Quelle, der Anfang und das Ende der Weſen ſeyn. Athem Gottes iſt unſer Leben; dieſes Leben ſelbſt ſein Bild in uns — des Schaffenden, wahrlich nicht des Tödtenden.

— — Wenn Sie Luſt haben, beſte Julie, Pains Hill wieder zu ſehen, ohne über das Meer zu gehen, ſo machen Sie eine Reiſe nach Pempelfort. Ich habe das leibhafte Pains Hill aus meinem Garten gemacht, die Grotte, den Thurm, das Gothiſche Gebäude und dergleichen ausgenommen. Er iſt ohngefähr noch einmal ſo groß geworden, als Sie ihn geſehen haben. Der Düßelbach hat einen andern Lauf genommen; es ſind Berge und Thäler entſtanden. — Ich wollte, Lene erzählte es Ihnen. Aber dieſe würde nur vom Hauſe ſprechen, welches auch noch einmal ſo groß geworden iſt, als es war, und ihr unſäglich viel zu ſchaffen macht. Ich hoffe mit dem Garten ohngefähr in 14 Tagen fertig zu ſeyn; Lene mit dem Hauſe erſt im Juni.

Die franzöſiſche Revolution hat mir den Winter durch viel zu ſchaffen gemacht, und ich hätte Ihnen eine Menge Dinge darüber zu

ſagen, die ich jetzt, da es mir ſo ganz an Munterkeit und Kräften dazu fehlt, wohl ungeſagt laſſen muß. Louiſe Stolberg hat mich in einem ſchönen Briefe an Lene erinnert, bei dieſen Umſtänden nicht zu ſchlafen. Zu dieſer Erinnerung kann ich nicht ganz ſchweigen. Sagen Sie dem treff= lichen Weibe, daß ich antworten werde, ſobald ich wieder etwas bei Verſtande bin.

---

185. An Georg Forſter zu Mainz.

Pempelfort den 19ten März 1790.

Lieber Forſter, Ich bin in einen ſolchen Sturm und Drang von Bauen und Pflanzen gerathen, daß ich Leſen und Schreiben darüber vergeſſen habe, und kaum meine eigene Hand noch kenne. In meine Pekeſche und einen langen weiten Mantel bis an die Augen eingewickelt, hand= thiere ich von der Morgendämmerung bis zur Nacht, ſeit vielen Wochen, Tag auf Tag un= ter meinen 25 bis 30 Arbeitern im Garten, und beiße zwiſchen durch mich herum mit allen Zünften des heiligen Römiſchen Reichs auf meinem Hofplatz und zwiſchen den Trümmern

meines Hauſes. Sehen Sie, in dem Augenblicke, da ich Ihnen dieſes ſchreibe, brechen ſie mir von der Bachſeite in mein Zimmer, und ich ſehe wirklich durch die Breſche; neben an werfen ſie die Wände ein, unterdeſſen man mir im Vorzimmer Thüre und Fenſter zumauert. Glauben Sie, daß ein Philoſoph ſo etwas erleben und ſeine Perſonalität ſalviren kann? Die meinige iſt längſt dahin, und wenn ich es etwa nicht ſelbſt bin, der an Sie ſchreibt, ſo nehmen Sie mir es nicht übel. Wenn Sie doch kommen und mich in integrum reſtituiren wollten! — Es jährt ſich nun in wenigen Tagen, daß Sie die freundſchaftliche Wallfahrt zu mir thaten, für die ich Ihnen noch immer nicht genug, noch immer nicht, wie ich gern möchte, meinen Dank gebracht habe. Sagen Sie mir doch, lieber Forſter, ſagen Sie mirs für ſich und für Thereſe, daß Sie wiederkommen wollen. O mit welcher noch ganz andern Freude ich Euch nun erwarten würde — und wie ganz anders Euch genießen! — Einen rechten Heißhunger fühle ich, Du lieber, guter alter, Dich zu haben, zu halten, zu erdrücken. —

Daß ich den Dûpaty, den Ihr Brief

vom 18ten mir überbrachte, noch nicht geleſen haben werde, ſehen Sie mir an der Naſe an, und es läßt ſich aus dem vorhergehenden auch durch Schlüſſe herausbringen. Unterdeſſen haben meine Schweſtern ſich mit dem Buche gütlich gethan, und ich freue mich darauf. Der erſte Band hat mir großes Vergnügen gemacht. Wer einem ſolchen Manne ſeine Fehler nicht verzeihen kann, der packe ſich und flicke alt auf Gaſſen und an Wegen. Gewiſſe empfindſame Eruptionen ſind das einzige was mir fatal an ihm iſt, nämlich da, wo ſie gemacht ſcheinen, wo er nur damit ausſtaffirt.

Seyn Sie barmherzig, liebſter Forſter, und antworten Sie mir bald einige Zeilen, damit ich erfahre, ob Sie mit Thereſe und Ihren Kindern wohl ſind und ſich des herannahenden Frühlings freuen. — O daß Sie auch einen Garten gepflanzt hätten, nun bald damit fertig wären, und bei jedem hervorbrechenden Blättchen einen Sprung thäten! — Grüßen Sie Sömmering, und Heinſen, und meinen Müller, dem ich unverantwortlich geſchwiegen habe. — Ich herze Sie mit innigſter Liebe.

186. An Heyne.

Pempelfort den 19ten April 1790.

Theuerſter Heyne, Ich ſende meinen Sohn, ſechs Monate nach ſeinem Abſchiede von Göttingen, dahin zurück, gemäß ſeinem eigenen Wunſche, der mich unendlich gefreut hat. Er wird ſich mit der Bitte, unter die Zahl Ihrer Schüler aufgenommen zu werden, bei Ihnen ankündigen, und zugleich Ihren gütigen Rath wegen eines ihm höchſt nöthigen Privatunterrichts im Griechiſchen zu erhalten ſuchen. Ein Blick, den Heyne von Zeit zu Zeit auf ihn würfe, würde den Eifer, der ihn jetzt beſeelt, wenn er je nachlaſſen ſollte von neuem anfachen. — Edler Mann, nur von Zeit zu Zeit einen ſolchen Blick auf meinen Sohn!

Vor vierzehn Tagen hatte ich die unerwartete Freude, Forſter und Humboldt bei mir zu ſehen. Sie konnten nur drei Tage bleiben, da ſie Brabant, Holland, England und Frankreich in einer Zeit von 3 Monaten einzunehmen ſich anheiſchig gemacht hatten. Ich hoffe, ſie erreichen Paris, noch ehe die Nationalverſammlung dort den Beinamen des Oxfortiſchen Parlamentes, unter Heinrich III. all-

gemein erhalten hat, und genießen das Schauſpiel einer Sitzung, wie die vom 9ten April. Die ſpeculative Philoſophie ſcheint dem practiſchen Wege, welchen die ſpeculative Theologie ehemals nahm, eine Parallele ziehen zu wollen; gelånge es ihr, wir wůrden bald erfahren, daß der letzte Betrug årger, als der erſte ſey. Dieſen Gedanken, den ich einem Heyne wohl ſo roh hinlegen darf, möchte ich kaum einem andern anvertrauen, ob ich ihn gleich einer Ausführung, welche die ſchårfſte Průfung nicht zu ſcheuen håtte, fåhig glaube. Bei allem dem bin ich nichts weniger als ein Antirevolutioniſt. Wollen Sie einen Beweis, daß ich ſogar zu den enragés gehöre? ſo leſen Sie nur unſeres Freundes Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. Wo darin von Mirabeau's gewaltigen Kråften und den Glåubigen an dieſe Kråfte geredet wird, da iſt am eigentlichſten meine Wenigkeit gemeint; meine Wenigkeit, die es ſich herausnahm, mit aller Demuth vor Unglück zu warnen, und darůber des Argwohnes, als könnte Zimmermann wohl über Dinge, die er nicht verſtånde, ſchreiben, verdåchtig wurde. Dieſe Anekdote iſt doch wohl luſtig

genug? beinahe ſo luſtig, als des chriſtlichen Mannes gewaltige Antipathie gegen Nicolai, Gedike uud Bieſter, denen er doch ähnlicher, als ähnlich, deren wahrhafte Carricatur er iſt. — Aber ich ſchreibe ja lauter Paradoxien! —

Empfangen Sie, liebenswürdiger, vortrefflicher Mann, meinen herzlichen Dank für das geneigte Ohr, welches Sie meiner Bitte für Kleuker liehen. Mit innigſter Ehrfurcht und Liebe der Ihrige.

---

187. An Dohm.

Pempelfort den 4ten Mai 1790.

Daß mein Freund Chriſtian Wilhelm von Dohm nicht ſelbſt König von Preußen und Herzog von Cleve war: dieß einzige vermiſſe ich an der Lütticher Sache. Dieſer einzige Umſtand iſt auch ſchuld an dem Angſtſchweiß des Geſchichtſchreibers, ſchuld, daß eine ſolche bewaffnete Geſchichte überhaupt geſchrieben werden mußte *). — —

*) Vgl. v. Gronau's „Chriſt. Wilh. v. Dohm nach ſeinem Wollen und Wirken. 1824." S. 176—190.

— — Der Biſchof von Lüttich, obgleich er weder ein guter Hirte noch ein gutes Schaf iſt, möchte ſich von der Wahrheit doch wohl nicht ſehr weit entfernen, wenn er ſagt: Depuis longtems les Liégois avoient été privés de nouveautés, c'étoit la seule chose qui leur sembloit manquer à un bonheur, dont ils jouissoient à satiété sous le gouvernement le plus doux, le plus tempéré qui ait jamais existé, et auquel certainement je n'ai jamais imaginé de rien changer. — Wirklich ſcheint der Lütticher Aufſtand mehr durch Erbitterungen einzelner Menſchen, denen Schwärmerei und Uebermuth zu Hülfe kam, erregt; als von ſelbſt aus einem gemeinſamen Triebe, dem ein wahres Bedürfniß zum Grunde lag, entſtanden zu ſeyn. Daß es den Lüttichern an Urſachen zu gerechten Klagen nicht fehlte, und ihr politiſcher Zuſtand großer Verbeſſerungen fähig war: davon kann man ſich ſchon a priori überzeugen. Aber ich frage, ob nicht dennoch ihr Zuſtand dem Zuſtande ihrer Nachbaren in Jülich und Berg, Geldern, Meurs, Cleve und Mark weit vorzuziehen war? Wir Jülichſchen und Bergiſchen preiſen uns ſchon ſelig, daß wir einem minder mäch-

tigen und nicht ganz uneingeſchränkten Fürſten unterworfen ſind; und wie elend auch die Verfaſſung des deutſcheu Reichs iſt, ſo ſehen wir es doch noch lieber in dieſem erbärmlichen, Geiſt und Herz darniederſchlagenden Zuſtande fortkränkeln, als verreckt daliegen, wie ein Aas, über welchem Adler oder — Raben ſich verſammeln, und aus dem die tödlichſte Seuche nun hervorgeht.

Die Strebe, womit Sie, um die ſchwache Seite der Nation daran zu lehnen, gleich zu Anfang Ihrer Schrift hervortreten, hat zu meiner ſchwachen Seite ins beſondere, nicht das rechte Maaß. Sie verſichern: „der große und letzte Zweck aller Förmlichkeiten ſey wahre und innere Gerechtigkeit der Sache.“ Ich glaube im Gegentheil, das Förmliche habe nichts mit der wahren innern Gerechtigkeit zu thun, ſondern ſey allein der Willkür entgegengeſetzt. Die Herrſchaft des innerlichen Rechts in menſchlichen Händen iſt mir von je her unter allen Uebeln als das größte erſchienen; weswegen ich mit meinem Freunde Claudius in ſeinem fünften Rade „dem Ungehorſam „überhaupt nicht gut bin, ſo viel Aufhebens „auch von einigen davon gemacht wird.“

Trefflich haben Sie den Cleviſch-Preußiſchen Ungehorſam in Ihrem XII. Abſchnitte durch die Umſtände entſchuldigt. Man kann nicht hinreißender ſeyn, als Sie an dieſer Stelle; und gewiß ergeht es Mehrern, wie mir, daß ſie über dieſer meiſterhaften Rede den frühern rechtlichen und politiſchen Werth der Revolution vergeſſen. Aber doch nur bis zum folgenden Abſchnitte. Hart mein Liebſter, wirklich ſehr hart fallen S. 92. die Vorſtellungen des Cleviſchen Directorialis auf; wie es denn auch ſcheint, daß Ihr Hof von ſeinen Anmaßungen nachher gern wieder etwas zurückgenommen hätte.

Mehr als ich ſchon geſagt habe, bedarf es nicht, mein Freund, um Sie mit meinen Geſinnungen in Abſicht der Lütticher Sache bekannt zu machen. Den Verdacht einer unvernünftigen Anhänglichkeit an verlebte ausgebrauchte Formen, können Sie auf mich nicht werfen. Eher verdiente ich den Vorwurf, daß ich alles was als Form für ſich allein betrachtet werden kann, zu weit herunter ſetzte. Form iſt Geſtalt der Sache; Ihr Ausdruck, nicht ihr Princip. Aber auf das innigſte ſind beide mit einander verknüpft: ganz ſo

innig, wie Vernunft und Sprache. Dieſe Vergleichung wäre einer ſehr fruchtbaren Ausführung fähig. Ich wage aber lieber einen Sprung, und die Vorausſetzung, daß Sie einer Stelle in meinem Etwas was Leſſing geſagt hat, ſich leicht erinnern werden, wo ich der abſcheulichen Wirkungen gedenke, welche das Chriſtenthum, da es aus ſich ſelbſt heraus ging, um äußerliches Regiment und alles in allem zu werden, hervorbrachte. Die Idee an ſich war groß und wahr; denn am Ende kommt doch alles auf innere Rechtſchaffenheit der Glieder einer Geſellſchaft an, welche keine noch ſo kluge und pünktliche Einrichtung je entbehrlich machen wird, und die wohl am eheſten und ſicherſten durch wahre Gottesfurcht zu Stande kommt. Der Fehler lag darin, daß man dem Buchſtaben, den man ſah, den jeder nachmachen konnte, ganz vertraute; ihn mehr achtete als den Geiſt, der ſich nicht auf dieſe Weiſe handhaben ließ. So wurde das Augenſcheinliche und Handgreifliche zum Princip, und die Meinung allgemein: das Leben verſtände ſich von ſelbſt beim Körper, und ergäbe ſich aus ihm als Folge.

Sie iſt ſo nahe vorüber dieſe Periode;

der zeitliche Buchſtabe ihres Irrthums wird mit Gewalt und Eifer überall zerbrochen: aber werden wir damit auch ſeine Seele getödtet haben? Mit zehntauſend neuen Kräften ausgerüſtet, wird ſie wieder auferſtehen, wenn wir dabei bleiben, daß von nun an eine reine Vernunft — nicht innerlich und im einzelnen Menſchen, ſondern äußerlich und überhaupt mit Beibehaltung aller unſerer Liebhabereien, ihrer Einrichtungen und Betriebſamkeiten — allein regieren, allein uns treiben und beherrſchen ſoll. Jenes kann ſie nicht; dieſes aber ſoll ſie können. Ich möchte wiſſen, wie ſie können wollte? Der Irrthum, als könnte ſie, würde, um als Wahrheit zu erſcheinen und ſich mit der That zu beweiſen, mehr Betrug, mehr Tyrannei, mehr alle Sittlichkeit und Geiſteswürde zerſtörende Mittel anwenden müſſen, als je der andere Irrthum zu Tage gebracht hat: es könne und ſolle alles nach der Religion eingerichtet, und ſie darum zur öffentlichen Sache gemacht werden.

In einem leſenswürdigen Aufſatze über den Geiſt unſeres Zeitalters von Reinhold, der im März und April des d. Merkurs ſteht,

wird ſehr darauf gedrungen, einem Mißver-
ſtändniß abzuhelfen, „welches in alle Provin-
„zen der menſchlichen Erkenntniß, Zwietracht,
„Mangel und Verwirrung bringe, und ſeinen
„Grund in dem unbeſtimmten, vieldeutigen,
„ſchwankenden Begriffe von der Vernunft
„und ihrem Verhältniſſe zur thie-
„riſchen Natur habe.“ Ehe dieſes Miß-
verſtändniß vollkommen gehoben ſey, und über
das Verhältniß des ſinnlichen Triebes zur
Selbſtthätigkeit der Vernunft keine ſtreitige
Meinung mehr ſtatt finde, könnten wir, ver-
ſichert Reinhold, weder zu einer ächten Ge-
ſchichte der Menſchheit, noch zu einer ſolchen
Politik, Jurisprudenz, Theologie — am al-
lerwenigſten aber zu einer Disciplin des Natur-
rechts gelangen. Die Forderung dieſes geiſt-
reichen Mannes weist, nach meinem Urtheil,
auf den rechten Punkt; und ob ich gleich,
da ich noch etwas mehr als er dabei im
Sinne habe, es nicht für ſo leicht anſehe,
ihr Gnüge zu leiſten, auch ſeine Erwartung
mir ſogar auf dem Grunde des Mißverſtänd-
niſſes ſelbſt, das er wegräumen will (nur
auf einer etwas tieferen Schichte) zu ruhen
ſcheint: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß wenn

nur in Abſicht dieſes Punktes das Mögliche gethan würde, die Menſchen über eine Menge Dinge ſich leicht verſtehen, und viele vergebliche Arbeit ſich erſparen würden.

Unterdeſſen freue ich mich, eine gewiſſe Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge ſich verändern und eine neue Geſtalt gewinnen müſſen; wo ein feierliches Ringen zwiſchen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont der Erde umfaßt. Ob ich das Ende der alten Periode, und den wirklichen Anfang einer neuen auch noch erleben, oder um die Mitternacht ſcheiden werde, ſteht dahin. Unterdeſſen laſſen Sie uns, lieber, edler Freund, jeden an ſeiner Stelle, thun, was unſer Geiſt uns gebietet, uud wozu Herz und Gewiſſen uns Muth und Freudigkeit ertheilen.

---

188. An Joh. Müller.

Pempelfort, den 16ten Juli 1790.

Ihr Manifeſt an Schlieffen iſt vortrefflich. Dawider iſt nicht ein Wort zu ſagen. Herzberg iſt wohl allein an Allem Schuld, und hat ſich bei dieſer Gelegenheit mehr als jemals

nach ſeiner Schilderung durch Mirabeau gefügt. Was ich aber nicht ſo ganz mit Ihnen fühlen kann, iſt Ihr deutſcher Patriotismus. Wir ſind ein armes Volk, und ich ſehe gar nicht ab, wie es beſſer mit uns werden ſoll. Das Menſchenverſtändige verſchwindet allmählig ganz aus unſerer Verfaſſung; alle ihre Einrichtungen werden ſo ſinnlos, ſo abgeſchmackt, ſo lächerlich, daß man oft mit einem: „Herr, erlaube uns, daß wir unter die Säue fahren! von ihr den Abſchied nehmen möchte.

---

189. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Berlin, den 17ten Jul. 1790.

Zwar nur auf Urlaub, aber mit faſt gewiſſer Hoffnung, aus dem Märkiſchen Sande hinüber in die heſperiſchen Gärten von Neapolis verſetzt zu werden, reiſe ich übermorgen mit Weib und Kind nach Holſtein und von dort nach Dänemark.

Ich hätte Ihnen, liebſter Jacobi, viel zu ſagen, aber ich bin heute in ſeelenzerrüt-

tendem Gewühl, durch welches man ſich immer durcharbeiten muß, wenn man ſeinen Wohnſitz verläßt, und eile daher zur Hauptſache.

Ich habe Ihnen geſchrieben, daß mich meine ſüße Hoffnung, unſern Nicolovius zum Hofmeiſter zu bekommen, getäuſcht hat. Ein anderer, welchen mir mein alter und geliebter Freund Funk in Magdeburg empfohlen hatte, iſt Feldprediger geworden.

Ich kenne nur 3 Menſchen, auf deren Empfehlung ich es wagen darf, einen ungeſehenen zu nehmen; Funk, Heß und Sie. Ich würde meinen Bruder zuerſt genannt haben, wenn er Gelegenheit hätte, junge Männer zu ſehen.

Ich verlange in einem Hofmeiſter Reinheit der Sitten, oder vielmehr Unſchuld des Herzens und wahres Bibelchriſtenthum, ſanften, heitern Sinn, Freudigkeit und Geiſtesfähigkeit genug, um nicht zu früh von ſeinen Zöglingen überſehen zu werden. Ich wünſche, daß er die Alten geläufig und mit dem Geiſte leſe, mit welchem man ſich im Leſen eines edlen Schriftſtellers veredelt. Er muß Geduld genug haben, um auch in den Dornpfa-

den der Grammatik, das heißt, in ihren nöthigen Elementen nicht zu ermüden. Mein älteſter Sohn wird in einigen Tagen 7 Jahr alt, der zweite im Herbſt 4 Jahr. Ich darf ſagen, daß es ſehr gute und hoffnungsvolle Kinder ſind. Ich, meine Frau und meine Schweſter werden ſich ein wahres Vergnügen daraus machen, dem jungen Manne auch dadurch das Leben leicht zu machen, daß wir ihm auf verſchiedene Stunden des Tages gern die Kinder abnehmen, und ihm Zeit zum Leſen, Beſuchen u. ſ. w. geben werden. Nach dem Maße ſeiner Liebe zu den Kindern nnd ſeiner Verdienſte um ſie wird er unſer Freund oder Herzensfreund ſeyn. Zum Herzensfreunde kann freilich die Dankbarkeit nicht machen, wer aber Kindern in einem hohen Grade das iſt, was er ihnen ſeyn kann, deſſen Herz und Geiſt ſind von der Art, daß man mit Empfindung für's Gute ihm nicht allein Dank weiß, ſondern ihn herzlich lieb gewinnt. O liebſter Freund, wenn Sie einen jungen Menſchen, wie ich ihn wünſche (oder auch einen älteren, wofern nur Jugendfreudigkeit in ihm lebt) wiſſen; o ſo bitte ich Sie, mir ihn zu verſchaffen! Mit Freude rüſte ich mich zur Reiſe nach ei-

nem Lande, nach welchem ich mich ſeit vielen Jahren ſehne, aber der Kummer, mit einem 7jährigen Knaben, an welchem mein Herz hängt, ohne Hofmeiſter zu reiſen, nagt an dieſer Freude in meinem Herzen. So ſehr ein Menſch einen Menſchen verpflichten kann, wird mein Jacobi mich verpflichten, wenn er mir einen ſolchen Mann anweiſet. Meine Knaben haben einen Mutterengel im Himmel, deſſen Seegen auf Ihr Haupt kommen wird!

Wofern Sie an Ihren Bruder oder Schloſſer ſchreiben, ſo ſagen Sie ihnen, daß ich keinen Neologen haben will, wäre er auch gelehrt, wie Ariſtoteles, und weiſe und gut, wie Xenophon.

Wenn es auf einen Lehrer für meine Kinder ankommt, ſo bin ich intolerant! Ob er Theolog oder Juriſt, lutheriſch oder reformirt iſt, iſt mir gleichviel. Aber er muß mit Einfalt an's Evangelium glauben. Ich hätte lieber einen ehrlichen Atheiſten, wenn es ſolche giebt, als einen Wiſchi-waſchi von zuſammengeknetetem Glauben und Unglauben, wie jetzt die meiſten Theologen ſind.

Ich drücke Sie an mein Herz.

190. An Georg Forſter nach Mainz.

Pempelfort den 29ten Jul. 1790.

Willkommen wieder in Deutſchland, mein Liebſter! Recht herzlich habe ich mich darnach geſehnt, Sie wieder näher bei der Hand zu haben. Darum war es nicht recht, daß Sie zehn Tage zauderten, mir Ihre glückliche Zurückkunft zu melden. Auch das war nicht recht, daß Sie meine Briefe nicht in Paris erhielten. Wie kann man nur ſo wunderlich reiſen? Woran Sie aber mit allem dieſem Schuld ſind, das errathen Sie wohl nicht. Sie ſind Schuld, daß ich eine Epiſtel über die Philoſophie der neuen franzöſiſchen Geſetzgebung ſchreibe. Ich will Ihnen das Räthſel löſen, wenn die Epiſtel fertig und des Aufbewahrens werth iſt *). Auf Ihre drei Alphabete freuen wir uns mit Ungeduld. Ach ſagte ich zu Lene, wenn ich doch auch von meinen Reiſen ſo viel behalten könnte! —

Die Art, wie Sie von Rouſſeau reden, als hätte in ſeinen Confessions eine **große Seele** ſich preisgegeben, war mir nicht recht.

*) Jac. Werke. Th. 2. S. 513.

Erbärmlich klein iſt mir die Seele dieſes Menſchen, vornehmlich in den zwei letzten Bänden ſeiner Confessions erſchienen. Er iſt weit davon entfernt, zu glauben, daß er ſich preisgebe; ſo wie er da ſteht, gefällt er ſich ſelbſt vor allen andern Menſchen.

Wahrſcheinlich ſchon in dieſer Woche wird Sie mein Freund Kleuker, den Sie, wenn ich nicht irre, ſchon einmal in Pyrmont geſprochen haben, beſuchen und Ihnen ein Empfehlungsſchreiben von mir überreichen. Ich liebe und ehre dieſen geiſt- und kenntnißreichen Mann ungemein; empfangen Sie ihn als meinen Freund.

Grüßen Sie Thereſen aufs Herzlichſte von mir, und ſagen Sie ihr, wie ich gewiß an kein tauſendjähriges Reich, und wohl am wenigſten an das franzöſiſche, glaube. Sagen Sie ihr, der in ſeinem 31ten Jahre Allwills Papiere und den Woldemar ſchrieb, hoffte ſchwerlich im 47ten von den Menſchen mehr als von ihnen zu hoffen iſt.

191. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Bernſtorf den 31ſten Aug. 1790.

Liebſter Jacobi, Ich ſage Ihnen den heißeſten Dank für die Liebe, mit welcher Sie meine Sache zu der Ihrigen gemacht haben. Ach warum muß Ihr liebenswürdiger H. in der wichtigſten Sache ſo verſchieden von mir denken! Gott wolle uns und unſere Kinder vor dem Gifthauche des Genius unſerer Zeit bewahren, daß wir und ſie ſtehen bleiben, ob auch tauſend fallen zu unſerer Rechten und zehntauſend zu unſerer Linken. Fahren Sie fort, Erkundigungen nach chriſtlichen Jünglingen, welche die Modephiloſophie nicht gefangen hat, einzuziehen. Verſchiedenheit der Auslegungs-Art in gewiſſen Meinungen ſoll mich nicht abhalten. Nimmt der junge Mann mit Einfalt des Herzens die heilige Schrift an, ſetzt er ſeine Hoffnung auf den, dem ſich alle Knie im Himmel, auf Erden, und unter der Erde beugen ſollen, ſo werden Syſteme uns nicht trennen. Thut er das nicht, ſo kann, ſo darf ich ihm meine Kinder nicht anvertrauen,

wäre auch der Mann in dem Styx der Philoſophie gehärtet und mit homeriſcher Feuertaufe geweiht.

Im nächſten April werde ich wohl mit Weib und Kindern meine Wallfahrt antreten. Einen Theil des Sommers denke ich in der Schweiz zuzubringen. Ich meine gehört zu haben, daß Sie dieſelbe Abſicht hätten. O das wäre herrlich!

Plane für das künftige Jahr ſind freilich immer ſehr sujets à caution. Ein Halbweiſer möchte Sie ironiſch belächeln, aber der Weiſe weiß, daß auch unſere ungewiſſen Hoffnungen, ſelbſt wenn ſie unerhört bleiben, Realität haben und in den großen Plan des mütterlichen Allvaters gehören, welcher Sonnen und Kinder am Gängelbande führt.

---

192. An Wilhelm von Humboldt.

Pempelfort den 9ten Sept. 1790.

— — — Den Dank, den ich wegen Ihrer trefflichen Anmerkungen zu der Jenaer Beurtheilung meiner neuen Ausgabe für Sie auf dem Herzen habe, kann ich Ihnen nicht eher bringen, bis ich Ihnen zugleich meine Abhand-

lung, über das legiſlative und executive Vermögen der alleinigen Vernunft, überreiche. Ich habe ſie heute, ſo weit ſie fertig iſt, wieder durchgeleſen, und neuen Muth zur Vollendung gefaßt. —

Wahrlich, ich brenne vor Verlangen, mich über die Kantiſche Philoſophie einmal ganz ausführlich zu erklären. Dieſes aber wüßte ich nicht anders anzufangen, als indem ich ihr Verhältniß zu den frühern Philoſophieen Anderen in das Licht meiner Augen ſtellte, welches viele und große Anſtalten erfordern würde. Das Glück der Kantiſchen Philoſophie iſt mir ebenſo begreiflich, als der allgemeine Eindruck und die große, noch fortdauernde Wirkung des Buches de l'Esprit vor dreißig Jahren. Deßwegen kann ich mich auch nicht einmal darüber wundern, daß eine ſo grobe Täuſchung, als diejenige, worauf die Kantiſche Moralphiloſophie und Theologie beruht, noch von niemand entdeckt worden iſt. Auch dieſe Täuſchung iſt älter als Kant. Man kann auf dieſen merkwürdigen und von mehrern Seiten wirklich großen Mann ein treffliches Wort von Turgot anwenden: „Il a perfectionné les abus.“ Wirklich hat er den Mißbrauch der Speculation

als Gebrauch im allerhöchſten Grade vervollkommnet, ihn wirklich zur Vollendung gebracht, und ſo eine unausbleibliche Revolution herbeigeführt, worin er Epoche macht. Seine poſitiven Verdienſte um die Logik, folglich um die Anthropologie überhaupt, werden ſeinen Ruhm erhalten, ſo lange das Räderwerk unſerer Urtheile ſeine Zähne behält.

— Können Sie mir nicht ſagen, mein Liebſter, in welchem Jahrgange und Monat-Stücke des Muſeums die in Kleins Geſprächen über Freiheit und Eigenthum S. 95 angezogene Abhandlung ſteht? Ich habe dieſe Geſpräche wegen der vielen ſcharfſinnigen, oft tief geſchöpften Bemerkungen, richtigen Urtheile und trefflichen Gedanken, die ſie enthalten, mit großem Vergnügen geleſen, ungeachtet der unglücklichen Form von Geſprächen zwiſchen lauter Geſpenſtern, (von wirklichen Menſchen, wie in der Vorrede verſichert wird) die ſich unaufhörlich ſperren, um nicht in einander zu fließen, und es gleichwohl, wenigſtens nach dem Augenſchein des Leſers, nicht vermeiden können.

Künftigen Monat, den 31ſten, werden es zwei Jahre, daß ich Sie, mein Freund, zum

erſtenmale ſah, und gleich von ganzem Herzen liebte. Mann, wo ſehen wir uns einmal wieder? In Wahrheit, ich dachte nicht, daß Sie eine ſo gute Meinung von mir gefaßt hätten. Jetzt weiß ich, daß Sie eine zu gute von mir haben. Aber ſo wohl thut es mir, von Ihnen geliebt, von Ihnen geachtet zu ſeyn, daß ich ſelbſt die Gefahr eines ſolchen Irrthums wohl laufen mag. Von gewiſſen Seiten, weiß ich, daß ich bei Ihnen nie verlieren kann, ſondern, immer mehr gewinnen muß, und ſo wird ſich das Gleichgewicht beſtändig wieder finden, ſowohl zum Vortheile der Wahrheit als der Freundſchaft. Was ich unausſprechlich bedaure, iſt, daß bürgerliche und politiſche Geſchäfte Sie allmählig ganz verſchlingen werden. Werden Sie, ich bitte Sie flehentlich darum, der Philoſophie doch nicht ganz ungetreu. Die Bemühungen eines freien und markigen Denkers, ſey es auch blos in Nebenſtunden, ſind fruchtbarer als die Schweißſtröme der Leute vom Handwerk. Ja wohl Handwerk! Mir iſt bei dieſen Leuten, als ſähe ich einen Lyoner Modell-Punctirer oder Zugwerk-Knüpfer mit Verachtung auf die ungefähren Pinſeleien eines Le Sueur oder Poußin herabſehen. Freilich

kann man mit den Händen die Baumwolle nicht ſo fein ſpinnen, als ſie die Spinnmaſchine liefert; mit dem bloßen Auge nicht ſo weit ſehen, als mit Herſchel's Seh-Rohr; aber ich denke, wir behalten dennoch unſere Hände, unſere Augen — unſere Spontaneität.

---

193. An den Gen. Superintendenten Ewald zu Detmold.

Pempelfort, am Thomastage 1790.

Verzeihen Sie, liebenswürdiger, theuerſter Ewald, daß ich Ihnen meinen Dank für Ihre geiſtreiche und gedankenvolle Schrift über die Kantiſche Moralphiloſophie nicht früher brachte.

— Mich verlangt zu ſehen, wie die Leute des Mannes von Königsberg es mit dem Büchlein halten werden. Wahrſcheinlich tadeln ſie nur dieſes und jenes an Ihrer Darſtellung des Kantiſchen Lehrbegriffs und übergehen Ihre Inſtanzen, als wenn dieſe damit aufgehoben wären. Unſere Puritaner hätten eine ſolche Handlungsweiſe um ſo weniger ſich eigen machen ſollen, da die ganze Kantiſche Philo-

ſophie über lauter Inſtanzen erbaut und ein recht eigentliches Syſtem von Geheimniſſen iſt. Was Sie in Ihrem ſiebenten Briefe Vortreffliches und in dem folgenden faſt durchaus bis ans Ende vorbringen, trifft die pünktlichſte Darſtellung der Kantiſchen Moralphiloſophie härter, als es ſelbſt Ihre eigne etwas minder pünktliche hat treffen können. Es iſt Ihnen ergangen, wie es mir anfangs bei der Kritik der reinen Vernunft erging: Sie konnten ſich die Sache ſo arg nicht vorſtellen, wie ſie iſt. Dieſes war mir beſonders auffallend in dem ſo vorzüglich ſchönen und erhabenen vierten Briefe. Kant leidet hier Gewalt und Unrecht, und Sie werden ſehen, wie er mit einem unendlich größeren Unrecht angethan Ihre Vorwürfe zerſtäuben wird. Einen conſequenteren Philoſophen wie Kant trug die Erde nie; zwiſchen ſeinen dogmatiſchen Brüdern ragt er, wie ein Rieſe, hervor, denn er nahm auf der höchſten Spitze ihrer Berge ſeinen Stand; ſo lange dieſe nicht unter ihm ſinken, wird ſeine Herrſchaft kein Ende nehmen. Auch ſehen wir Reinholden ſchon aufs eifrigſte damit beſchäftigt, den Militem perpetuum einzuführen. Alle dieſe Dinge habe ich über die großen Be-

gebenheiten in Frankreich, den Unruhen in Brabant und Lüttich, etwas aus dem Geſichte verloren; ich bin aber zu einer Rückkehr mit dem neuen Jahre ſchon entſchloſſen, und hoffe Ihnen auf das kommende Frühjahr eine Abhandlung über Freiheit, Naturrecht, bürgerliche Geſetzgebung und Religion überreichen zu können, worin ich meine Vorſtellungsart von der Kantiſchen auf das Beſtimmteſte zu ſondern Willens bin. Wenn mich nur nicht bei der Ausarbeitung des negativen oder kritiſchen Theils der Ekel überwältigt und ich davon laufe.

Hier am Schluſſe muß ich mit ein Paar Worten eines Fleckens gedenken, der mich in dem Genuſſe der erhabenſten Stelle Ihres Buches auf eine unangenehme Weiſe geſtört hat. Sie ſagen S. 46: „Widernatürliche Grauſam„keit wär' es, das (höchſte, heiligſte im „Menſchen) öffnen und zergliedern wollen „bei lebendigem Leibe. Man kann es, aber „Tod folgt darauf.“— Lieber Freund: wenn man dieſes wirklich kann, (welches ich leugne) und die Folge iſt Tod; ſo iſt das höchſte, heiligſte im Menſchen nicht des Aufhebens werth; ſo iſt es ein Phantom.

Sie wiſſen daß ich ſeit einigen Monaten ſo glücklich bin, den wackern Hildebrand in meinem Hauſe zu beſitzen. Er empfiehlt ſich Ihnen auf das angelegentlichſte und betheuert, daß Sie noch vor Ende dieſes Jahres einen Brief von ihm erhalten ſollen.

---

194. An Dr. Reimarus.

Pempelfort den 29ten Dec. 1790.

— — Die Nachricht von einer neuen Ausgabe der Betrachtungen ihres würdigen Vaters über die natürliche Religion, und Ihren ſchönen Eifer, den Werth dieſes vortrefflichen Werkes noch immer mehr zu erhöhen, hat mich auf eine höchſt angenehme Weiſe gerührt. Aber wie kommen Sie dazu, mein Freund, ſich bei dieſer Gelegenheit mit Fragen an einen Mann zu wenden, der ſeine vollkommne Unwiſſenheit in Abſicht der Gegenſtände dieſer Fragen — nicht unter verſiegeltem Couvert und vielleicht nur ſpottweiſe anvertraut — ſondern an die große Glocke gehangen und feierlich zu jedermanns Wiſſenſchaft gebracht hat? Das mögliche Daſeyn endlicher Weſen, womit, (nach

meiner Philoſophie) Zeit und Raum, nebſt den Formen unſeres Denkens, auf eine begreifliche Weiſe gegeben ſind, iſt für mich das Geheimniß aller Geheimniſſe. Aber ſo wenig Ewigkeit durch Zeit hervorgebracht, dargeſtellt, oder erfüllt werden mag, ſo wenig kann vergängliches Weſen die Seele der Natur, Lebendiges nur eine Modification des Unlebendigen, vernünftiges Daſeyn nur eine Zufälligkeit von Einſchränkung, eine leere Form, und nichtige Erſcheinung ſeyn. Darum glaube ich an einen Gott, der ein Geiſt iſt, und erkenne mich als ſein Geſchöpf. Hat er mich mit Händen gemacht? Ja! Denn hier, wo jeder, auch der entfernteſte Verſuch, durch Analogieen einer wirklichen Einſicht näher zu kommen, dem Irrthum entgegenſchreitet, iſt der hart anthropomorphiſtiſche Ausdruck, als offenbar ſymboliſch, der Vernunft — die entgegengeſetzte Wirkungsarten nie kann aſſimiliren wollen, — der liebſte. Auch habe ich nie begriffen, wie eine maſchiniſtiſche Vorſtellungs-Art erhabener und dem höchſten Weſen angemeſſener, als eine anthropomorphiſtiſche ſeyn ſollte. Der Glaube an Gott iſt uns allein in dem Geheimniſſe unſerer Freiheit, ohne welche ſogar Euklids er-

ſtes Poſtulat nicht denkbar wäre, gegeben. Darum dringt ſich dieſer Glaube allen Menſchen auf, und wir müſſen, durch den geilſten Mißbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung, alles Leben erſt verloren, ich möchte ſagen verhurt haben, ehe wir ihn los werden können*).

— Oefter, als mir lieb iſt, fällt mir über dem Studio der Philoſophie eine gewiſſe Stelle aus Triſtram Shandy ein, die ich auswendig behalten habe. „Nature had been prodigal in her gifts to my father beyond measure, and had sown the seeds of verbal criticism as deep within him, as she had done the seeds of all other knowledge — So that he had got out his penknife, and was trying experiments upon the sentence, to

*) Jacobi hat dieſe Stelle nachher in das Sendſchreiben an Erhard O**. (Werke Bd. 1 S. 250. 251.) aufgenommen. Solche Benützungen ſeiner eigenen Briefe waren überhaupt nicht ſelten, und gehörten zu den glücklichſten Eigenheiten ſeiner Compoſition. Die Stelle z. B. in Allwill's Papieren S. 186 — 198 (Werke Th. 1.) iſt wörtlich aus einem Briefe an Wieland vom 1. Mai 1776; und die Stelle S. 203 (Ebendaſ.) aus dem, in gegenwärtige Sammlung aufgenommenen Briefe 40. (Th. 1, S. 122 oben.)

see if he could not scratch some better sense into it.“

Sie haben vollkommen Recht, mein Freund, „daß es nichts neues iſt, zu lehren, daß die Subſtanzen nicht ſind was in die Sinne fällt.“ Schon die species des Stagiriten waren nichts anderes als unſere Erſcheinungen. Nur iſt von den Neueren dieſe Lehre mehr entwickelt und bis zu dem Schluſſe ausgeführt worden: es ſind nur mittelbare Wahrnehmungen, alſo nur Wahrnehmungen von Vorſtellungen möglich; alſo werden wir nur unſere eigenen Veränderungen gewahr; alſo läuft unſere ganze Erkenntniß zuletzt auf Empfindung, Imagination und Apperception hinaus, und iſt durch und durch rein ſubjectiv. Kant hatte das Herz, ſich dieſes zu geſtehen, und legte nun ſeiner Vernunft die Frage vor: Wie werden Empfindungen zu Gegenſtänden? Seine Auflöſung iſt ein Meiſterwerk, und ich begreife wirklich nicht, wie auch Sie, mein liebſter Reimarus, bei Ihrer Furcht vor ſtrohernen Beinen, und mit Ihrem Scharfſinne ſich erwehren können, der Bündigkeit ſeiner Schlüſſe zu huldigen.

„Es kann, ſchrieb ich vor ungefähr einem

Jahre an Reinhold, im Grunde nur einen Idealismus geben, und dieſer alleinige Idealismus war der unbekannte Gott, vor deſſen Altar die Liebhaber der ſpeculativen Philoſophie ſammt und ſonders, vornehmlich aber ſeit Carteſius, heute dieſem, morgen einem andern Idol ihre Andacht weeihten. Berkeley — wahrlich ein trefflicher Denker! — war hinter Locke auf gutem Wege; aber weder er ſelbſt, noch ſein Nachfolger Hume konnten dieſen Weg vollenden. Kant, mit einem Rieſenſchritte, erreichte das Ziel. Von der Stelle aus, wo er ſeine Fahne aufſteckte, überſehen wir Jahrhunderte des menſchlichen Denkens mit einer Klarheit, die ſein Werk iſt, wenn ſie gleich nicht ſein Zweck war. Die durch ihn vollendete, bewundernswürdige Theorie eines durchaus bündigen Idealismus verſchlingt alle die übrigen Syſteme, wie ehemals der zum Drachen gewordene Stab des erhabenſten Geſetzgebers die Stäbe der anderen Zeichendeuter und Weiſen."

---

195. An Joh. Müller.

Pempelfort den 1ſten Jan. 1791.

Empfangen Sie, liebſter Freund, meinen herzlichen Dank für die ausführlichen Nachrichten in Ihrem Briefe vom 28ten December. Die Hauptpuncte waren mir bekannt; und von dem Manne, der, wie man mir ſagte, „zu Mainz jetzt alles in allem iſt, und an jedem anderen Orte nichts ſeyn würde," entdeckte man mir auch den Namen. Aber wenn *** Ihr Ungenannter iſt; wie, beſter Müller, kamen Sie in aller Welt dazu, dieſen, wegen ſeiner Armſeligkeit berühmten Menſchen beim Fürſten zu erheben? — Danken Sie Gott, edler Mann, daß Sie aus einer Lage kommen, in der Ihnen ſo etwas begegnen konnte.

Ich bin überzeugt, wenn Sie einmal die Thore von Mainz hinter ſich haben, es wird Ihnen ſeyn, als erwachten Sie in einer beſſern Welt. Und Gott gebe, daß Ihr Herz Sie dann gerade nach Pempelfort führe! Ich weiß, es würde Ihnen wohl unter meinem Dache. Eilen Sie, liebſter Müller, in die Arme eines Mannes, der allein der Freundſchaft und den

Wiſſenſchaften lebt; der auch viele andere Dinge gekannt hat, und dennoch ſegt: es iſt nicht alles eitel!

Ich umarme Sie mit innigſter Freundſchaft.

---

196. Von J. C. Lavater.

Zürich, den 15ten März 1791.

So eben, Dienſtags Abends den 15. März, erhalt' ich Deinen lieben Brief, und freue mich, daß Du noch freundſchaftlich an mich denkſt — und beſonders Deiner zu erwartenden antiidealiſchen Belehrung.

Der gute Hamann! Auf ſeine zuſammengedruckten Schriften, von Dir commentirt, und ſein Leben freue ich mich herzlich. Wie wird Er nun das ewige Lebenslicht mit tauſend Sinnen, oder einem einzigen Allſinne verſchlingen ....

Kannſt Du mir keine Hoffnung machen, bald zu uns zu kommen? Ich bedarf unausſprechlich eines prüfenden Freundes, dem ich manches, Manches hinlegen möchte. Meine Philoſophie, Theologie, Moral, mein Glaube, mein Idealismus ſcheinen ſich mir immer zu läutern, zu harmoniſiren, zu vervollkommnen;

doch möcht' ich, ohne die ſchärfſte Prüfung der ſchärfſten Denker noch nichts als infallibel anſehen, wie klar und gewiß es mir auch ſcheinen mag.

Ich leſe jetzt mit großem Behagen, vieler Selbſtdemüthigung und unmittelbarem Nutzen für mich Sailers Glückſeligkeitslehre zweiten Theil. Welch ein reſpectabler Ernſt für Tugend und Menſchenwohl! Welche Erfahrung und Menſchenkenntniß! Welche Popularität und lichthelle Einfalt. Solch einen ernſten Weiſen verachten, heißt doch wohl Tugend und Unſchuld höhnen?

Sende oder bringe mir doch bald das an Erhard O.... Ich nähre mich ſo herzlich gern mit allen Antiphiloſophien du jour. Mir gehts — ſchlechterdings unbeſchreiblich. Doch verläßt mich nie der Glaube an einen ſich zu einem Specialgenius humaniſirenden Gott — was aber in mir vorgeht dazu hat die Sprache keine Sylben.

Adieu! Lieber, Edler, — will's Gott, bald zu uns kommender Jacobi.

197. An J. C. Lavater.

Pempelfort den 21ſten März 1791.

Der dritte und vierte Theil der Handbibliothek iſt angekommen. Ich habe im vierten geblättert. Die Auszüge aus Sebaſtian Frank ſind vortrefflich. Du haſt gewiß von einem Myſtiker aus dieſer Gegend, Gerhard Terſtegen, gehört. Unter ſeinen Büchern iſt eins das ich ſehr hoch ſchätze: Weg der Wahrheit, der da iſt zur Gottſeligkeit. So weit das Chriſtenthum Myſticismus iſt, iſt es mir die einzige Philoſophie der Religion, die ſich gedenken läßt; deſto weniger aber komme ich mit dem hiſtoriſchen Glauben fort.

Ich hoffe noch ein Paar Subſcribenten auf die Handbibliothek zu finden. Hompeſchen mag ich nicht dazu, ob ich ihn übrigens gleich ſehr liebe.

Es iſt umſonſt, daß man Dich um zeitliche Dinge fragt; ſonſt fragte ich Dich, wie es um die engliſche Phyſiognomik ſteht. Iſt ſie erſchienen, oder wird ſie noch erſcheinen?

— Die unphyſiognomiſchen Regeln auf eng-

liſch, die Du mir beſorgen wollteſt, habe ich auch nicht erhalten.

Gott ſey mit Dir, Du Lieber! Ich herze Dich brüderlich.

---

198. Von J. C. Lavater.

Zürich den 29ten März 1791.

Ich bin froh, lieber Jacobi, daß das dritte und vierte Heft der Handbibliothek angekommen.

Terſtegen kenn' ich nur von Alters her — und erinnere mich dunkel des unausſprechlich kindlichen Geiſtes, der in ſeinen Schriften herrſcht.

Myſticismus gewährt gewiß ächt myſtiſchen Seelen unausſprechlichen Genuß — und es iſt Thorheit, dagegen zu ſtreiten.

„Nie kämpft ächter Genuß entgegen „ächtem Genuſſe,"

aber geſtehen müſſen wir, daß das evangeliſch apoſtoliſche Chriſtenthum auf hiſtoriſcheren Gründen, als denen des Myſticismus beruhet. Menſchlicher, feſter, analoger, den gemeinſten und geiſtigſten Bedürfniſſen zugleich, ſcheint das apoſtoliſche Chriſtenthum.

Freilich auch die Summe des apoſtoliſchen Chriſtenthums iſt

„Gott — alles in allen.
„Gott — ein Licht, ohn' alle Finſterniß, alles in allen.
„Gott — ein Geiſt, und das ewige Leben, alles in allen.
„Gott — die Liebe — alles in allen.

Aber die Frage iſt von dem Wege zu dieſem Ziele. Dieſer, ſcheint mir, hat folgende Stationen. —.

a) menſchliches Leben Chriſti. —	herzlich kindlich geglaubt.
b) Tod Chriſti.	
c) Auferſtehung Chriſti.	
d) Himmelfahrt Chriſti.	
e) Geiſtesausgießung durch Ihn.	
f) Chriſtus — ich bin bei euch alle Tage — bis an der Welt Ende.	
g) Wiederkunft Chriſti —	
h) Reich Chriſti —	

Die engliſche Phyſiognomik iſt ohne meine Einwilligung — gegen meinen Rath, und unredlicher Weiſe zu meinem Schaden gemacht worden. Ich ſahe noch nichts davon.

199. An den Gen. Superintendenten Ewald zu Detmold.

Pempelfort, den 10ten Jun. 1791.

Wegen Ihrer Monatsſchrift, mein liebſter Ewald, und vornehmlich wegen der Anſprüche, die Sie in Beziehung auf dieſelben an mich machen, wünſchte ich mündlich mit Ihnen ſprechen zu können.

Ich habe bis jetzt als Schriftſteller noch keinen andern Beruf, als mein Nichtwiſſen darzuſtellen. Ich bin nicht geſandt zu den Hungrigen, ſondern zu den Satten, um dieſen wo möglich die Naturbegebenheiten des Hungers zu erklären. Mein Genius ſpricht hierüber ſo deutlich mit mir, daß ich ihn gerade zu in's Angeſicht ſchlagen würde, wenn ich mir herausnähme, auf irgend eine Art und Weiſe als Speiſemeiſter zu erſcheinen. Als einen Bettler will ich auch wohl in Ihrer Monatsſchrift mich zufällig anmelden, ſogar Ihnen im voraus verſprechen, daß ich in dieſer Eigenſchaft erſcheinen will: nur dürfen Sie als Mitarbeiter nicht auf mich zählen, noch weniger als ſolchen in Ihrer Ankündigung mich nennen. Die ſubjektive und objektive Oekono-

mie meiner Bedürfniſſe und Zwecke macht mir die größte Eingezogenheit zum Geſetz. Schloſſer habe ich längſt auf Ihre Einladung vorbereitet, aber keine Antwort erhalten. Sonſt ſchrieb er mir ſechs Briefe, ehe ich ihm einen ſchrieb; jetzt antwortet er nicht einmal, ſo ſehr iſt er mit Berufsarbeiten überhäuft.

Zu dem Titel: für höhere Geiſtesbedürfniſſe, kann ich nicht rathen, weil er allein ſchon den größten Theil der Leſer entfernen wird; und doch ſind es die Kranken, nicht die Geſunden, welche des Arztes bedürfen. Lavater ſchreibt es dem Geiſte der Zeit zu, daß ſein Journal keine Leſer fand; aber ein ſolches Ding, wie die Sammlung ſeiner Antworten war, iſt keinem Geiſte irgend einer Zeit angemeſſen. Leſſing verſtand das beſſer. Als man ihm vorwarf, daß er wider Götz ſchrieb, da doch Götzens Publikum nicht ſeine, und ſein Publikum nicht Götzens Schriften läſe: antwortete er: „das weiß ich wohl, aber „zwiſchen beiden iſt ein Publikum in der Mitte, „das will ich haben!

200. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Frankfurt, den 5ten Aug. 1791.

Sehr glücklich machte mich Ihre Freundſchaft, Herzgeliebter, als ich Sie nicht geſehen hatte und dennoch Sie innig liebte; aber nun nach der Prüfung des Glaubens, wie beſeligt mich der feſtere, ewige Bund nach dem Schauen! Unſere Herzen ſchlugen hoch in Wellen und vereinigten ſich wie zwei Ströme, die nun mit vereinten Waſſern dem herrlichen Ocean zueilen. Lieber Bruder, mir wird jedesmal ſo innig wohl bei dem Gedanken an unſern Bund. Wahre Kraft hienieden iſt nur in Vereinigung der Guten; ſie iſt der Bündel Pfeile in der Hand des Starken; alle Kräfte des Widerſachers ſind nur einzeln, ſo viel ihrer auch ſeyn mögen.

Ihr Bild und der lieben Schweſtern begleitet, belebt, beſeelt uns oft. Wir wollen, wir werden in trauter Gemeinſchaft mit einander bleiben, bis einem nach dem andern das Herz bricht, und dann wird die Knoſpe unſerer Freundſchaft zur ewigen Himmelspflanze ſich entfalten.

Welche Natur von Bonn bis Coblenz! Wie bleibt doch auch die freudigſte Erwartung hinter der großen Natur zurück! Es ging damit wie mit einem gewiſſen Manne; ich ahndete ſo viel, ich fand mehr.

Liebſter Freund, ich würde mich herzlich gefreut haben, Johannes Müller kennen zu lernen; aber unwiderſtehlicher Ekel gegen die Hofluft hielt mich zurück. Dazu kommt, daß Sophie nur das Unangenehme von dieſer Exiſtenz haben und wohl nicht bekannt genug mit Müller werden würde, um ſich durch ihn für die Frohnen des Hofes entſchädigen zu können.

Gott ſey mit Euch, Ihr Edlen und Lieben! Oder vielmehr, er mache Euch ſeine Nähe immer fühlbarer, denn er iſt gewiß mit Euch! Ich umarme Euch alle und freue mich mit inniger Rührung Eurer Liebe. Lebe wohl, Liebe. Lebe wohl, Bruder, ich drücke Dich an das Herz Deines

F. L. Stolberg.

---

201. An J. C. Lavater.

Pempelfort, den 21ten Aug. 1791.

Lieber Lavater, Stolberg kommt ohne mich,

aber etwas von mir hat er doch hier eingeladen; meinen zweiten ehelichen Sohn, Georg Arnold. Einen natürlichen Sohn von mir hatte Stolberg ſchon bei ſich, mit Namen Georg Heinrich Ludwig Nicolovius aus Königsberg, den ich mir erzeugt habe, ohne Dazuthun eines Weibes mit Vater Hamann nach dem Geiſte. Den Jonathanstitel welchen ich von Vater Hamann hatte, habe ich an ihn übertragen; und ſo bitte und fodre ich von Dir, daß Du ihn als einen ſolchen aufnehmeſt, ehreſt, an dein Herz drückeſt, und Dich ihm dahingebeſt. Wenig gleicht mir dieſer Jonathan von auſſen, denn er iſt ſehr verſchloſſen; aber innen wirſt Du finden, warum ich ihn ſo unausſprechlich liebe.

Meinen Georg Arnold empfehle ich Deiner Güte. Manches an ihm wird Dir gefallen. Siehe zu, daß Du ihm Zutrauen abgewinneſt, und etwas von dem in ſein Herz legeſt, womit Du jedes Menſchenherz zu erfüllen wünſcheſt.

Drei Wochen brachte der herrliche Stolberg, mit ſeinem eben ſo guten als geiſtreichen Weibe bei mir zu, und mir iſt ſeit Jahren nicht ſo wohl geweſen als in dieſem Umgange. Auch am Leibe wußte mich der Mann geſund zu machen.

Ich umarme Dich brüderlich.

---

202. An den Grafen von Windiſch-Gräz.

Pempelfort le 27. Aout 1791.

La mort de notre ami Sickingen m'a vivement affecté. Les qualités qu'il avait étaient bien à lui, ce qui fait que ceux qui l'ont connu et aimé doivent sentir qu'ils ont fait une perte dont on ne se console pas. J'en ai bien savouré l'amertume, et je veux la savourer aussi long-temps que je vivrai.

Je suis bien loin, mon ami, de blâmer votre aversion et votre mépris pour les intrigans et pour tous ceux qui veulent jouer le rôle de la providence sur la terre. Cependant il y a une reflexion à faire en leur faveur; c'est que le très-grand nombre de ces hommes inquiets est persuadé qu'il n'y a pas de providence; ils veulent qu'enfin il s'en établisse une; ils pensent combattre le cahos pour en faire éclore les Dieux immortels. Il faut les laisser faire et regarder.

Ma santé est comme vous l'avez vue il y a deux ans. Je désire l'hiver, puisqu'

il m'amenera de la solitude. J'ai des cahiers pleins dc réflexions que je voudrais revoir et accorder s'il est possible. Vous n'êtes certainement pas oisif, et je vous envie de n'avoir à faire qu' à la déraison des hommes, tandis que moi je suis aux prises avec la totalité des êtres.

Je vous embrasse avec une amitié dont vous devez sentir la réalité et la profondeur dans le principe même de votre être, qui ne vous a guère plus conformé à vous-même qu'il ne vous a conformé à moi.

---

203. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Zürich den 31ten Aug. 1791.

— — Vorigen Freitag kamen wir hier an und ſahen Lavater noch denſelben Abend, wie ſich verſteht. Ich finde in ihm ganz und vollkommen den alten Freund. Aber ſein Anſehen hat ſchrecklich gealtert. 1775 ſah er jünger aus als er war; jetzt ſollte man ihm etliche ſechzig geben. Ob er auf etwas ſteht, was auch Andere tragen kann? Der heilige Boden, auf dem er ſteht, kann und will uns

Alle tragen; aber wenn Gott ihn nicht hielte und halten müßte, ſo fiele er von dem Gerüſte, das er ſich auf dieſem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er ſtrengt ſeine innere Sehe fürchterlich an, um in unſerer Mondſchein-Nacht andere als reflectirte Sonnenſtrahlen zu ſehen. Das iſts, was ihm das Geſicht ſo durchfurcht. Die Neckereien ſeiner Feinde fechten ihn wenig an. Die hieſigen werden auch ſtiller; er wird in ſeinem Vaterlande mehr als je verehrt und geliebt. — —

204. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Genf den 14ten Oct. 1791.

Wir kommen eben von Copet. Ich hatte Necker mit Sophie ſchon einmal beſucht, während Dein Sohn und Nicolovius auf ihrer Wanderſchaft nach Chamouny waren. Heute haben auch dieſe ihn geſehen. Man hat Recht zu ſagen, daß Necker im Weſen viele Kälte habe. Aber mich entfernte dieſe Kälte nicht von ihm. Sie iſt nicht der unproductiven eines nordiſchen Klimas, ſondern der Kälte

hoher Berge gleich, welche mit ſtarker Vegetation der Gedanken und Empfindungen gar wohl beſtehen kann. Die Vorſtellung ſeines großen innern Werthes half mir gleich die Eiskruſte einzutreten, und ich konnte gar gemächlich auf feſtem Boden mit ihm fußen. Ich freue mich, ihn geſehen zu haben, hoffe ihn künftiges Frühjahr mehr zu ſehen, und brüſte mich mit der Vorſtellung, ihm den Philoſophen von Pempelfort vorzuſtellen, wie ich ihm heute ſeinen Sohn vorſtellte. — Neckers Frau iſt eine petite maîtresse savante de Paris — alſo nicht mehr von ihr.

Ich habe Mounier in einer Geſellſchaft geſehen. Du weißt, daß ſeine ſchüchterne Beſcheidenheit ihn unter ſeinen redſeligen und erzſtirnigen Genoſſen der N. V. auszeichnet. Unter anderen Menſchen, von humanen Stirnen, kann er wahrhaftig nicht als beſcheiden erſcheinen. Er ſpricht nicht ohne Verſtand, aber mit vieler Geſchwätzigkeit, ſehr entſcheidend, mit zu vieler Leidenſchaft, um gerecht ſeyn zu können. Immerhin war es mir intereſſant, den Mann zu ſehen, der mit Nachdruck auf die Eintheilung der N. V. in 2 Kammern drang, und der die Gräuel des 5ten und 6ten

Octobers 1789 enthüllte. Ich fühle aber gar keine Luſt, ihn näher kennen zu lernen.

Bei Deinem alten Lehrer le Sage bin ich dieſen Morgen geweſen. Seine freundliche Heiterkeit, ſeine Beſcheidenheit, die Liebe, mit der er von Dir ſprach, haben mir den guten Greis ſchätzbar gemacht. Bonnet haben wir noch nicht ſehen können. Bald war er ſehr krank, bald ſeine Frau. Montag, d. 17ten denken wir ihn zu beſuchen, wenn er uns dann noch nicht annehmen kann, ſo müſſen wir, wenigſtens für dieſesmal, drauf entſagen ihn zu ſehen. Denn den 18ten wollen wir unſere Reiſe nach Italien fortſetzen.

Als ich geſtern dieſes geſchrieben hatte, gingen wir in eine Geſellſchaft, wo Mounier war. Er war etwas weniger laut, als das erſtemal. Ein Mann von Verſtand iſt er gewiß, aber thöricht ſcheint mir ſein Wunſch und Hoffnung, daß ein durch Ergreifung der Waffen unterſtützter Congreß der Deutſchen Fürſten die Sache in Frankreich in ein Gleis bringen ſoll.

Gibbon habe ich in Lauſanne gleichfalls am dritten Ort geſehen. Ich liebe zu wenig den Geiſt des Mannes, als daß ich ihn hätte auf-

ſuchen wollen. Sein Weſen gefiel mir nicht. Er hat une aisance empruntée; ihm wird wohl im Zirkel einer Geſellſchaft, die mir ſehr unbedeutend ſchien, und von deren weiblichem Theil die Mylady Montague ſehr richtig, meiner Meinung nach, urtheilte: ce sont des duchesses sur des degrés de poules.

---

205. An Rehberg nach Hannover.

Pempelfort, den 28ſten Nov. 1791.

Ich erhielt faſt zu gleicher Zeit ein zweites Exemplar der Broſchüre von Burke, Ihre neueſten Aufſätze in der Literatur-Zeitung, und Ihr ſehr freundſchaftliches Schreiben vom 27ten Sept. Jetzt habe ich auch Ihren Auszug aus Burke's Appellation. Dieſe hat mich über alles, was ich Ihnen ſagen kann, frappirt, weil ich gewiß und wahrhaftig mich ſelbſt zu leſen glaubte. Ich hatte ſchon eine ähnliche Erſcheinung beim Leſen von Burke's erſtem Werke über die franzöſiſche Revolution; aber dießmal wurde die Erſcheinung meine Perſon, und meine Perſon die Erſcheinung, welches noch eine ganz andere Verlegenheit iſt. Nach Burke und nach Ihnen bleibt mir von dem, was ich

vor und nach über dieſen Gegenſtand zu Papier gebracht habe, faſt nichts mehr eigen, als eine Critik der droits de l'homme; und auch hier iſt mir Necker ſchon ins Gehege gekommen, und zwar an einer Seite, wo ich's am wenigſten erwartet hätte. Dennoch will ich drucken laſſen. Ich könnte das in Deutſchland ja ohne Gefahr, wenn ich auch wirklich und wörtlich ausgeſchrieben hätte; und wer eine Naſe hat, wird ſchon riechen, daß ich es nicht that.

Ihre Beurtheilung des Payne und des Gudin ſind zwei vortreffliche Ausarbeitungen. Ich ließ mir voriges Frühjahr mit den Rights of men den Common sense, den ich noch nicht geleſen hatte, aus England ſchicken. Der erſte Abſchnitt des Common sense würde mir eine hohe Meinung vom Verfaſſer gegeben haben, wäre mir nicht die Hauptidee ſchon aus Gravina bekannt geweſen. Aber daß er ſie aushob, war ſchon ein gutes Zeichen, und ließ mich mehr erwarten, als ich in den folgenden Abſchnitten voll ſeichter Herzenserleichterungen fand. In den Rights of men bin ich gleich zu Anfang ſtecken geblieben.

In der wichtigen Betrachtung über Rouſſeau's Contrat social in Ihrer Recenſion des

Gudin finde ich die beſtändige Abweichung des Verfaſſers von ſeinem Princip nicht ſo eigentlich gerügt, wie ſie es verdient hätte. So weit ich mich des Buchs erinnere, iſt der Begriff der volonté générale darin auch nicht ſo rein beſtimmt, wie Sie es annehmen, und konnte deßwegen viel leichter mit der volonté de tous in eine mögliche Uebereinſtimmung gebracht werden. Ich ſchreibe dies aus meiner Kladde und will Ihnen lieber wörtlich geben, was ich blos für mich über das Buch hinwarf. Le contrat social est un ouvrage admirable par ce qu'il contient, mais un très-mince ouvrage par ce qu'il est. Cette belle distinction que Rousseau fait entre la volonté générale, et la volonté de tous, il l'abandonne à tout moment. C'est que la volonté générale ne sauroit être la propriété d'une société particuliere; c'est la raison seule qui la dicte, et qui la dicte également à tous les hommes. Rousseau a mal saisi sa propre idée, ce qui est évident par la maniere ambigue, dont il prouve d'abord au commencement de son livre, que la volonté générale ne sauroit errer. Il lui arrive bien pis dans la suite. Tous ces so-

phismes sur la volonté générale particularisée et puis encore distinguée de la volonté de tous, reviennent à ce grand sophisme originaire, que j'ai analysé dans mes remarques sur les impertinences, que P. et M. ont dites à Hobbes. La volonté générale des hommes d'aujourd'hui est d'avoir des écus, et certainement cette volonté là n'anéantit pas l'individu, ce que la volonté vraiment générale, en tant qu'elle est générale, doit faire nécessairement. Tout ce que Rousseau dit contre le Christianisme dans son chapitre sur la religion civile, peut se dire avec beaucoup plus de fondement encore contre la raison en la supposant dans sa perfection; car la raison alors anéantiroit l'individu dans un bien plus haut degré, que ne le feroit la religion chrétienne dans sa perfection. Conclusion: que le contrat social, comme système, est un ouvrage superficiellement profond, et profondément superficiel, ce qui fait un très mauvais ouvrage.

Was Sie über das ökonomiſtiſche Syſtem (S. 539 und 540) ſagen, iſt durch und durch richtig. Freilich können die Menſchen nur in

ſo fern vollkommen gut regiert werden, als ſie keiner Regierung bedürfen: und ſo wäre dann auch durch den despotisme légal das Geheimniß eines nur activen Gehorſams und vollkommener Freiheit an's Licht gebracht.

Wenn ich mich hier gehen ließe, ſo würde ich ſelbſt in eine Herzenserleichterung ohne Ende über die verzweifelte Frage der Menſchheit zu jeder Zeit, vornehmlich aber in unſern Tagen der Aufklärung und allgemeiner Tauglichkeit — zu Nichts gerathen.

So gern hätte ich Sie vorigen Sommer geſprochen, großentheils auch um Sie mit der Theorie meiner tiefen Schwermuth hierüber bekannt zu machen.

Daß Sie glauben ſollten, das hiſtoriſche Syſtem ließe ſich in Beziehung auf den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge beſſer behaupten, als das metaphyſiſche, kann ich mir kaum vorſtellen. Was iſt, hat ja durchaus keinen vernünftigen Grund mehr in dem, was war. Der Wein bliebe freilich beſſer auch in dem morſcheſten Faſſe, als ſich im Wegfließen zu zerſtören; aber wenn das Faß aufhört ein Faß zu ſeyn, und ihn nicht mehr halten kann, was ſoll er thun? — Ja, Lieber! Haltung hat

ein hiſtoriſches Weſen allein; aber die alte Hiſtorie iſt offenbar zu Ende, und die Mährchen, die ſie fortſetzen ſollen, ſind zu abgeſchmackt, als daß ſich die Vernunft damit vertragen könnte. Womit fangen wir nun eine neue Geſchichte an! Etwa mit Tauglichkeit zu Tauglichkeit? — *Δός μοι ποῦ στῶ*!!!

---

206. An Georg Forſter zu Mainz.

Pempelfort, den 9ten Febr. 1792.

Dohm hat keinen Platz gelaſſen zum Nachſchreiben für mich; darum lege ich dieſes Blatt in ſeinen Brief, damit Sie mit dieſem, als der Hauptſache anfangen.

Fünf Wochen alſo, wie Sie geleſen haben, brachte Dohm, mit Weib und Kind, bey mir zu. Wir lebten wie Brüder, und hatten uns ſo eingerichtet, daß es nur beſtändig ſo hätte fortdauern mögen. Ein Dritter hätte nicht gerathen, wer Herr oder Frau im Hauſe wäre. So, mein liebſter Forſter, möchte ich auch Sie, mit Ihrer Thereſe und Ihren Kindern, einmal bei mir haben — ſo recht wöhnlich bei mir haben. Es klingt etwas anma-

ßend, wenn ich Ihnen ſage, daß Dohm Ihnen nicht weniger als mir dieſes wünſchte. — Möchte Ihnen jetzt doch wieder recht wohl ſeyn, mein Theuerſter! Ich darf nicht klagen darüber daß ich ſo lange nichts von Ihnen erfuhr, denn es iſt meine Schuld. Den ganzen November und December war ich in läſtige und verdrießliche Geſchäfte verwickelt; mehrerlei drängte ſich zuſammen, und es iſt im eigentlichen Wortverſtande wahr, daß ich keine Minute zu einem freien Gebrauch übrig hatte. Gegenwärtig bin ich wieder in demſelben Falle, nur auf eine etwas andere Weiſe. Ich habe Nicolovius in Königsberg ein Bändchen auf die Meſſe verſprochen, das muß durchaus fertig ſeyn, und will nicht fertig werden. Immer geht es mir ſo, und immer ſchwöre ich dann, daß es mir nicht wieder begegnen ſoll. Ich will nun auch nicht wieder ſchwören. Was ich ausarbeite rathen Sie nicht, und ich will es Ihnen auch nicht ſagen, damit Sie mir kein verächtlich Geſicht dazu machen, weil es ſo etwas von alten Erbſen an ſich hat; aber ſehen ſollen Sie es, ſo bald es nur eben ſichtbar geworden iſt.

Es wäre ſehr großmüthig, wenn Sie bald

ſchreiben wollten; denn wahrlich ich ſehnte mich längſt zu wiſſen, wie es in Ihrem Hauſe ſteht und Sie alle den Winter durchgebracht haben.

Tauſend Grüße von meinen Schweſtern, die mich nach Carlsruhe begleiten, folglich auch durch Mainz kommen werden.

Ich drücke Sie, Liebſter, Beſter, an mein Herz mit unvergänglicher Liebe.

---

207. An N....

Pempelfort, den 21ten Febr. 1792.

Jede Ausſicht, Ihnen, mein Theuerſter Freund, zu etwas gut ſeyn zu können, hat ſo viel erquickendes für mein Herz, daß Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 11. dieſes ſchon dadurch allein, daß es einen Auftrag enthielt, mir ſehr erfreulich wurde.

Ihr Sohn iſt, wie Sie wiſſen, ſchon Mittwoch Abend bei mir angekommen. Er hat an Max geſchrieben, um ihn zu bitten, auf Freitag einen Platz auf dem Aachner Wagen für ihn zu beſtellen. Da er gleich bei ſeiner Ankunft von mir hörte, dieſes ſey nicht geſchehen, und Sie wollten, daß er bis Montag

bliebe, war er ſehr betroffen, unterdrückte aber ſehr gut dieſe unangenehme Empfindung und ergab ſich mit Heiterkeit in Ihren Willen. Dieſe Ergebung habe ich, und haben wir alle hier durchaus an ihm wahrgenommen, und auf ſie ſtützt ſich meine Hoffnung, daß er zum Guten noch geleitet werden könne.

Wenn ich einen Menſchen kennen lernen will, ſuche ich zu erfahren, wie es in ſeiner Imagination ausſieht, in was für Wünſchen und Hoffnungen er ſich am mehrſten gefällt. Dieſes ſuchte ich nun auf mehreren Wegen von ihm zu erfahren, und hatte meine größten Hoffnungen dabei auf Max geſetzt. Wir haben aber nichts herausbringen können. Er ſcheint keine Phantaſie und aus ſich ſelbſt keinen Plan zu haben, an dem er auf irgend eine Weiſe mit Neigung hinge. Aber der Vorſatz hinfüro fleißig zu ſeyn, iſt gewiß aufrichtig in ihm; eben ſo aufrichtig iſt auch ſein Wunſch, ſich überhaupt zu beſſern, bei dem er ſich aber ſeiner Schwachheit bewußt iſt, und es offenherzig geſteht, daß er der Gelegenheit nicht widerſtehen könne, weil der gegenwärtige Augenblick ſo gewaltig auf ihn wirkte, daß er ihn alles vergeſſen ließe.

Dieſes Geſtändniß, welches er gewiß auch Ihnen thun wird, wenn Sie ihm Gelegenheit dazu geben, ruft die väterliche Hülfe auf, ſo daß der Vater mit dem Sohne ſelbſt über die Mittel der Strenge, die ihm nöthig ſind, freundſchaftlich zu Rathe gehen kann. Unterdrücken Sie, liebſter Freund, allen Unwillen, und laſſen Sie den armen jungen Menſchen nur Ihr Mitleiden, Ihr tiefes väterliches Mitleiden mit ihm, ſehen. Sagen Sie ihm, ein Vater könne ſein Kind nicht verlaſſen; das litte ſein Herz nicht; ſo lange noch ein Schimmer von Hoffnung für das Kind wäre, ließe er dieſe Hoffnung nicht fahren; die Sorge für ſein Glück, die nicht in ihm wäre, müſſe doppelt im Vater ſeyn. Auf dieſe Weiſe werden Sie in dem jungen Menſchen Mitleiden mit ſich ſelbſt erwecken, und dieſes Mitleiden wird ſich dadurch, daß es ein Theil des väterlichen Mitleidens, und Mitleiden mit dem Vater ſelbſt iſt, veredeln. —

Daß Walter ausblieb, iſt mir nicht leid; ich hätte wahrſcheinlich, wenn er gekommen wäre, Ihren Sohn weniger kennen gelernt. Ich wünſchte aber doch ſehr ihn zu ſprechen, das heißt, ihn auf ein Paar Tage hier bei

mir zu haben. Wie ich ihn finde, will ich Ihnen alsdann offenherzig ſchreiben. In ſeinem ſchriftlichen Aufſatze gefällt er mir. Daß Ihr Sohn Waltern von Herzen zugethan ſey, dafür glaube ich Ihnen ſtehen zu können. Ich habe ihn auf alle Weiſe hierüber ausgeforſcht und ausforſchen laſſen, und immer daſſelbige gefunden. Das iſt ein gutes Zeichen. Braucht nun Walter das Anſehen, das er über den jungen Menſchen mit der Einwilligung deſſelben erhält, als ein rechtſchaffener Mann und mit Weisheit; ſo wird der erſte Erfolg davon ſeyn, daß jener unfehlbar Kenntniſſe erwirbt, und die vollkommene Leerheit, die in ihm iſt, ausgefüllt wird. Mit den Kenntniſſen, die er erwirbt, wird er eine ganz neue Art der Freude, des Wohlſeyns, des Gefallens an ſich ſelbſt kennen lernen. Die ſchlimmſten Gewohnheiten, die er an ſich hat, werden ſich verlieren; ſein moraliſcher Sinn wird erwachen und zu Kräften kommen, ſein Geſchmack ſich veredeln, und ſo allmählich ein Mittelpunkt in ihm entſtehen, an dem ſich das Gute anſetzen und ſein Charakter ſich bilden kann. Weil der arme Jüngling ſo ganz leer iſt, darum kann er ſich nicht helfen. Man muß ihm alſo von dieſer

Seite mit Gewalt zu Hülfe kommen, übrigens aber ihn mit allen Vorwürfen wegen des vergangenen, und was daraus erfolgt iſt, verſchonen. Alle Schuld, als Schuld, muß abgethan ſeyn; das Mitleiden über den gegenwärtigen Zuſtand muß ſie verſchlingen. Keine Verſprechungen der Beſſerung dürfen angenommen werden; denn ſo lange ſeine Neigungen nicht verändert ſind, kann er ſich nicht beſſern; und kein Menſch auf Erden kann ſeine Neigungen durch einen bloßen innerlichen Entſchluß verändern. Aufwallungen, die nach dergleichen ausſehn, kann man wohl in ſich und andern hervorbringen; aber die taugen nichts. Ihre Wirkung, weil ſie nie Stich halten, iſt, daß das Herz welk wird und ſich allmählich verſtockt. Die ruchloſeſten Menſchen ſind es auf dieſem Wege geworden; denn da ihr guter Wille, ihre guten Vorſätze ihnen nie Stich hielten, ſo lernten ſie über Grundſätze und Tugend lachen, nnd jede Regung dahin wurde ſo erſtickt, daß ſie zuletzt gar keine Anfechtung mehr davon litten. Ueberhaupt ſind alle Anſprüche an Empfindungen, Neigungen, freie Willensbeſtimmungen eines Anderen, die nicht ſchon da ſind, das kräftigſte Mittel ſie

nicht aufkommen zu laſſen. Wer ſolche Anſprüche macht, hat allemal unrecht, weil er fordert, was in dem gegenwärtigen Augenblick unmöglich iſt. Alles Unrecht aber empört. Kommt die Ueberzeugung hinzu, daß ich die Empfindungen, Neigungen, freie Willensbeſtimmungen, die von mir gefordert werden, billig haben ſollte, und ſie doch nicht in mir finde, ſo kommt leicht eine niederträchtige Reſignation hinzu, die ſich bald in Schamloſigkeit verwandelt. — —

---

208. An Georg Forſter zu Mainz.

Pempelfort den 31ten März 1792.

So eben, mein liebſter Forſter, habe ich Ihre vortreffliche Einleitung zu Ihren neueſten Reiſeſammlungen zu Ende geleſen, und bringe Ihnen meinen tiefempfundenen Dank für die mannigfaltigen wichtigen Belehrungen, welche ſie für mich enthielt; für den ſchönen Umgang, den ſie mir, unter dem Leſen, mit einem kenntnißreichen, edeln, philoſophiſchen Manne gewährte, und vielleicht am mehrſten für die Luſt an meinem Freunde, die ſie mich empfinden ließ. Ich kann, in Wahrheit, Ihnen

nicht genug ſagen, wie ſehr ich mich freue nun auf einmal über ſo viele Dinge im klaren zu ſeyn, die mir den Kopf dumm machten, weil ich dieß und jenes davon wußte, aber weder Anfang noch Ende hatte. Einige Seitenzahlen habe ich mir aufgeſchrieben, um mit Ihnen darüber zu reden, wenn ich im Juni nach Mainz komme.

Es traf ſich ſonderbar. Den Morgen des Tages, an deſſen Abend ich Ihre Einleitung zu leſen anfing, hatte ich eine lange Unterredung mit Schenk über den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchheit, und wir hielten uns beſonders bei dem Gedanken auf, daß alles ſich in Handel auflöſen zu wolleu ſchiene. Nun fand ich in Ihrer Einleitung gleich S. 8. folgende Stelle: „Hier beginnt eine neue Epoche in der ſo merkwürdigen Geſchichte des Europäiſchen Handels, dieſes Handels, in welchen ſich allmählig die ganze Weltgeſchichte aufzulöſen ſcheint.“ — —

S. 85. ſagen Sie: „Philoſoph und Menſchenforſcher blicken in eine unabſehbare Zukunft — —.“ Ich ſetzte hinzu ganz leiſe: „Um zu erblicken — Was?“ — Machen Sie ſich nur darauf gefaßt, daß ich Ihnen hierüber,

wenn ich nach Mainz komme, die Daumſchrauben aufſetzen werde! — Und daß Sie mir nur nicht mit Ihrer frommen unſchuldigen Mine kommen, als wollten Sie mir eine Sünde beichten, und geſtehen: Sie hätten an dieſer Stelle nur die Phantaſie des philoſophiſchen Leſers ein wenig zum Beſten haben wollen! Denn ich werde Ihnen das nicht glauben, ſondern Ihr Gewiſſen ſo lange in die Enge treiben, bis Sie mich Theil an Ihrem Geſichte nehmen laſſen.

Sie wollten mir nächſtens wieder ſchreiben und einen Brief für Dohm ſchicken. Ich habe nichts erhalten. Jetzt, da der März zu Ende iſt, werde ich täglich dem zweiten Bande Ihrer Anſichten entgegen ſehen, auf den ich mich um ſo mehr freue, da ich gewiß bin, daß Sie darin etwas außerordentliches leiſten werden. Wir werden Sie dort auf Brittiſchem Boden, zugleich als einen Einheimiſchen und als einen Fremden finden.

Außerordentliches genug in einem andern Verſtande erhalten Sie mit dem einliegenden Bande. Ich will gern zufrieden ſeyn, wenn Sie nur unter dem Leſen nicht mehr Mißvergnügen als Vergnügen empfinden. Wenn

Sie mir recht aufrichtig ſagen wollten nach dem Leſen, wie es Ihnen dabei ergangen iſt, und welchen Eindruck vom Ganzen Sie zuletzt behalten haben, ſo würde ich es Ihnen herzlich danken. Geben Sie aber Ihr Exemplar nicht weiter; denn da es noch lange hin iſt bis Pfingſten, ſo könnte über den Inhalt ein mir unangenehmes vorläufiges Gerede entſtehen und ſich verbreiten.

Tauſend Grüße von meinen Schweſtern. Ich drücke Sie an mein brüderliches Herz.

---

209. An J. C. Lavater.

Pempelfort den 25ten April 1792.

Lieber Johannes Lavater — auch Caspar! Ich habe vor einiger Zeit das erſte und zweite Bändchen Deiner Handbibliothek für 1791. erhalten, ohne eine Zeile von Deiner Hand, ſo daß ich, ſeit die Stolbergiſchen in Zürich waren, ohne alle Nachricht von Dir bin, welches am Ende ganz in der Ordnung iſt, weil ich dieſe ganze Zeit über auch nicht an Dich geſchrieben habe.

Hier ein Bändchen Briefe, über welches Dir die Vorrede weitere Auskunft geben wird.

Die Zugabe, welche Du großentheils ſchon kennſt, mußt Du hier in ihrer verbeſſerten Geſtalt noch einmal leſen. Ich wünſche Dein Urtheil vornehmlich über dieſe Zugabe, über die Note in der Vorrede, und den funfzehnten Brief der Allwilliſchen Sammlung zu erhalten. Etwas von dem Eindruck des Ganzen auf Dich giebſt Du mir in den Kauf.

Es ſcheint doch endlich wahr werden zu wollen, daß ich nach Zürich komme. Wenn nicht die Gewalt der Waffen, oder eine noch brutalere Gewalt mich verhindert, ſo reiſe ich anfangs Juni nach Carlsruhe, und im Juli von dort aus nach der Schweitz. — Ich freue mich herzlich darauf Dich zu ſehen; aber noch viel mehr würde ich mich freueu, wenn Du nicht den entſetzlichen Hofſtaat hätteſt, der uns ſchwerlich wird recht zu einander kommen laſſen. Wir wollen den Himmel ſorgen laſſen. Unterdeſſen lebe Du wohl, und laſſe Dich brüderlich herzen von Deinem alten getreuen.

210. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Pempelfort den 5ten Mai 1792.

So eben, theuerſte Freundin, habe ich Ihren lieben herzlichen drittehalb Jahr alten Brief wieder geleſen, und mich gefragt, was ich für ein Menſch ſey, daß ich einen ſolchen Brief konnte auf Antwort warten laſſen? Leider weiß ich nur zu gut, wie mir das begegnen konnte; denn daſſelbige begegnet mir in einem fort. Daß ich darüber verzweifeln und vor Scham mich gar nicht mehr ſehen laſſen ſoll: Wollen Sie das, liebe Eliſe? Sie ſagen, Nein! Nein! und reichen mir die Hand. Das wußte ich, und die meinige war ſchon da. Nehmen Sie zugleich dieſes Buch, deſſen Ausarbeitung mir den vorigen Winter verſchönert, oder vielmehr ſchön gemacht hat. Ich füge ein zweites Exemplar bei, welches Sie in unſeres Doctors Haus legen, und wenn Sie hinkommen, ihm dasjenige daraus vorleſen ſollen, was ihn intereſſiren kann.

Gegenwärtig bin ich am Woldemar. Ich wollte ihn nur ausbeſſern, und mit einer Vorrede oder Nachrede calfatern; aber das Ding hat mich dran gekriegt; ich muß dem Stücke

helfen, daß es ein Ganzes wird. Das Ganze wird nicht viel größer werden, als das Stück war, und ſoll doch, wenn es mir gelingt, als ein recht exemplariſches Ganzes daſtehen.

Tauſend Grüße von meinen Schweſtern, beſonders von der Sie unveränderlich recht herzlich liebenden Lene. Wir leben in unſerm Pempelfort, das ſich mit jedem Jahre verſchönert, wie Diogenes in ſeinem Faſſe; nur mit dem Unterſchiede, daß wir reinlicher und geſelliger ſind, als jener toll gewordne Sokrates. Es iſt unverzeihlich, daß Sie uns noch nicht beſuchten. Was hinderte Sie einen Sommer bei uns zuzubringen? Nichts als die Furcht vor langer Weile! Wie aber, wenn ich Ihnen verſpräche, ſo bald Sie Langeweile hätten, Sie ſchnurſtracks nach dem ſchönen, ſtolzen Hamburg zurück zu bringen? Nehmen Sie dieß in Ueberlegung.

Tauſend Grüße allem was Reimarus heißt und zu Reimarus gehört! Ich umarme Sie mit unvergänglicher Freundſchaft.

211. An N....

Pempelfort, den 12ten Juni 1792.

Es war mein herzlicher Wunſch, Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 16ten Mai mit erſter Poſt zu beantworten: Unpäßlichkeit, vornehmlich eine Augenkrankheit, die mich ſehr beſorgt gemacht hat, und noch beſorgt läßt, hat mich dieſe ganze Zeit über an allem Guten, folglich auch an der Befriedigung dieſes Wunſches verhindert. Nun erhielt ich geſtern Abend Ihren zweiten lieben Brief, und nahm mir vor, Ihnen heute, wie es auch gehn möchte, zu antworten.

Die guten Nachrichten von ** haben mich ungemein erfreut, und ich fange nun wirklich an, Hoffnung zu ſchöpfen. Alles wird gewonnen ſeyn, wenn er Geſchmack an Geiſtesthätigkeit bekommt. Wegen der Theurung in Göttingen machen Sie ſich keine Sorge, Herr v. ** iſt ein billiger Mann, und will nur zuweilen, aus Politik, unbillig ſcheinen. Laſſen Sie ihm ſeinen Gang und verfolgen Sie den Ihrigen, ohne ſich viel in Widerlegungen und Rechtfertigungen einzulaſſen. Ich hoffe, Sie verſtehen mich.

Möchte ich Ihnen eben ſo gut und zuverläſſig in Abſicht des quomodo und quibus auxiliis des Semper idem velle atque idem nolle, wornach Sie ſtreben, rathen können! Seneca definirte ſo die Weisheit. Es fiel mir auf, da ich dieſe Worte von dem berühmten la Grange alſo überſetzt fand: Qu'est-ce que la sagesse? C'est la science de toûjours vouloir ou ne vouloir pas la même chose;" denn wenn ich an die Stelle des Worts science, faculté (Vermögen) ſetzte, ſo hatte ich eine Definition der Freiheit. Weil uns oft der Abend die Empfindungen, Entſchlüſſe, Anſichten raubt, die uns der Morgen gegeben hatte; weil wir unſere eigenen Wünſche, unſern Charakter, unſre Perſon nicht feſthalten können; weil Regen und Sonnenſchein, feuchte und trockene Luft, körperliches Befinden, Geſellſchaft und Umſtände ſo gewaltig auf uns einfließen; deßwegen klagen wir und mit Recht über Sclaverei. Sie irren, mein Freund, wenn Sie glauben, daß irgend ein Menſch hierüber nicht zu klagen habe. Wir alle ſind Gefangene der Erde, und keiner — wie Petrarca den h. Auguſtinus ſagen läßt — „kei-

ner kann beſtändig ſeyn, es gebe es ihm denn Gott.“

Aber Gott ſelbſt hat keinem Menſchen, von dem ich wüßte, verliehen, überall beſtändig zu ſeyn; die Menſchheit ſcheint einer ſolchen Gabe nicht empfänglich, obgleich das Streben darnach ihr unterſcheidender Charakter und das Wahrzeichen ihrer höheren Beſtimmung iſt.

Freitag, den 15ten.

Eine heftige Migraine nöthigte mich Dienſtag abzubrechen. Ich habe die folgenden Tage gewaltig gelitten, und bin jetzt ſehr niedergeſchlagen und ermattet.

Was ich Ihnen hauptſächlich ſagen wollte, mein Liebſter, beſtand darin, daß Sie vor nichts ſich mehr zu hüten haben, als vor ungeduldigen Anſtrengungen. Dergleichen Anſtrengungen ſetzen den Menſchen fürchterlich zurück. Brauchen Sie die gute Stunde; ruhen Sie in der böſen; zerſtreuen Sie ſich. Ihre wirklichen Kräfte bleiben dann beiſammen, und Sie erhalten allmählig eine Gelaſſenheit, die eben ſo ſehr fördert, als widernatürliche Anſtrengung zurückſetzt. Die Energie des Geiſtes iſt ein freies Vermögen, deſſen Majeſtät und höchſte

Gewalt wir beleidigen, wenn wir ſie unter unſere Willkühr beugen wollen.

Was Ihre Lectüre angeht, ſo bin ich mit Ihrer Individualität nicht bekannt genug, um Ihnen darüber ganz beſtimmte Vorſchläge zu thun. Ich befinde mich am beſten bei den Alten. Mir deucht, ſie begeiſtern auf eine der Vernunft zuträgliche Weiſe, und ſtärken den ganzen Menſchen. Verſuchen Sie einmal die zwei erſten Bücher des Plato von den Geſetzen, die Ethik des Ariſtoteles, Stücke aus dem Plutarch, z. B. die Abhandlung vom Genius des Sokrates, zu leſen. Aber leſen Sie nicht das Griechiſche, wenn Ihnen dieſes nicht ſchon ſehr geläufig iſt, weil ſonſt Ihre Aufmerkſamkeit durch das Sprachſtudium zu ſehr getheilt wird. Die franzöſiſche Ueberſetzung des Plato von Grou iſt ſehr gut; die deutſche Ueberſetzung der Ethik von Jeniſch ſehr lesbar; und für Plutarch haben Sie Amiot. Mir iſt auch Cicero ein ſehr lieber Schriftſteller. Unter den Neueren wählen Sie diejenigen, die ſich am mehrſten vom Geiſte der Alten durchdrungen haben. Wenn Sie Ferguson's Essay on the history of civil society noch nicht geleſen haben, ſo empfehle ich Ihnen dieſes Buch ganz

beſonders. — Ich muß hier aufhören, weil mich das Schreiben zu ſehr ermüdet. Ich hoffe, Sie ſchreiben mir bald wieder. Ihr Vertrauen zu mir rührt mich, und ich habe gewiß das ſehnlichſte Verlangen, Ihnen nützlich zu ſeyn. Sorgen Sie nur ja für Ihre Geſundheit. Ariſtoteles ſcheint zu glauben, Leib und Seele verhielten ſich zu einander ungefähr wie das Convexe und Concave in einer runden Figur.

---

212. Aus Vaels an Herder in Aachen im Juli 1792.

I.

— Es fiel mir ſehr ſchwer, Lieber, geſtern Abends von Dir zu ſcheiden. Nach dem, was wir mit einander geredet haben, müſſen wir uns nun vollends ausreden. Ich liebe Deine Perſon zu wahrhaft und innig, um nicht zu hoffen, auch die meinige bei Dir zu ſalviren. — Laß mich ein Wort von Deinem Befinden hören! Wir befanden uns höchſt langweilig in der geſtrigen Oper; das iſt ja ein unerträgliches Ding, dieſer Don Juan! Gut, daß auch das überſtanden iſt.

II.

Guten Morgen! Le Soin wird es Euch ſchon geſagt haben, daß wir Euch gern zum Mittageſſen bei uns hätten. Du, Herder, darfſt nicht allein mit Deinen Tuchſtiefeln, ſondern ſogar in Deiner Schlafmütze kommen, überhaupt ſo ſonderlich und wunderlich, als Du es pro tempore bedarfſt. Kommſt Du nicht als ein unruhiger großer Geiſt, ſondern als ein guter Mann, der ſich wohl mag liebhaben und wohlthun laſſen, ſo wird es Dir unter uns gefallen und Deiner Cur nicht ſchaden. Entſchließe Dich aber zu nichts, was Dir nicht gemüthlich iſt, und mache Dir keine andere Sorge, als für Deine Geſundheit. „Jedes Vergnügen, ſagt Ariſtoteles, vermehrt die ihm zuſagende Kraft-Aeußerung, vollendet und vervollkommnet ſie;“ alſo auch im Gegentheil.

III.

Ich bin äußerſt begierig zu erfahren, lieber Herzensfreund, wie Du die Nacht zugebracht haſt, und wie Du Dich befindeſt. Der Zwang der Kleidung, worein Du Dich geſteckt hatteſt, und Dein langes Aufſitzen iſt Dir ſchwerlich gut bekommen.

Heute gleich in der Frühe habe ich den

Abſchnitt: Cultur der Vernunft in Europa im IVten Theile der Ideen, mit Luſt und Liebe wieder geleſen; denn geleſen hatte ich ihn ſchon einmal, gleich da ich das Buch erhielt. Ich wünſchte den Brief zu haben, den ich Ende März an Dohm ſchrieb, nachdem ich dieſen IVten Theil eigentlicher zu ſtudiren angefangen hatte, und Dohm im vollen Gefühl meiner Bewunderung ermahnte, das Buch doch gleich auch vorzunehmen. Ein gewiſſer Geiſt der Weiſſagung und der Auslegung in dem Buche, mit dem ich mich nicht ganz vertragen kann, iſt mir nicht auf die Art zuwider, wie Ihr es Euch vorſtellet, und hindert mich nicht, den Geiſt auch meiner Wahrheit, die darin herrſcht, und alles Gute und überſchwenglich Große, was darin gethan iſt, zu erkennen und zu Herzen zu nehmen. Du mußt mir erlauben, Lieber, daß ich Dir den Theil meines Kunſtgartens, welcher die Geſchichte der Menſchheit angeht, dieſer Tage vorleſe, damit Du mir Deine Anmerkungen darüber ſagſt. Ich habe dieſen Aufſatz, in dem ich ſchon angefangen habe zu verbeſſern, bei mir, und bin ſehr verlegen, wie ich ihn endigen ſoll; denn das alte Ende taugt nichts.

An Herder nach Aachen.

Pempelfort, den 31ten Jun. 1792.

Daß wir Sonntag Mittag hier glücklich angekommen ſind, erfahrt Ihr vielleicht heute ſchon durch meinen Sohn. Hier aber ſagt uns niemand, wie es Euch ergeht, und ob es das Anſehen behält, daß ihr bald nachkommt. — Iſt es nicht ſo, lieber Herder, daß wir in den vier Wochen zu Aachen eine unvergängliche Gegenwart erzeugt haben, und daß ich mir darum auch vor dem Scheiden zuletzt weniger darf bange ſeyn laſſen? —

213. An die Frau Doctorin Reimarus in Hamburg.

Pempelfort, den 6ten Aug. 1792.

.... An dieſer Stelle wurde ich geſtern Abend durch den ſehr ungelegenen Beſuch eines ſonſt wackern Mannes, des baieriſchen Generals und hieſigen Inſpekteurs Gaza unterbrochen, der mich bis Glocke 9 in meinem Garten herum ſpazieren führte, und mich von nichts, als den Mängeln der hieſigen Kriegseinrichtung unterhielt, die Preußiſche Cantons-Ein-

richtung und ähnliche Dinge wünſchte, und der doch die dem menſchlichen Geiſte nach dem Franzöſiſchen Kriege bevorſtehende Unterdrückung tief beſeufzte.

Ja, liebſte Freundin, ich ſtimme mit Ihnen in den etwas harten Wunſch ein, daß Sturm und Graus vom Auslande mich aus dieſen Gegenden vertrieben haben möchte, da mir vor nichts in der Welt ſo ſehr ſchaudert, als vor der Sicherheit und Ruhe, die man uns bereitet. Ich bin ſehr mißmuthig. Meine Freude an der franzöſiſchen Revolution hörte ſchon im Auguſt 1789 auf, und ich bin ſeitdem nur immer troſtloſer geworden. Ueberhaupt ſehe ich nicht, wie der Menſchheit mehr zu helfen iſt, woran wir ein feſtes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Conſtitution ſowohl für den einzelnen Menſchen als für Geſellſchaften nur Schattenſpiele an der Wand ſind. Ich gebe alſo meine Stimme für den jüngſten Tag. Ich wollte Sie mit meinen Gründen, wenn ich bei Ihnen wäre, eben ſo ungeduldig machen, ohne daß Sie böſe würden, als ich meinen alten Freund und Bruder Herder, den ich in Aachen traf, wäh-

rend der vier Wochen, die wir dort mit einander zubrachten, oft gemacht habe. Als Verfaſſer und Fortſetzer der Ideen und zerſtreuten Blätter, durfte er nicht meiner Meinung werden, und da er die ſeinige doch auch nicht als ganz fertig behaupten konnte, ſo haben wir einen Waffenſtillſtand nach dem andern, zuweilen ſehr luſtig, manchmal auch ſehr ernſthaft geſchloſſen.

Tauſend herzliche Grüße an den Doctor, auch an Klopſtock, der mir keine Oden ſchickt, und dem ich deßwegen auch keinen Allwill geſchickt habe. Wenn es ihn doch nur recht verdrießen könnte!

---

214. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Pempelfort, den 14ten Aug. 1792.

Sie werden, theuerſte Freundin, ſchon früher von meiner Augenkrankheit gehört, und meine ſonſt unbegreiflich verzögerte Antwort auf Ihren lieben freundſchaftlichen Brief daher ſich erklärt haben. Da ich blind zu werden fürchtete, können Sie ſich meinen Kummer, meine Schwermuth vorſtellen. Den erſten Schrecken hatte ich gerade an dem Tage, da Ihr Brief

ankam. Schon ſeit ein paar Wochen war mir das Leſen, vornehmlich aber das Schreiben etwas beſchwerlich geworden. Wenn ich die Feder anſetzte, war mir, als könnte ich mit den Augen nicht nach; dieß machte mich denn auch verwirrt im Gebrauch der Hand, und mein Gefühl im Kopf war, wie beim Anfange eines Schwindels. Dieſe Erſcheinung ſchrieb ich meinem Befinden überhaupt zu, welches nicht das beſte war. Endlich, den 22ſten Mai, ſtehe ich morgens auf, nehme ein Buch, und werde gewahr, daß ich nicht leſen kann. Ich ſehe um mich her; alles ſteht mir klar und deutlich vor Augen; in der Diſtanz aber, worin ich ſcharf ſehe, konnte ich nichts unterſcheiden, und trete ich einem Gegenſtande noch etwas näher oder nähert er ſich mir, ſo verurſacht mir dieſes eine unerträgliche Empfindung, und mir wird wie ohnmächtig. Mein Arzt wurde geholt; er ſah mir in die Augen, machte Verſuche, und entſchied, das Uebel läge ſehr tief. Nun ließ ich an den Profeſſor Günther in Duisburg ſchreiben, der ein paar Tage darauf erſchien und mich wieder tröſtete. Damals konnte ich auch ſchon wieder leſen. Unterdeſſen kam nicht nur der Zufall vom 22ſten Mai

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

öfter wieder, ſondern meine Augen trieben noch ſonſt allerlei Unarten, mit denen ich mich nicht vertragen konnte. Ich entſchloß mich alſo, davon zu laufen, und ging, weil es in der Gegend von Carlsruh zu wüſt ausſah, nach Aachen. Während meines Aufenthalts in und um Aachen wurde mir nicht beſſer, aber dieſe Reiſe mag mir dennoch ſehr zuträglich geweſen ſeyn, denn wenige Tage nach meiner Zurückkunft hat es ſich mit meinen Augen und meinem ganzen Befinden gebeſſert. Wenn ein Arzneimittel dazu beigetragen hat, ſo iſt es der innerliche und äußerliche Gebrauch des Baldrians. Doch kann ich es nicht wohl glauben, da ich dieſes Mittel noch keine drei Tage gebraucht hatte, als ſich die Beſſerung ſchon einſtellte. Jetzt trinke ich den Pyrmonter Brunnen, alle Morgen vier Gläſer, und es ſcheint mir zu bekommen. Der gänzlichen Enthaltung von Wein glaube ich das Mehrſte zu verdanken zu haben. So viel, liebſte Freundin, von dem mir begegneten Böſen. Von dem Guten habe ich Eins und das Andere der Doctorin geſchrieben, die es Ihnen mitgetheilt haben wird. In demſelbigen Briefe habe ich auch etwas von meiner Meinung über

den gegenwärtigen Zuſtand von Europa ſehen laſſen. Unmöglich kann ich mich recht von Herzen freuen, daß, ſo weit das Auge reicht, alle Gefilde voll verdorrten Gebeins liegen, da ich kein Wehen des Geiſtes bemerke, der ſie zu einem beſſern Leben wieder zuſammenfügen wird. Mir kommt es vor, als läge ſelbſt die Geſchichte in letzten Zügen. Was will und ſoll mir Geſchichte, wenn das Ende ihres Zuſammenhanges kein Zuſammenhang iſt? — Zürnen Sie nicht, liebſte Eliſe, über den trübſinnigen Mann — den noch halb blinden, der ſo urtheilt. Helfen Sie mir anders und beſſer ſehen. Wenn wir alles niedergeworfen und weggeſchafft haben, was uns im Wege lag: was wollen wir dann? — Vielleicht Heinſens Geſchichte von den glücklichen Inſeln wahr machen? Mir einmal iſt auch das herrlichſte Schlaraffenleben keine Herrlichkeit, und iſt es das Ziel der Menſchheit, ſo iſt mir die Menſchheit ſelbſt ein Ekel und Grauen. So ſteht es um mich, liebe Eliſe, und ich weiß im Ernſt, wie ich auch der Doctorin geſchrieben habe, keine Auskunft, als den jüngſten Tag.

Darum müſſen Sie nicht glauben, daß ich wie ein Kopfhänger herumgehe; ich lebe weis-

lich in den Tag hinein, und denke: kommt Zeit, kommt Rath. Wirklich ſcheint Heiterkeit und gute Laune bei mir erſt mit den Jahren recht zu kommen.

Ich muß dieſen Krüppel von einem Briefe ablaufen laſſen, weil ich nicht noch einen Poſttag zurückbleiben will. — Grüßen Sie Ihren vortrefflichen Bruder; ich ſchreibe ihm gewiß nächſtens. Die andern Grüße alle verſtehen ſich. — Warum, liebſte Eliſe, ſind Sie nicht in Pempelfort? — Leben Sie recht wohl und ruhen Sie auf meiner Freundſchaft zu Ihnen, wie ich auf der Ihrigen zu mir ruhe.

---

215. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Piano di Sorrento, den 10ten Aug. 1792.

Ich ward beſchämt, liebſter Freund, als ich in den erſten Tagen des Juni Deinen lieben Brief vom (mir zur Strafe ſchreibe ich das Datum hier) 25ſten April erhielt, beſchämt, weil Du ihn mit Entſchuldigungen angefangen. Stelle Dir nun meine Beſchämung vor, da ich viertehalb Monate nachher dieſen lieben

Brief beantworte! Säheſt du, wie mein Innerſtes von jener Schamröthe durchglüht iſt, welche ſich nicht einmal auf die Wangen wagt, ſo würdeſt du nicht allein, wie du ohnedem thuſt, verzeihen; du würdeſt auch Mitleiden haben mit deinem armen Freunde. Jeder Aufſchub, würde Doctor Luther ſagen, kommt vom Teufel! Alſo dem Teufel zum Trotz, Luther'n zur Ehre und Dir zu Liebe geh ich friſch ans Schreiben.

Daß ich in den letzten 19 Tagen des Juli nicht an Dich ſchrieb, iſt mir unbegreiflich. Denn wiewohl ich täglich, und gewiß ſehr oft, und nie ohne die innigſte Liebe an Dich denke, ſo feierten wir doch während jener Tage ganz beſonders das 19tägige Erinnerungsfeſt unſers Aufenthaltes in Pempelfort, und du warſt mir noch gegenwärtiger, als ſonſt. Stillſchweigend habe ich dich indeſſen auf der nicht gemachten Reiſe nach Carlsruh und auf der gemachten nach Aachen begleitet. Ich freute mich von ganzer Seele, neulich von George, welcher einen Brief von Deinem Sohne dort bekam, zu erfahren, daß Deine Augen ſich ſehr gebeſſert haben. Sie haben uns vielen Kummer gemacht. Möge die Brunnenkur Dich dem Leibe

nach, wie einen verjüngten Adler ſtärken! Für Deine Geiſtesjugend iſt mir nicht bange!

Mich verlangt zu hören, wie Du von Herder'n geſchieden ſeyſt? Dieſer Proteus wird in mancherlei Geſtalten um Dich geſpielt haben. Je mehr Geiſt einer hat, deſto eher iſt (wie das zugeht, ſehe ich nur ſo in der Dämmerung, aber ich habe das ſehr oft durch viele Erfahrungen bewährt gefunden) der Verſtand die Düpe des Herzens. Und nur daher zweifle ich, ob es Dir werde gelungen ſeyn, dieſen angenehmen Unhold ſo zu ſchnüren, daß er in ſeine Urgeſtalt ſich zurück habe winden müſſen. Auch iſt das an ſich ſchon ſehr ſchwer, theils weil er des Zaubers gar viel in ſeiner Gewalt hat, theils weil er durch vieles Hin- und Herbeugen ſein Fleiſch und Gebein in Knorpel und Schuppen verwandelt, und die Urgeſtalt verloren hat.

Ach über wie vieles hätte ich mit Dir zu ſprechen! Wir ſchöpften nur von ſo mancher Fülle oben ab. Und was kann man mehr thun, als abſchöpfen in dieſem Leben, würden auch 19 Tage in 19 Jahre verwandelt? Man ſchlägt einige Fäden über einander, und glaubt, man werde eine lange Schnur drehen, welche

durchs Labyrinth des Lebens führen ſoll! Was wäre es um uns ohne die hohe Hand, dieſe unſichtbare, aber fühlbare, nicht fabelhafte Ariadne!

Es iſt Alles eitel hienieden! war mein zweites Gefühl nach dem erſten Entzücken, als ich vom Gipfel des Aetna, dem eigentlichen Ziele meiner Reiſe, ganz Sicilien, wie eine Landkarte zu meinen Füßen ſah.

Und doch iſt Alles ſo viel, ſo unendlich viel, in Beziehung auf dasjenige, ohne welches Alles eitel iſt. Mag einſt der Aetna einſtürzen, ich hoffe, daß ſein Bild in meiner Seele unſterblich ſeyn ſoll, wie ſie!

Welche Bilder habe ich eingeſammelt, in Tarent, in Calabrien, in Sicilien! Welche Natur! Und hier im lieblichen Piano di Sorrento, wo alles, was die Natur Hehres und Freundliches hat, ſich in einem immer blühenden, immer kühlen Thale vereinigt! Vor unſern Augen liegt mit ſeinen herrlichen Geſtaden und bezauberten Inſeln der ganze Golfo von Neapel; in zahlloſer hoher Bäume Umſchattung athmen wir die kühlſte Luft, wenn der Sirocco Neapel vor unſern Augen in dicke Dünſte hüllt. Alle Pflanzen blühen und tra-

gen Früchte zugleich. Und wenn man im Felſenthale hier den goldnen Strahl durch überhangendes Laub und Epheu, dort in der ewigen Nacht das Johanniswürmchen am Blatt leuchten ſieht, ſo möchte man mit der ſchwirrenden Fledermaus hier leben und ſterben.

Sage viel Liebes von Sophien und von mir Deinen lieben, lieben Schweſtern! Sophie grüßt Dich zärtlich. Lebe wohl! Ich drücke Dich mit ewig treuer, ewig wachſender Liebe an mein Herz.

---

216. Von Herder.

Weimar, den 24ſten Sept. 1792.

Eigentlich wollte ich Dir nicht eher ſchreiben, lieber Bruder, als bis ich Dich wieder in Düſſeldorf wüßte; denn in Carlsruhe, glaube ich, biſt Du beſchäftigt genug. Da nun aber der Anfang durch meine Frau gemacht iſt, ſo will ich fortfahren, und Euch mit Dank und Liebe fernere Relation ertheilen.

Ich muß damit anfangen, Euch allerſeits für Eure herrliche Bewirthung, Ihnen aber, liebe Schweſter und Doctorin Lene, für den Kuchen aller Kuchen inſtändig zu danken. Das

Buch der Weisheit ſagt von jenem Manna, daß es zwar einen Geſchmack, wie Semmel und Honig gehabt, aber auch die Facultät beſeſſen habe, allerlei Geſchmack anzunehmen, nachdem Jedem eine Luſt angekommen, daß es ſo oder ſo ſchmeckte. Ohne Zweifel wird die apokryphiſche Erzählung bei Ihrem Kuchen wahr werden, wenn Sie meiner Frauen das Recept ſammt der Methode, das Recept zu bewerkſtelligen, ausführlich und getreu ſchreiben.

Nun ſollte ich weiter fortgehen und auch von der geiſtigen Speiſe reden, die Ihr Lieben uns dort bereitet hattet. Da ſich davon aber wenig ſprechen läßt, und man, was Geiſt iſt, mit dem Geiſt, das Herz mit dem Herzen empfängt, ſo will ich Euch dafür bloß herzlich danken, und vom mittleren, dem Geſundheitszuſtande, ſprechen. Außerordentlich wohl hat mir Hofmann's Schwefel gethan, und er würde noch mehr gewirkt haben, wenn ihn die Witterung unterſtützt hätte. Leider aber haben wir den ganzen September eine Kälte, wie in Siberien, gehabt, vor der man ſich bloß präcaviren mußte, und da generaliter das Präcaviren eine leidige Sache iſt,

ſo erwarten wir zum Spabrunnen, den ich morgen anzufangen gedenke, beſſer Wetter.

Göthe hat an den Prinzen Auguſt in Gotha nach der Einnahme von Verdun geſchrieben. Ich hoffe, daß in dieſen Monaten noch viel geſchieht, und wünſche, zum guten Ende. Daß ſich dieſer procès sans fin in die Länge ziehe, iſt mir unleidlich zu denken; er muß vor der Hand abgethan werden, bis zu ihrer Zeit die restitutio iu integrum von ſelbſt erfolgt.

Oft denke ich in ruhigen Stunden an Dein glückliches Leben in Düſſeldorf; und wenn Du zurückgekehrt biſt, wird Dich mein Genius (unmittelbar, nicht eben durch Briefe) fleißig ermuntern, daß Du künftigen Winter fleißig ſeyſt und der Welt Deine ſchöne Ruhe auch in Früchten zu genießen gebeſt. Mehr, als jener thun kann, wird ohne Zweifel ſchon Schloſſer thun, dieſer verſtandreiche, raſche und thätige Mann; es iſt faſt nicht möglich, daß ſein Feuer nicht auch Andere erwärmen ſollte. Ich kann es nicht leugnen, daß mir der Aufenthalt in Pempelfort nur wie ein Traum vorkommt. Wie gern hätte ich noch Deine Bibliothek angeſehen und benutzt! Ich ſehe ſie ungefähr als einen Schatz an Deines

eigenen Gedankenlebens. Dazu gehört aber ein ſchmerzenloſer Zuſtand, und daß man nicht von einer Verbannung aus dem Heidenthum eben auf der Rückkehr iſt. Unendlich freut es mich indeſſen doch, Dich in Deiner Heimath zu kennen und in Gedanken daſelbſt beſuchen zu können.

---

217. An Herder.

Pempelfort, den 23ſten Oct. 1792.

Hier bin ich wieder, Ihr Lieben! Gott weiß, auf wie lange, denn es rumort gewaltig um uns herum. Darum muß ich eilen mit der Kunde, die ich Euch von uns geben möchte, damit Ihr wiſſet, wie ich Euer gedacht habe und Euer gedenke.

Mein feſter Vorſatz war, Euch vor meiner Abreiſe nach Carlsruhe noch zu ſchreiben. Das verhinderte der Papa Clermont, der mir zuletzt noch ſo viele Händel machte, daß ich lieber, wenn es ſich noch hätte thun laſſen, hier geblieben wäre. Eſſen und Schlafen mußte ich dran geben, und ſchreiben, bis ich in den Wagen ſtieg. Dennoch wurde ich nicht einmal ganz fertig, und mußte zu Cöln bei Dohm,

wo wir Mittag hielten, Feder und Dinte noch einmal zur Hand nehmen, ſiegeln, Adreſſen machen u. ſ. w.

Bei Dohm hatten wir ſammt und ſonders große Noth, Dich zu entſchuldigen. Ihm und ihr that es weh, daß Du Dich weder in Aachen nach ihnen umgeſehen, noch auch bei der Durchreiſe in Cöln an ihrem Hauſe angerufen hatteſt. — Dohm's begleiteten uns bis Halbweg Bonn. — Dieſer Tag war der 30ſte Auguſt. Am folgenden Morgen fuhren wir vor Sonnenaufgang mit einem Gewitter aus Bonn. Das Wetter hellte ſich auf und wurde ſehr ſchön. Ungeachtet der brennenden Sonnenhitze ſetzte ich mich vorn auf bei meinem Bedienten, um die herrliche Gegend rundum beſſer zu genießen. Ich gedachte Euer unaufhörlich, wie Ihr vor acht Tagen das alles vor Augen gehabt — leider vor ſo kurzſichtigen Augen! „Nein, ſie haben nicht geſe„hen; dahin ſahen ſie nicht, dorthin nicht: — „Herder'n ſchmerzte vielleicht das Bein; er „war ſonſt nicht wohl, konnte ſich nicht rüh„ren, und mit ihm ſaß die gute Herderin feſt. „— Ob ſie wohl geſchrieben haben mögen aus „Frankfurt, aus Aſchaffenburg? — Hätte ich

„nur ſchreiben können!“ — — — Mittags um 1 Uhr waren wir ſchon in Coblenz, und Abends um 10 Uhr in Naßſtädten. Den folgenden Mittag ſpeiſten wir in Mainz, ſahen Sömmering und Forſter, die ſich auch ſehr beklagten, daß Ihr Mainz vorbeigefahren waret. Wider dieſe Klagen waren wir gerüſtet. — Abends 6 Uhr beſtiegen wir von Neuem unſern Wagen, fuhren die Nacht durch und langten den folgenden Nachmittag um 4 Uhr glücklich vor dem Schloſſer'ſchen Hauſe an.

Unſer Aller Jubel erzähle ich Dir nicht. Man erwartete uns früheſtens erſt am folgenden Mittage. Mein Bruder war mit ſeiner Frau einige Tage früher angekommen. Er ſtand mit der älteſten Schloſſer'ſchen Tochter am Fenſter, da wir vorbei wollten, — denn der Poſtillion meinte, Schloſſer wohne im zweiten Quadrat des Zirkels. — „Der Profeſſor!“ ſchrie Lene. In demſelben Augenblicke ſahen wir mehrere Köpfe an den offenen Fenſtern. Ich vergaß, daß es unſere Sache war, halten zu laſſen, und ärgerte mich, daß die in den Fenſtern uns nicht anhielten. Nun ſtand auch der Wagen. — Das Uebrige mögt Ihr Euch hinzudenken.

Es war eine Verſammlung einzig in ihrer Art, die unſrige im Schloſſer'ſchen Hauſe. Hätten wir nur die Tage längen können. Wie wir auch die Eintheilungen machten, ſo kamen wir nicht aus. Mein Bruder war unausſprechlich ſelig. Schloſſer, den ich erſtorben, äußerſt mißmüthig über ſeine Lage antraf, lebte gewaltig wieder auf. Ich habe an ihm gethan, was, nach Deiner Verordnung, durch ihn an mir geſchehen ſollte. So wird auch mehr herauskommen. Euer iſt oft und viel gedacht worden. Alles Liebe und Gute für meinen Bruder, was ich von Dir gehört hatte, habe ich ihm treulich hinterbracht, ihn damit geſalbt und darin gebadet. Er grüßt Dich ohne Maaß und Ende.

Daß Ihr nicht ſchriebt, fiel mir ſehr oft ein, nicht bloß regelmäßig jeden Morgen nach Ankunft der Poſt; und dann quälte es mich jedes Mal von Neuem, daß ich Euch vor meiner Abreiſe von Pempelfort nicht hatte ſchreiben können. Ich hoffte noch jetzt zu ſchreiben, wollte Euch zuvorkommen, Euch Langſamen, trotz allen meinen Hinderniſſen; wollte zuletzt mit Bekümmerniß und Sorge — da erſchien Euer Brief. Er erſchien Sonnabend, den 29ſten

Sept., und Sonntag, den 30ſten, jagten uns ſchon die Franzoſen.

Denkt Euch, wie uns, Abends ruhig noch beiſammen Sitzende (wir laſen eben Franklin's Leben), die plötzliche, ſo ganz unerwartete Nachricht treffen mußte: „18000 Franzoſen ſind eingedrungen; Speier ſteht in Flammen!“ Doch fiel es keinem von uns ein, daß wir eben damit die Loſung zum Abſchiednehmen empfingen. Dieß entwickelte ſich erſt in der Nacht und am folgenden Morgen. Gegen Mittag wurden die Nachrichten ſo fürchterlich, daß wir uns nach Pferden umſahen, um ſammt und ſonders nach Pforzheim zu entweichen. Aber weder in Carlsruhe, noch in den Ortſchaften umher war ein Pferd mehr zu haben; das salus populi hatte ſie alle in Beſchlag genommen. Die Franzoſen ſollten nur noch 3 Stunden von Carlsruhe ſeyn; bei Philipsburg wären ſie über den Rhein gegangen. Endlich bei einbrechender Nacht wurde es kund, daß man entronnene Mainzer Soldaten für ein franzöſiſches Heer gehalten hatte. Nun genoſſen wir dieſen Abend und den ganzen folgenden Tag bis ſpät in die Nacht, als würde nie wieder Gefahr kommen. Früh am andern

Morgen ſtürmte es wieder mit drohenden Nachrichten. Uns Düſſeldorfern konnten leicht alle Wege zur Rückkehr nach Haus abgeſchnitten werden, und doch unſere Gegenwart daſelbſt bald höchſt nöthig ſeyn. Es war nur Eine Meinung darüber, daß wir auf das Schleunigſte aufbrechen müßten, daß es unſinnig wäre, zu ſäumen. Ich beſtellte Pferde auf den Mittag; mein Bruder auf den folgenden Morgen. Es war ein ſchrecklicher Tag. Erſtickende Beklemmung, glühender, zerreißender Schmerz folterte Jeden für ſich, Jeden für den Andern, Alle für Alle. Nachmittags um 3 Uhr ſtiegen wir ein. Da wir die Treppe hinunter gingen, auf dem Vorplatze unten uns noch ein Mal einander in die Arme ſanken, ſtellte ſich mir mit einer Lebhaftigkeit, ſo daß ich's Erſcheinung nennen möchte, jener andre Auftritt dar, vor vier Wochen, wo wir eben ſo umringt, unter ähnlichen Umarmungen, im froheſten Jubel die Treppe hinaufgehoben wurden. — An die Angſt, an das Weinen und Schluchzen des heutigen Tages dachte damals Keiner. — Schmerz und bittere Thränen waren doch vorauszuſehen.

Unſer Weg ging zuerſt nach Stuttgart. Ueber Heilbronn abzuſchneiden, widerrieth uns Jeder, weil die Franzoſen zu einer Excurſion dahin durch ein anſehnliches öſterreichiſches Magazin gelockt wurden. Dennoch beſchloſſen wir hernach in Stuttgart, dieſen Weg zu nehmen, und erreichten Heilbronn am 5ten Oct. Abends. Es ſchien, als hätten wir ſehr übel gethan, denn die ganze Stadt war in Bewegung, weil man in derſelben Nacht die Franzoſen dort erwartete. Am Poſthauſe fanden wir mehrere angeſpannte Reiſewagen und ein ſolches Getümmel, daß wir weder ausſteigen, noch, was vorginge, erfahren konnten. Mit Hülfe meines Bedienten gelang es mir doch, aus dem Wagen zu kommen, und nun erfuhr ich, daß ſo eben drei Parthien Reiſende, die zu drei verſchiedenen Zeiten des Tages nach Heidelberg abgefahren waren, jetzt mit der Nachricht zurückgekommen waren: 8000 Mann Franzoſen hätten Heidelberg beſetzt. Die erſte Parthie dieſer Reiſenden, die am frühſten ausgefahren war, Genfer, hatte Sinzheim, die letzte Station vor Heidelberg, erreicht. Alle dieſe Menſchen waren nun in der größten Ungeduld, Pferde zu bekommen, um noch weiter

rückwärts zu fliehen. Ueberhaupt war das Geſchrei um Pferde ganz unbändig. Ich ſtand dem Poſtmeiſter, ſo gut ich konnte, bei, bewies die Unmöglichkeit, daß die Franzoſen dieſe Nacht ſchon nach Heilbronn kommen könnten; die faſt gleiche Unmöglichkeit, bei dem großen Waſſer eine Schiffbrücke über den Rhein zu ſchlagen; erzählte, was ich ſonſt Beruhigendes wußte, und brachte ſo allmählig etwas Stille in die Verſammlung. Unterdeſſen war auch meinen Damen aus dem Wagen geholfen worden, und ſowohl Lotte, als Lene, unterſtützten mich nach beſtem Vermögen in meinen redneriſchen Bemühungen. Ich bat um ein Zimmer für uns allein, und man räumte uns ein Ding, wie eine Kirche, den Concertſaal, ein. Des Lärms und ſtürmender Gerüchte ſeit mehreren Tagen ſchon gewohnt, tranken wir hier ruhig unſern Thee, und ich ſchmauchte mein Pfeifchen Toback. Nur wenn neuer Rumor entſtand, etwas angefahren oder angeritten kam, ging ich hinunter, um Kundſchaft einzuziehen. Der Poſtmeiſter ſchaffte die Genfer weg; auch die zweite Parthie, Engländer, hernach einen öſterreichiſchen Commiſſair. Um 10 Uhr kam eine Poſtchaiſe mit Heidelbergern an. Dieſe

verſicherten, daß die Franzoſen nur Pikets, das ſtärkſte von 140 Reitern, übergeſetzt hätten, die aber jedes Mal wieder zum Heer zurückgekehrt wären. Zu Heidelberg ſey noch kein Mann geweſen, obgleich der Miniſter am Morgen 8000 Mann habe anmelden laſſen. Für uns war die geringere Zahl furchtbarer als die größere, nur mit dem Unterſchiede, daß die Pikets uns ſehr wohl nicht begegnen konnten. Guter Rath, dachten wir, kommt über Nacht. Wir ließen unſer Nachteſſen bringen, beſtellten Pferde auf 5 Uhr Morgens und legten uns um Mitternacht zu Bette.

Ich erwachte etwas beklommen, und geſtehe, daß es mir enge auf der Bruſt wurde, da nun gleich entſchieden werden mußte: wohin? Der Magiſtrat von Heilbronn hatte eine Eſtafette nach Heidelberg geſchickt, die ſollte in der Nacht zurückkommen; ſie war ausgeblieben. Ich ging zu Rath mit meinen Damen, welche wünſchten, wie ich, und noch ein Mal und wieder — daß Alles anders wäre! dann aber doch bald entſchieden, es ſollte gewagt ſeyn, geradezu auf Heidelberg. Nun dauerte es auch keine Viertelſtunde mehr, ſo ſaßen wir auch ſchon im Wagen und roll-

ten fort. Der Poſtmeiſter auf der nächſten Station ſprach uns friſchen Muth ein; auf der folgenden mußten wir unſern eigenen wieder herbeiholen. Wir trafen dort allerhand Menſchen, auch Geplünderte aus Speier, denen man es anſah und anhörte, daß ſie ungern mit uns gereiſt wären. Es dauerte eine gute Stunde, ehe wir Pferde bekamen; dagegen aber brauchte auch nachher der Poſtillion, auf mein Zureden, nur 3 Stunden, um 2 Poſten abzumachen. Nachmittags um 4 Uhr waren wir in Heidelberg, fuhren die Nacht durch und erblickten bei Sonnenaufgang Frankfurt. Hier ruhten wir dieſen Tag, den 7ten Oct., aus, ſchliefen den 9ten in Bonn, und waren am folgenden Morgen um 10 Uhr bei unſern lieben Dohms in Cöln.

Zwei Tage hatten wir bei ihnen zu bleiben verſprochen; wir hielten die Woche aus und hätten gern noch eine Woche zugeſetzt. Es ſind Beide ganz vortreffliche, liebenswürdige Menſchen. Von Herder kam ſehr bald wieder die Rede, und die Klagen, beſonders der Dohmin, wurden ausführlicher. Sie erzählte uns, wie ſie in ihrer Eltern Hauſe ihn oft geſehen, wie ſie und ihre Geſchwiſter an ihm

gehangen, er wieder Theil an ihnen genommen, ſich auf mancherlei Weiſe mit ihnen abgegeben hätte. Beſonders hätte Herder ihren älteſten Bruder geſchätzt. „Daß er nicht wenigſtens,“ ſagte ſie, „um von dieſem etwas zu hören, zu uns kam . . . . . .“ — Ich habe nicht alles, was ſie vorbrachte, behalten können, aber das weiß ich, daß ich es aufgeben mußte, den ruchloſen Menſchen zu entſchuldigen, und daß ich von freien Stücken gelobte, ihm die Verlegenheit, worin ich geweſen, zu erzählen. „Das ſollte ich nur ja thun,“ baten Dohmin und Dohm.

Dieſen Brief habe ich Dienſtag angefangen — freilich erſt Abends ſpät; aber heute iſt es auch ſchon Sonnabend, und jetzt will ich ihn zu Ende bringen, es koſte, was es wolle, damit er nicht die friſche Woche anrunzle. Wir haben ſehr unruhige Tage gehabt. Alle Flüchtlinge verſammelten ſich hier, um abzuwarten, was weiter geſchehen werde. Die Stadt iſt gepfropft voll. Sobald Mainz über war, erwartete man jeden Augenblick die Nachricht, daß auch Coblenz in Beſitz genommen ſey. In der Stadt Cöln bereiteten ſich fürchterliche Bewegungen. Die Geiſtlichkeit iſt

mit den Reliquien und Heiligthümern nach Aachen geflohen. Vis unita major! — — — — — — — — — — —

Ich zweifle, daß ich dieſen Winter werde fleißig ſeyn können. Sey du es, Lieber! Du haſt guten Muth zu der Lage der Dinge, zu den Entwickelungen, die ſich bereiten. Ich hingegen ſehe keinen Weg, weder vor mir, noch hinter mir. Es iſt ein Schweigen in meiner Seele, ein nicht Wiſſen, was ich denken ſoll — überall! das ich Dir möchte darſtellen können, ſo wie ich's erfahre.

---

218. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Königsbrück, den 13ten Jan. 1793.

— — Seit vierzehn Tagen bin ich hier bei Sophiens Geſchwiſtern. Sehr nachdrücklich hat mich der Winter fühlen laſſen, daß ich in Deutſchland ſey, und als die Kälte nachließ, begann ein fürchterlicher Sturm zu brauſen, welcher die Wege ſo verſchneit hat, daß wir unſere Reiſe haben aufſchieben müſſen. Es ſcheint, liebſter Bruder, daß mir auch der Kopf verſchneit ſey. Sollteſt Du wohl glauben, daß ich, wiewohl ich an Dich ſchreibe,

ſchon zwei Mal, ohne zu wiſſen, was ich that, dumm und gedankenlos die Feder hingelegt und die Wand angeſtarrt habe? Ach, liebſter Jacobi, ich bin faſt geneigt zu glauben, daß die Blüthe des Geiſtes und der Empfindung Blume im Kampfe mit unſeren unfreundlichen Elementen leide. Doch nein! die reichſte Gedankenfülle, das zarte Feldblümchen der reinſten Empfindung iſt ja oft zu vorzüglicher Schönheit unter Deutſchlands rauhem Himmel gediehen, und beſonders das letzte wohl nirgends ſchöner.

Hier ſind mir Mirabeau's Briefe, von Manuel herausgegeben, in die Hände gefallen. Solche Gluth der Empfindung habe ich noch bei keinem Franzoſen gefunden, als bei ihm. Aber ſie alle oder viele zu leſen, wäre mir unmöglich. Aus den dürren Wüſten ſeines atheiſtiſchen Syſtems hauchen verſengende Lüfte und verbreiten ſelbſt über Liebesbriefe Geruch des Todes zum Tode.

Es ſcheint mir evident, daß der luftige Thurm des franzöſiſchen Staatsſyſtems bald krachend einſtürzen werde. Gleich jenem, war er dem Himmel zum Trotz gebaut, und die neue Babel möchte wohl bald von Tyrannen

oder Sardanapalen beherrſcht werden. Aber Verwirrung iſt ſchon von ihr in die ganze Welt ausgegangen. Ich bitte Dich, liebſter Jacobi, laß dem Mainzer Forſter Deinen Schutz nicht ferner angedeihen! Laß ſein Andenken, zugleich mit Kotzebue's Büſte, in irgend einer Rumpelkammer vergeſſen ſeyn! Es bedarf in dieſem Augenblicke einer tüchtigen Wurfſchaufel, um den Waizen zu ſichten und heulenden Winden die Spreu zu überlaſſen. —

---

219. An Göthe.

Aachen, den 24ſten Jänner 1793.

Es iſt über allen Glauben toll und thöricht, wie die Citoyens mit der armen Aachener Bürgerſchaft umgehen, um mit ihr einen Mauleſel der Freiheit und Gleichheit zu erziehen. Bis jetzt hat das Volk ſich recht gut betragen, und überall gerade ſo viel und nicht mehr Widerſtand gethan, als es die Verhältniſſe mit ſich brachten. Mit Gewalt iſt nun endlich ein Präſident des proviſoriſchen Raths gewählt worden, und mit Gewalt muß er Präſident ſeyn. So der ganze proviſoriſche Rath. Zum

Glück darf er einen Conſulenten haben. Dieſer iſt einer der Schöffen der vorigen Regierung. Auch läßt man die alten Beamten noch im Geſchäft. Auf geſtern war die ganze Bürgerſchaft wieder in die Kirchen ihrer Grafſchaften beſchieden, um einen Maire und Repräſentanten zu einer Aachener assemblée nationale zu erwählen. Dergleichen Aufgebote geſchehen immer bei Strafe von 3, 6 bis 24 Mann Execution, die jedem Nichterſcheinenden ins Haus gelegt werden ſollen. Da die Wahlmänner geſtellt werden ſollten, wurden die Bürgerhauptleute bedroht, daß man ſie, wenn die Bürgerſchaft nicht zuſammenkäme, gefangen nach Paris ſchleppen würde, comme criminels de lèse-nation. Vorher hatte das Volk, das beim Freiheitsbaume war zuſammenberufen worden, auf die Frage: ob es mit ſeiner Verfaſſung zufrieden ſey? wie aus Einem Munde: Ja! geantwortet; und auf die Frage: ob es keine Aenderung begehre? Nein! Wie dieſes Nein ausgeſprochen war, liefen alle nach Hauſe, als wenn es hinter ihnen brennte. Die Franzoſen hatten dem Bilde Karls des Großen, das auf dem Platze vor dem Rathhauſe ſteht, eine rothe Kappe aufgeſetzt. Die nämliche

Ehre widerfuhr einigen Crucifixen. Einen Heiligen, der mit Ketten vorgeſtellt war, befreiten die Franzoſen von dieſer Schmach. Aber nicht ſobald waren die Ketten entzwei, als der Heilige in Stücken fiel. Die bedrohten Bürgersleute brachten mit Mühe ihre Gemeinen zuſammen, die nun mit lauter Stimme ſchrien: unſere Religion iſt geſchändet, unſere Zünfte ſind offen, wir ſollen feind werden mit Kaiſer und Reich; beſſer, wir ſterben auf der Stelle; der Tod iſt beſſer! der Tod iſt uns lieber! — Dennoch wurde durch Zureden und Gewalt eine Art von Wahl, oder was den Schein hatte, zu Stande gebracht. Und ſo geht's nun fort. Die Generale ſagen, ſie dürften keine raison annehmen; ſobald die Organiſation geſchehen ſey, könne man ſich an die Convention nationale wenden; das Organiſiren aber müſſen ſie ſtracks thun. Auch treiben ſie, wie toll, um es nur gethan zu haben. — Die Aachener Bürgerweiber, die von einem Maire hörten, der durchaus gemacht werden ſollte, glaubten, man wolle ihnen nun auch gar eine neue Mutter Gottes aufdringen, und einige kamen, bitterlich darüber weinend, zu den Clermonts nach Vaels. — Man erzählt eine

Schnurre, die gut genug erfunden iſt. Da der Freiheitsbaum in Aachen errichtet wurde, ſchüttelte ein Jude, der mit zuſah, unaufhörlich den Kopf. Man fragte ihn endlich, warum er den Kopf ſo ſchüttelte; ihm ſollte das doch gefallen? Aber der Jude ſchüttelte nur noch ſtärker den Kopf. „Was?" ſagte er, „wie ſollt' es mir gefallen? Es is ă Baum, u er hat kă Wurzel; und Gott behüt'! er hat ă Kapp uf, u hat kă Kopf!"

---

220. Von Lichtenberg.

Göttingen, den 6ten Februar 1793.

Wenn es erlaubt iſt, einer offenbaren Aeußerung von unheilbarer Apathie den Ehrennamen von Bedenklichkeit zu geben, das ich ſo gern thun möchte: ſo hatte ich ſchon ſeit einem Jahre, ſo oft ich Ihnen, verehrungswürdiger Herr, ſchreiben wollte, immer eine Bedenklichkeit dabei, und dieſe war: ob Sie es mir wohl nicht übel nehmen würden, wenn ich Ihnen nach einem unverzeihlichen Stillſchweigen den zweiten Brief eher ſchreibe, als den erſten. So wäre mir nach meiner jetzigen Leibes- und Gemüthsverfaſſung, die Sie hieraus kennen ler-

nen werden, offenbar geholfen geweſen. Allein es ſollte ein erſter Brief nach einem unverzeihlichen Stillſchweigen geſchrieben werden — und das konnte ich nicht; aber ich habe, ſo wie man Manches in der Welt lernen muß, lernen müſſen, mich auch über dieſe Bedenklichkeit wegzuſetzen, und ſchreibe Ihnen alſo hier meinen zweiten Brief. Was mich zu dieſem Entſchluß brachte, waren drei franzöſiſche Zeilen, in Form einer Dedication in ein philoſophiſches Werk geſchrieben, das ich von der Poſt erhielt. Drei Zeilen in der Hofſprache des Himmels, ich meine die hebräiſche, mit Feuer am Himmel geſchrieben, hätten mich ſo tief nicht treffen können. Das klingt myſteriös, freilich, ſo wie noch vieles Andere, was mein erſter Brief enthalten wird, auf den ich mich hier beziehen muß. Hier iſt der zweite.

Daß Sie, vortrefflicher Mann, noch meiner gedenken, und das noch mit ſo vieler Liebe, giebt mir in meinen Augen noch einen Werth, ſonſt möchte ich leicht ſo von mir zu denken anfangen, wie neulich eine Sterbethaler-Direction, die mich mit der menſchenfreundlichen Erinnerung abwies: man trage gewiſſer Umſtände wegen Bedenken, mich aufzunehmen.

Das war für meine zeitliche Verfaſſung ein Donnerſchlag, ich ſah mir nämlich den Kredit von einer Seite aufgekündigt, die ich noch immer für die feſteſte hielt; denn ſo viel auch mein Körper leidet, und ſo wenig ich auch auf Wohlbehagen und auf Freude des Lebens rechnen kann, ſo habe ich doch das Vertrauen auf deſſen Fähigkeit bis jetzt noch nicht verloren gehabt. Was ich am meiſten fürchte, iſt der Verluſt meiner Freunde, den ich als die unvermeidliche Folge meiner immer tiefer wurzelnden Apathie anſehe. Aber Sie, theuerſter Mann, lieben mich noch, und das vergelte Ihnen der Himmel, ich kann es nicht.

Ihr lieber Sicilianer hat mich am Ende des vorigen Jahres mit einem Beſuch auf die angenehmſte Weiſe überraſcht. Er wird Ihnen von meinem Geſundheitszuſtande vielleicht eine vortheilhaftere Schilderung gemacht haben, als die meinige; aber trauen Sie derſelben nicht. Es war bloß Einwirkung des begeiſterten Sicilianers ſelbſt, was mich auf ein paar Viertelſtündchen aufrichtete. Ich befand mich in dem Falle mancher paralytiſcher Perſonen, die die Glieder bewegen können, ſo lange ſie elektriſirt

werden, und dann wieder zuſammenfallen. Empfehlen Sie mich ihm recht herzlich.

Haben Sie wohl den Kometen geſehen? Er war wirklich etwas Ungewöhnliches. Am 10ten Jänner ſah ihn Prof. Seyffer zwiſchen dem kleinen Bären und dem Kopfe des Drachen, nicht weit vom Pol der Ekliptik, und am 18ten noch ein Mal, ſehr weit von ſeiner vorigen Stelle. Er war mit bloßen Augen ſichtbar, und bewegte ſich ſo ſchnell, daß er in 24 Stunden 34 Grade am Himmel durchlief, alſo wahrſcheinlich der Erde ſehr nahe. Mir fiel die Stelle im Tacitus (Annal. Lib. 14. Cap. 22.) dabei ein; Sidus cometes effulsit, de quo vulgo opinio est tanquam mutationem regis portendat. Vielleicht hat die ganze Geſchichte dieſes Aberglaubens kein treffenderes Beiſpiel aufzuweiſen, als dieſes. Dieſer wahre Courier-Komet kam, als ſich der Prozeß des armen Königs zu Ende neigte, und ward gleich nach der Enthauptung nicht mehr geſehen. Was würde man in früheren Zeiten nicht aus dieſer Erſcheinung gemacht haben? Dürfte ich folgendes Beiſpiel drucken laſſen, ſo wäre ich geneigt, über beide zuſammen genommen ein Mal ein erbauliches Wort öffentlich zu ſa-

gen. Vor einigen Jahren wurde die Sonne gerade am Geburtstage unſers Königs partiell verfinſtert. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb ich zum Scherz an Käſtner: Wenn ein muthwilliger Whig in England auf den Einfall käme, hieraus etwas Nachtheiliges für den Hof zu deuten, wie ließe ſich ihm am beſten begegnen? — Käſtner antwortete: man müßte ſagen, der König wäre noch nach dem alten Styl am 4ten Jun. geboren. Das war wohl gut. Aber was geſchah? Bald darauf ereignete ſich die bekannte Geiſtesverfinſterung bei unſerm guten Könige. Iſt das nicht ſonderbar? Hier ward nicht bloß ein Unfall mit einer vergangenen Himmelsbegebenheit in Verbindung gezogen, ſondern aus einer Himmelsbegebenheit ein Unfall gleichſam geſchloſſen. Daß ich die Sache als einen Scherz vortrug, rührte daher, 1) weil ich in Darmſtadt, und halt! nicht in München oder Paderborn geboren bin, und 2) weil mich der Himmel Lehrern in die Hände gegeben hat, die mich ſo weit gebracht haben, daß ich die Schriften des Pempelfortiſchen Weiſen mit Entzücken leſen kann. Ich habe nicht gehört, daß ſich damals Jemand etwas bei der Sonnenfinſter-

niß dachte. Das iſt allerdings ſehr ſchön, und ein Zeichen, daß die papiernen Aſſignate der Philoſophen im Werthe zu ſteigen anfangen. Aber ich, ich habe daran gedacht; auch das iſt gut, und wenigſtens dem nützlich, der ſo gern ſähe, daß manche alte Aſſignate mit einem neuen Stempel verſehen würden. So viel für heute von Ihrem innigſten Verehrer, der ſelten ſchreibt, aber nie, nie vergißt.

---

221. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Enckendorf, den 17ten Februar 1793.

Ich danke Dir für die Mittheilung des trefflichen Briefes unſeres Schloſſer an den citoyen Forſter. Der Königsmord hat trefflich auf Viele, welche noch dem Kobold des franzöſiſchen Geiſtes dienten, gewirkt. Ich ſehe, wie Du, dieſe Unthat nur als eine Folge des vierjährigen Unſinns und der ſo oft gezeigten Gottesvergeſſenheit an. Mit Klopſtock's Erklärung in der Zeitung wirſt Du ſo wenig zufrieden ſeyn, als ich es ſeyn kann. Indeſſen kann ich Dir doch verſichern, daß er den Convent verabſcheut und verachtet. Ich war weit beſſer mit ihm zufrieden, als ich vermuthet

hatte. Mein Bruder iſt viel zu ſpät, doch iſt er von ſeiner Verblendung zurückgekommen. — — — Ich muß Dir doch noch ſagen, daß wir Deinen Geburtstag in Braunſchweig bei dem guten Ebert mit Gläſerklang gefeiert haben. Mit welchem Herzen, das mußt Du wiſſen, ohne daß ich davon lalle.

---

222. An Necker.

Pempelfort le 2. Mai 1793.

J'ai reçu, Monsieur, la lettre pleine de bonté, que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 19 février. Elle me causa une si grande joie par l'idée seule qu'elle était de vous et qu'elle s'adressait à moi, que je voulais y faire réponse tout de suite, sans attendre l'arrivée du paquet qu'elle m'annonçait. J'étais surtout très-pressé de vous faire connaître, que la seule crainte d'être importun m'avait retenu de vous écrire en vous faisant passer les oeuvres de Hemsterhuis. Cet ouvrage, d'ailleurs, ne m'appartenait pas; je n'en étais pas seulement l'éditeur. L'éditeur était M. Jansen,

qui avait tout disposé et avait fini d'imprimer le premier volume, avant qu'il lui vînt dans l'esprit de me demander des secours. Voilà, Monsieur, ce que je voulais vous écrire et ce qu'en effet je vous ai écrit, mais sans achever ma lettre, reprise je ne sais combien de fois quinze jours de suite. C'est que depuis nombre d'années je vis dans une liaison tellement intime avec vous par vos ouvrages et par vos actions, que je ne sais plus comment m'y prendre pour vous écrire une premiere lettre; toutes mes idées en sont renversées. De vous présenter une adresse, comme celles du parlement d'Angleterre au Roi, de composer pour vous des démonstrations d'admiration, de reconnaissance et de respect, me serait absolument impossible, et toute autre lettre que je voudrais vous écrire deviendrait un volume.

Je suis certain, Monsieur, que vous me comprenez jusqu'à un certain point. Afin que vous me compreniez davantage, je hasarde de vous envoyer un brouillon de lettre que je fis au mois de Mai 1790, et dans lequel il est aussi question de vous.

Je n'ai pas acchevé ce Dithyrambe philosophico-politique, puisqu'il était impossible que je ne me ravisasse pas en relisant ce qui était fait. Si M. de la Harpe, à qui ma lettre était destinée, l'avait reçue, il m'aurait sans doute apostrophé comme le Romain Festus apostropha l'apôtre des Gentils: vous perdez l'esprit, Paul, votre grand savoir vous met hors de sens. J'ose espérer que vous me traiterez avec un peu plus d'indulgence, tout en reconnaissant l'abandon que je fais en vous communiquant cette rhapsodie; abandon sur le principe duquel vous ne vous tromperez pas et dont vous me saurez gré au fond de votre coeur. Je ne fais pas copier mon brouillon, puisque de le mettre au net sans le corriger, serait lui faire un mal cruel; aussi veux-je que cette singuliere production paraisse devant vous dans toute son authenticité primitive.

Le présent que vous me faites, Monsieur, de vos ouvrages les plus récens, m'est infiniment précieux et je vous en fais des remercimens bien sentis. Ce paquet vient de m'arriver. Quoique je possède

tout ce qu'il contient, et que j'ai tout lu et relu, ces nouveaux exemplaires ne serviront cependant pas de simple ornement à ma bibliothèque; car les anciens exemplaires sont à-peu-près usés. Celui du Pouvoir exécutif surtout a été singulierement fatigué chez une dame très-aristocrate, auprès de laquelle les émigrés français font foule. C'est, selon moi, le plus profond et le plus sublime de vos ouvrages. Continuez, Monsieur, à éclairer l'Europe; hâtez-vous surtout, j'ose vous en conjurer au nom de l'humanité désolée, à mettre dans son plus grand jour tout ce qui a le plus contribué à ce que la France n'a pu devenir libre et heureuse, et forcer tous les états de l'Europe à le devenir après elle. Vous dites dans l'ouvrage sur votre administration: „Quand je fixe mon attention sur la pureté des sentimens qui m'ont guidé, je ne trouve nulle part une association qui me convienne, et dans le besoin cependant, que toute ame sensible en éprouve, je la forme, cette association, je la forme en espérance avec les hommes honnêtes de tous les pays, avec ceux en si petit nom-

bre, dont la premiere passion est l'amour du bien; c'est à eux seuls que je demande quelque affection et c'est à eux seuls que je veux m'unir." Croyez moi, Monsieur, ces hommes honnêtes, ceux en si petit nombre, dont la premiere passion est l'amour du bien, désirent pour le moins autant s'unir à vous; cette union, cette association est même déjà toute formée; mais elle a besoin, pour se conserver, de devenir encore plus intime; ce besoin, en vérité, devient de jour en jour plus pressant. Nous demandons à Necker, j'ose dire, nous exigeons de lui, que, renonçant dans la crise actuelle aux ménagemens qui ne sont plus de saison, il déchire tous les voiles et mette le procès de l'humanité, devenu en quelque sorte le sien, en état d'être jugé.

Permettez, Monsieur, qu'en finissant ma trop longue lettre, je vous supplie encore de me mettre aux pieds de Madame Necker, comme une personne de sa connaissance. Sans doute Mme Necker aura de la peine à se rappeler un jeune homme excessivement timide, qui était de la connaissance de feu M. Moultou, et que M.

Le Sage lui présenta au printemps de l'année 1760 ou 1761. Calliste, tragédie de Colardeau, venait de paraître; Mme Necker la désirait, et je me rappelle vivement l'extrême joie que je sentis en balbutiant, que je pouvais la lui offrir. Je me rappelle encore, qu'ayant rencontré depuis Mme Necker une couple de fois à la promenade, j'ai manqué chaque fois de tomber par terre, par l'extrême désir que j'avais de lui faire une révérence bien belle et bien expressive.

---

223. Von Necker.

à Coppet ce 26 Mai 1793.

J'ai éprouvé, Monsieur, tous les genres d'intérêt en lisant la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, et en étudiant les réflexions très philosophiques que vous avez eu la bonté de me communiquer; il n'en est aucune qui ne soit un principe de méditation, et il n'en est aucune cependant qui pût servir à faire le fonds avec la forme. Vous me prouvez, Monsieur, que plus on va loin en métaphysique et moins

on est enclin à admirer les abstractions politiques du temps présent.

Les expressions honorables pour moi contenues dans votre lettre et dans le manuscrit précieux que je vous renvoye avec peine, excitent toute ma sensibilité et toute ma reconnaissance. J'entends bien ce que vous me conseillez de développer; mais après avoir montré les torts des vainqueurs il faudrait faire connaître aussi les fautes de leurs adversaires, et ils sont si malheureux que pour aucun intérêt personnel je ne pourrais m'y résoudre.

Madame Necker est on ne peut pas plus sensible à votre souvenir; c'est le tour des autres aujourd'hui de vous rendre des hommages avec timidité.

---

224. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Enkendorf, den 6ten Dec. 1793.

Seit vorgeſtern Abend bin ich hier. Unſere Julia iſt in ihrem gewöhnlichen Zuſtande der Krankheit und des Leidens, der Heiterkeit und des ſchönen Lebens ihres Geiſtes und Herzens. Der gute Reventlow hat wieder ſehr gekrän-

kelt; ſich etwas erholt, wird aber aufs neue angefochten von der plötzlich eingetretenen Kälte. Mich kneift ſie auch im Geſicht mit Giftplagen, und ich überzeuge mich immer mehr, daß Kälte das eigentliche Prinzip des Böſen ſey, im Phyſiſchen wie im Moraliſchen, und daß die Tollheit der Franzoſen ihrer langen Herzenserkältung zuzuſchreiben, zu welcher ſich ihre, ihnen eigenthümliche Seuche geſellt hat, woraus denn eine Peſt entſtanden, die in Gottes Gerichten verhängt war, und welche, ſo gewiß ich dieſen Augenblick Schnee und grauen Himmel ſehe, ganz Europa mit progreſſivem Fortſchritt befallen und eine Hölle aus der Erde machen wird. Ich erkenne den Gang der Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit den Geſchichten der Vorzeit zuſammenhalte, erſtlich daran, daß faſt alles theils mit verblendeten, theils blinden Kräften, Einem Ziele der moraliſchen und politiſchen Zerrüttung entgegenarbeitet. Zweitens an der übernatürlichen Gleichgültigkeit, mit welcher, ſehr wenige ausgenommen, ſonſt vernünftige und nicht böſe Menſchen den Gräuel mit großen Schritten herbeikommen ſehen, und kalt bleiben bei Frankreichs Abſcheulichkeiten, die doch alles

übertreffen, was bisher abſcheuliches auf der Erde geſchah.

Mit Wohlgefallen wirſt Du in der Hamburger Zeitung die Ankündigung einer periodiſchen Schrift von unſerem Asmus bemerkt haben. Niemals war feſtes Zuſammenſchließen deren, die es gut mit Gott und den Menſchen meinen, nothwendiger. Ich weiß, wie wenig man an ſich gegen den bergab ſchießenden Strom der Zeit vermag. Aber hie und da etwas Gutes ſtiften, dem Strome hie und da Einen entreißen, etwas dazu beitragen, daß die 7000, die ihre Kniee vor dem modernen Baal nicht gebeugt haben, ſich vereinigen, das, liebſter Bruder, ſcheint mir jetzt unſer Beruf zu ſeyn.

---

225. An W. von Humbold.

Pempelfort, den 31ten Jan. 1794.

Vie de malingre! vie insupportable, mort continuelle, avec des momens de résurrection! Dieſe Klage Voltaire's gegen d'Alembert habe ich ſchon oft bei meinen Freunden angebracht, und wahrlich mein liebſter H. ich bin würdiger ſie zu führen, als der Mann, dem ich ſie nachſpreche. Zu meinen vielen

Uebeln kam im Mai 1792 noch eine Augenſchwäche, welche ſchnell ſo bedenklich wurde, daß ich den gänzlichen Verluſt meines Geſichts beſorgen mußte. Stellen Sie ſich meine Angſt, meine Traurigkeit vor! Um mich zu zerſtreuen wollte ich nach Frankfurt auf die Krönung, von da nach Carlsruhe zu den Schloſſeriſchen reiſen. Daraus wurde nichts, weil Schloſſer einen Einfall der Franzoſen befürchtete. Nun ging ich im Juli nach Achen. Dort fand ich Herder mit ſeiner Frau. Die Freude des Wiederſehens verſchlang alle Erinnerung des zwiſchen uns geweſenen Haders, und wir brachten vier ſehr glückliche Wochen miteinander zu. Nun unternahm ich doch noch die Reiſe nach Carlsruh, weil Göthe mich dringend zu einer Zuſammenkunft mit ihm in Mainz einlud; er wollte mir auch bis Coblenz entgegenkommen. Ehe ich fertig werden konnte, mußte Göthe zum Herzog ins Lager. Ich war aber nun reiſefertig und reiſte. Vier ſelige Wochen brachte ich dort zu, und hatte noch vierzehn Tage vor mir, als die Franzoſen durch die Einnahme von Speier dieſer Herrlichkeit ein ſchreckliches Ende machten. Es war nicht leicht auszumachen, auf welchem

Wege ich ſicher wieder nach Hauſe gelangen könnte. Zurück mußte ich, wenn auch nur zum Einpacken und Flüchten. Meine Schweſtern waren mit mir gereiſt, und meine Tochter, die anderthalb Jahre im Schloſſeriſchen Hauſe zugebracht hatte, wollte ich jetzt mitnehmen. Wir zogen nach Stuttgart; von dort unter tauſend Beſorgniſſen über Heidelberg nach Frankfurt, und erreichten endlich glücklich unſer Pempelfort. Gleich darauf wurde Mainz eingenommen und wir verlebten wieder vierzehn angſtvolle Tage. Damals lag ich eines Abends wegen Kopfweh hingeſtreckt auf einem Canape, und Lene las mir vor. Ein geſchwätziger Kriegsrath R., den ich auf meiner Rückreiſe von Carlsruh bei Dohm kennen gelernt hatte, wollte mir über den Hals. Er kam mit ſeinem Regiſterſchiff von Weſel zurück. Ich hatte ihm ſagen laſſen, daß ich todkrank, — wenn es ſeyn müßte — geſtorben, begraben wäre. Das war geſchehen, ſchon vor zwey Stunden, und ich glaubte mich gerettet. Da klingelte es und ich höre Geräuſch; ein Bedienter kommt hereingeſchlichen — „ein fremder Herr" — doch der verdammte R., ſagte ich verzweiflungsvoll; ich ſehe ... ich ſpreche ihn

nicht! Lene ging hinunter, um zu ſehen wie ſie dem Uebel abhülfe; der Fremde war ſchon an der Treppe, das hörte ich, ſprang auf — Göthe! rief ich aus; gewiß Göthe! — Er war es, liebſter H., er ſelbſt! Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre wahrſcheinlich bis zum Frühjahre, wenigſtens noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Rieſenſchritten herangerückt wäre. Da die Franzoſen zu Aachen einrückten, brach Göthe auf. Nach dieſer Trennung ging es uns übel. Traurig und kummervoll brachten wir den Reſt des Winters zu, doch nicht unerheitert durch mancherlei Genuß und Hoffnung. Am Neujahrstage 1793 kam mein Sohn Georg von ſeiner mit Stolberg nach Italien gemachten Reiſe zurück. Ich hatte große Freude, und Freude gibt Muth. Die Sorge mein Geſicht zu verlieren hatte ſchon im Herbſt abgenommen. Da mich dieſes Uebel heimſuchte, war ich mitten in der Arbeit an Woldemar. Ich ſuchte nun meine Papiere wieder hervor und griff das Werk von neuem an. Es wollte doch nicht recht damit voran ſo lange die Franzoſen noch dieſſeits der Maaß ſtanden.

Hierauf ging es, und ich ließ nicht mehr ab, obgleich mein Befinden oft ſehr ſchlecht war. Ich war ſo gut als fertig, als mich im September die Schloſſeriſchen und mein Bruder aus Freyburg beſuchten. Dohms und mehrere meiner Freunde verſammelten ſich zu ihnen in Pempelfort. Des Guten wurde in der That zu viel; man konnte nicht alles genießen, und dieſes Nichtkönnen ſchien Entbehrung. Zu Cöln in Dohm's Hauſe ſchieden wir den 21ten October auseinander. Ich kehrte zurück nach Pempelfort und arbeitete ohne Unterlaß an der Vollendung meines Werkes. Hier iſt es, liebſter H. — —

---

226. An F. L. Grafen von Stolberg.

Pempelfort, den 29ten Jän. 1794.

Lieber! Ich habe nun Deinen Numa zu Ende geleſen und eine Menge köſtlicher Stellen anzuſtreichen gefunden. Einiges habe ich nicht angeſtrichen, weil der Strich zu lang geworden wäre. Dies war der Fall gleich beim Eingange des erſten Heftes; wieder beim Eingange des zweiten. Doch wäre der Strich bei dieſem weniger lang und dick als bei jenem

geworden. Ueberhaupt ziehe ich das erſte Heft dem zweiten vor. Vom Ganzen kann ich Dir nichts ſagen, weil es noch nicht da iſt; aber was da iſt, erkläre ich zuſammengenommen für ſchön, gut und vortrefflich, zwei Stellen ausgenommen; es hat mich erfreut, unterrichtet, erbaut. Nur zweimal habe ich zu einem namhaften Tadel Gelegenheit gefunden. Der erſte betrifft einige Stellen in dem Briefe des Onkels wider den übertriebenen Enthuſiasmus für die Alten. Du wirſt Dich erinnern, daß Du uns dieſen Brief hier vorlaſeſt, und ich Dir ſchon damals Einwendung machte. Du mußt mich noch einmal darüber hören, weil ich es nicht leiden kann, daß ein Mann wie Du dem Buchſtaben wider den Geiſt das Wort rede. Wenn der hölzerne Philoſoph Bonnet (verzeihe mir die Läſterung! ich weiß übrigens die großen Verdienſte dieſes Mannes wohl zu ſchätzen) — wenn dieſer ſagt, der geringſte Tagelöhner unter den Chriſten wiſſe mehr von göttlichen Dingen, als Sokrates und alle heidniſche Philoſophen davon gewußt hätten, ſo kann ich es hingehen laſſen; wenn ich es aber von Dir höre, ſo macht es mich ungeduldig. „Es iſt ein größerer Unterſchied —

ſagt Hamann — zwiſchen Empfindung und einem Lehrſatz, als zwiſchen einem lebendigen Thier und anatomiſchen Gerippe deſſelben.“ — Er fragt: „Was erſetzt bei einem Homer die Unwiſſenheit der Kunſtregeln, die ein Ariſtoteles nach ihm erdacht, und was einem Shakespeare die Unwiſſenheit oder Uebertretung der critiſchen Geſetze?“ — Er ſagt endlich: „Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden will, den muß man fragen: Wer der Propheten Vater ſey? und ob ſich unſer Gott nicht einen Gott der Heiden genannt und erwieſen?

Derſelbe Hamann, den ich lieber anführe, als daß ich aus mir ſelbſt rede, ſagte mir einmal in's Ohr: alles Hangen an Worten und buchſtäblichen Lehren der Religion wäre Lama-Dienſt. Du behaupteſt, die Religion der Chriſten allein halte der Tugend große und edle Beweggründe vor; da hingegen die Philoſophen der Alten keine andern Beweggründe, gut und tugendhaft zu ſeyn, gehabt hätten, als ſolche, die auf ſelbſtiſche und irdiſche Vortheile dieſes kurzen Lebens gegründet waren: ihr καλον καγαθον, ihr honestum per se, wären nur ſchöne Worte ohne Begriff.

Bruder, wie konnteſt Du das ſchreiben?

Ich verweiſe Dich auf Fenelon; auf ſeine herrliche Abhandlung von der reinen Liebe. Der göttliche Mann, den die chriſtliche Welt als einen Schwärmer ausſtieß, nahm ſeine Zuflucht zu den Heiden, unter denen, in Lehre und Leben, der Geiſt ſeines Chriſtenthums ſich als Wahrheit bewieſen hatte.

Ob ich in Hinſicht eines Wohlſeyns von zehn, zwanzig, dreißig — oder von Millionen Jahren eine Handlung verrichte, iſt ganz daſſelbe, und macht nicht den mindeſten Unterſchied in Abſicht ihres innerlichen Werths. In der chriſtlichen Kirche — der ſichtbaren — iſt vor lauter Himmel und Hölle allmählich keine Tugend mehr zur Anmeldung gekommen, und was ihr Weſen ausmacht, nur als ein Hirngeſpinſt, als eine Thorheit im Andenken geblieben.

Angenehm, tröſtlich iſt der Glaube an ein Leben nach dem Tode; aber für die Tugend, die allein dieſer Glaube hervorbringt, gebe ich keinen Pfennig. Verzeihe, Lieber, daß ich ein Myſtiker bin, und laß mich eine Stelle zu meinem Vortheil aus Doktor Plank, der kein Myſtiker iſt, hier anführen. „Dieſe myſtiſche Theologie, ſagt Plank (in der Geſchichte

der Entſtehung des proteſt. Lehrb.) hatte ſich Jahrhunderte durch beinah ganz unverändert erhalten: in den Klöſtern, welche in Deutſchlands nördlichſten Gegenden lagen, wie unter Afrika's heißem Himmel in den erſten Einſiedlerwohnungen Aegyptens — Zum unwiderſprechlichſten Beweis, daß ſie nicht ſyſtematiſche Dogmatik, ſondern in einem gewiſſen beſtimmten Zuſtande der menſchlichen Seele, der ſich unter jedem Himmelsſtriche und in jedem Jahrhundert gleich bleibt, gleichſam natürlich war." Vorher, in einer Note, merkt derſelbe wackere Doctor Plank Folgendes an: „das wiederaufwachende Licht der Wiſſenſchaften, welches in Deutſchland Religionsverbeſſerer weckte, bildete in Italien Deiſten. Niemals lebten dort ſo viel ſchändliche Männer beiſammen, als ſeit der Eroberung Conſtantinopels bis zum Ausbruch der Reformation, und hätte nicht die platoniſch Philoſophie und daher entſpringende Myſtik den Strom ein wenig gehemmt, ſo würde in dieſem Zeitalter der Pomponaze und der Aretine der gröbſte Sittenverfall die Folge der wiſſenſchaftlichen Aufklärung geworden ſeyn." —

Spittler, der noch entfernter als Plank vom Myſticismus iſt, zeigt in ſeiner Kirchengeſchichte, daß ſowohl unter Papiſten als Proteſtanten der einzige Myſticismus in den größten Nöthen Hülfe brachte, und was nicht mehr halten wollte, wieder band. Auch Herder liefert einen hierher gehörigen trefflichen Abſchnitt, im 4. Theile ſeiner Ideen, wo er von den Waldenſern ſpricht. —

Dieß zuſammen ſollte mir nur dienen zu dem Bekenntniſſe überzugehen: daß ich alle Theologien nach ihrem myſtiſchen Theile für gleich wahr, nach ihrem nicht myſtiſchen für gleich irrig, wenn auch nicht, in anderer Rückſicht, für gleich abgeſchmackt und verderblich halte. Die verſchiedenen Glaubenslehren verhalten ſich nach meiner Einſicht zur Gottesfurcht und Tugend, wie ſich die verſchiedenen Staatsverfaſſungen zum Princip der Geſelligkeit verhalten, deſſen Daſeyn und Nichtdaſeyn ſie zugleich vorausſetzen, und in dieſem Widerſpruch ihr Weſen haben. Daher ſie auch ſo kräftig ſind, poſitive Glückſeligkeit, Moralität, überhaupt das wahre Wohl der Menſchen zu befördern.

Die chriſtliche Religion iſt über alle Ver-

gleichung mit anderen Religionen durch die Lehre eines fortdauernden Wunders, welches von jedem erfahren werden kann — Wiedergeburt durch höhere Kraft, erhaben. Wer die Wirklichkeit dieſes fortdauernden neuteſtamentaliſchen Wunders der Geiſtesausgießung glaubt, mag auf alle Philoſophien mit Gleichgültigkeit herabſehen, und wer auch von der Wirklichkeit dieſes Wunders nicht überzeugt iſt, ſollte wenigſtens alle diejenigen Philoſophen verachten, die einen übernatürlichen Beiſtand nicht vermiſſen. Dieß iſt der Fall mit den neueren Philoſophien und mit den Philoſophien eines Pythagoras, Sokrates und Plato. Summa: Nur der Wunderthätige iſt Gott; alles andere iſt Natur.

Ich gehe nun zu meinem zweiten Tadelspunkte über, der uns nicht ſo lange aufhalten wird.

Er betrifft die Wiedererſcheinung der Jenni im zweiten Heft. Es muß, deucht mir, den Leſer befremden, daß dem aus Neapel wegen dieſer Jenni mit Gewalt entführten Numa ein fortgeſetzter Umgang mit derſelben nun in Paris ſo ungeſtört zugelaſſen wird. Man erfährt auch zu wenig von der Geſchichte dieſes Um-

gangs, und der bei dem letzten Auftritte etwas mehr gegenwärtige Leſer weiß ſich nicht zu finden. So iſt wenigſtens mein Gefühl geweſen; ich vermißte den Schauer, glaubte den Macher zu ſehen. —

---

227. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Enkendorf, den 19ten Febr. 1794.

Ich mache mir eine wahre Freude daraus, liebſter Jacobi, Dir aus dieſem Orte zu ſchreiben, der ſeit einigen Wochen ſo viele, die Dich lieben, vereiniget, und der ſeiner Beſitzer wegen Dir und mir ſo theuer iſt. Wie oft Dein Name, und auf welche Art unter uns genannt werde, das müſſe Dein eignes Herz Dir ſagen. Hätten nicht Freunde, jeder in dem Herzen des andern, einen beſondern Repräſentanten und Wortführer, ſo wär es um das Briefſchreiben ein mühſeliges und eitles Ding.

Ich freue mich, daß Dir vieles in meinem Numa ſo lieb geworden. Seinen Hauptfehler, ſeinen Keim des Todes konnteſt Du

aus dem wenigen, was da iſt, nicht ... wenigſtens nicht mit Zuverſicht ſehen, haſt ihn doch wohl geahndet, würdeſt ihn gewiß geahndet haben, wenn Liebe für den Verfaſſer Dich nicht geblendet hätte. Es iſt der, daß es ihm an Einem beſtimmten Hauptzweck fehlt. Ich erinnere mich Göthen darüber, daß man dieſes bei Dichtungen jeder Art verlanget, ſpotten gehört zu haben. Izt würd' er, glaub ich, anders urtheilen. Sein Werther indeſſen hat zwar keinen moraliſchen Hauptzweck, aber als Dichtung wird ihm dieſer Mangel durch den zwar verderblichen, doch ſehr einſchmeichelnden Hauptgedanken, man müſſe ſein Herzchen halten, wie ein krankes Kind, auf eine ſolche Art erſetzt, daß die Wirkung des Büchleins außerordentlich iſt.

Ueber Deine Kritik einiger Stellen im Briefe des Onkels, gegen den übertriebenen Enthuſiasmus für die Alten, würden wir uns leicht verſtändigen, liebſter Bruder, wenn jeder im freien Geſpräch ſeine Meinung ganz vortrüge.

Wem ſelige Unſterblichkeit einzige Triebfeder und einziger Lohn wäre, der würde doch bald, durch bloße Vergegenwärtigung des Un-

ſichtbaren, durch freien Blick in die Tiefe der Aeonen, durch Bewahrheitung des Grundſatzes: der Urheber aller Dinge ſtiftete einen ewigen unverbrüchlichen Ehebund zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit, über jede Lohnſucht erhoben werden, und Hoffnung ſich in Liebe veredeln ſehen. Es iſt der Hauptcharakter unſerer Religion, von Adam an bis auf dieſe Zeit, es iſt ihr unterſcheidender, ihrem ganzen Weſen eingewebter, ja die Seele der Religion ausmachender Charakter, daß wir alles, was wir ſeyn und thun können, mit Beziehung auf Gott ſeyn und thun ſollen. Aus der Sparſamkeit, mit welcher im alten Teſtament die Unſterblichkeit nur an wenigen — aber wie leuchtenden! — Stellen verheißen wird, haben manche ſchließen wollen, die meiſten Iſraeliten hätten dieſes Troſtes entbehrt. Gewiß iſt, daß dieſe Idee vor den Meiſten im Schatten dunkler Vorſtellung ſtand; aber umſtrahlt und durchglüht waren die Erzväter, waren die Iſraeliten von der Idee eines Gottes, der Aller Vater wäre, mit Beziehung auf den jeder beſtändig handeln müßte. Liebſter Bruder, ich freue mich jeder edlen Vorſtellung, welche auf menſchliche Würde und

auf Gottheit deutet, wo ich ſie in den Griechen und Römern finde. Meiner Meinung nach trifft das Sprüchwort wörtlich bei ihnen ein, ſie hatten aus der Noth Tugend gemacht, bürgerliche Tugend, deren ſie bedurften, weil der geſittete Menſch ohne ſie nicht beſtehen kann. Mehrentheils war ihr καλὸν καὶ ἀγαθὸν, ihr honestum, dieſer bürgerlichen Tugend Blüthe. Schön war's, dulce et decorum pro patria mori! Aber der ſchönſte Kranz war Schatten der Unſterblichkeit des Namens. Und wie nichtig dieſe Tugend war, ſcheint daraus zu erhellen, daß ſie bei den Griechen durch den wahrhaftig göttlichen Sokrates nicht zunahm. Mit ihm, oder bald nach ihm ging die glänzende Zeit der Griechen unter. Ueppigkeit und Ungerechtigkeit erſtickten jede Freiheit, jeden Adel der Nation. So auch bei den Römern, deren Tugend erloſch, als ſie mit der Philoſophie bekannt geworden. War der unwiſſende Valerius Publicola ein minder guter und großer Patriot, als der liebenswürdige Valerius Meſſala, des Brutus Freund? War es nicht Brutus, dieſer große und liebenswürdige Mann, dieſer Zögling der Stoa und der Aka-

demie, dieſer Stolz des Alterthums, der ſterbend ausrief: „Tugend, du biſt ein Schatten, ein Name! Thoren ſinds, welche dir nachgehen!“ In der feierlichſten ſchönſten Stunde ſeines ſchönen Lebens, als er des göttlichen Platon erhabenen, Unſterblichkeit verheißenden Phädon las, gerieth Cato's großer Geiſt ſo aus aller Faſſung über die Gutherzigkeit des Sclaven, der ihm den Dolch nehmen wollte, daß er ihm das Geſicht blutig ſchlug.

Ich kenne und liebe die Myſtik des Platon, eines meiner erſten Lieblinge. Neulich hab' ich auf Geheiß einer chriſtlichen Diotima das Gaſtmal überſetzt, und hier den Phädros geleſen. Dieſe beiden Geſpräche, die Apologie, der 2te Alkibiades, Kriton und einzelne Stellen aus der Republik und aus den Geſetzen ſcheinen mir das non plus ultra menſchlicher, von Offenbarung nicht erleuchteter Weisheit zu ſeyn. Sagſt Du, daß Gott im Verborgenen die Seele des Sokrates erzogen, ſie hohen Ahndungen geöffnet habe u. ſ. w. Gut, lieber Bruder, ich glaub es gern. Gern nehm ich mit Dir die Hamannſche Anwendung des Pauliniſchen Wortes an: Iſt Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden

Gott! — Aber immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, ſondern der Natur und der Gnade nach unterſchieden von der bibliſchen wie — der Himmel über der Erde iſt.

„Denn bei Dir iſt die lebendige Quelle, und in Deinem Licht ſehen wir das Licht!“ ruft der geweihte königliche Dichter aus. Unter tauſend Stellen fällt mir die Eine ein. Wo iſt etwas ähnliches in allen Schriften der Griechen oder Römer?

Tu fecisti nos ad Te, et cor nostrnm inquietum est donec requiescat in Te! ruft der heilige Auguſtin aus. Dieſe Ruhe konnten die Heiden nicht finden, noch ahnden. Die heiligen Schriften allein erregen einen Durſt nach der Quelle, die ſie anzeigen, und dieſen Durſt löſcht Gott allein. Lieber Bruder, Du bedarfſt nicht gegen mich der Myſtik das Wort zu reden. Höher als alle andere menſchliche Weisheit iſt die Platoniſche Myſtik, aber wie hohl iſt ſie gegen die chriſtliche Myſtik, welche auf dem hiſtoriſchen Grunde einen heiligen Tempel baut! Erſt durch dieſen Bau wird der hiſtoriſche Grund

— feſt wie er an ſich iſt — unerſchütterlich. Der hiſtoriſche Glaube könnte ohne Myſticismus nicht erfordert werden. Er wird von Gott gefordert, weil Gott dem Suchenden Hülfe verheißt. Wenn Chriſten und Lehrer der Chriſten den Myſticismus nicht annehmen, ſo iſt es nicht der Bibel Schuld. Gott verheißt an zahlloſen Stellen von dem, der ihn aufrichtig ſuchet, ſich finden zu laſſen, ihn mit Seinem Geiſte zu beleben, bei ihm zu wohnen. Daß wir ohne Seinen unmittelbaren Beiſtand nichts zum Wachsthum im Guten vermögen, daß das Wollen wie das Vollbringen von Ihm komme, iſt Hauptlehre des Chriſtenthums; ja ich meine, dieſe Lehre ſey ihm ſo ausſchließend eigenthümlich, wie die Idee allgemeiner Liebe und der Demuth. — Jener Myſticismus allein kann uns unumſtößliche Ueberzeugung geben. Und ſchon der Pſalmiſt ſagt: „Das Geheimniß des Herrn iſt bei denen, die ihn fürchten, und Seinen Bund läſſet Er ſie wiſſen.“ Nicht des Myſticismus wegen, ſondern unter dem Vorwand übertriebener Ausdrücke, in der That aber wegen der Eiferſucht von Boſſüet und des Grolles von Ludwig XIV., der im Idomeneus des Telemach ſein Bild zu erkennen

glaubte, ward Fenelon verfolgt. Der franzöſiſche Botſchafter in Rom hatte Mühe eine Pluralität von 7 gegen 5 Commiſſarien aus dem heil. Conſiſtorio zu gewinnen, der Papſt ſelber weigerte ſich lang; endlich erklärte die Verſammlung ſich gegen einige zu gewagte Sätze, der Papſt aber belohnte durch Verleihung von Bisthümern 2 oder 3 der Räthe, welche Fenelon's Meinung als übereinſtimmend mit allen Concilien und mit der heil. Schrift gerechtfertigt hatten. Die erhabenſte Myſtik der ſokratiſchen Philoſophie iſt nur ſpekulativiſch; die chriſtliche verheißt Kraft zu jedem guten Entſchluß und zur Ausführung. Man räume jener noch ſo viel ein, man glaube, daß Gott ſelbſt ſich auf eine uns unbekannte Art dem Confucius oder dem Sokrates geoffenbart habe; ſo konnten ſie doch dieſe Offenbarung nicht mittheilen.

Ich verſtehe Dich nicht, liebſter Bruder, wenn Du ſagſt: „daß Du alle Theologien und „Offenbarungsgeſchichten als aus Einer Quelle „entſprungen, ihrem innern Gehalt und myſti„ſchen Theile nach für gleich wahr; in allem „ihren äußern Weſen aber für gleich fabelhaft „und irrig — wenn auch nicht in anderen

„Rückſichten für gleich abgeſchmackt und ver-
„derblich halteſt.“

Lieber Bruder, ich ſehe in der ganzen Bibel zween große Hauptvorſtellungen, um welche ſich alles dreht. Beſtändige und unmittelbare Beziehung auf Gott, und Hinblick auf Chriſtum als der Menſchheit Haupt und einzigen Wiederherſteller. Alle Fäden der Geſchichte des Menſchengeſchlechts und Iſraels (des Menſchengeſchlechts, ſo wie die Bibel dieſe Geſchichte behandelt) ihrer Sitten — und Glaubenslehre werden vereinigt in einen Punkt. Dieſem ſetzt die Auferſtehung Chriſti das Siegel Gottes auf, und das iſt unſere magna charta. Wem das Siegel unverletzt bleibt der kann jeden Faden zurückleiten bis zum Urgeweb in Gottes Hand. Nimm das Siegel, alles fällt aus einander. Du ſtauneſt über den Trümmern, oder vielmehr Bruchſtücken einer ungeheuren moſaiſchen Arbeit, die nun kein Gemälde, kein Ganzes ausmacht, und doch in ihren Theilen welchen Meiſter verrieth!

Nach Deinen vorher von mir abgeſchriebenen Worten würde ich denken müſſen, daß Du Chriſti Erſcheinung unter den Menſchen nur für eine ſolche Veranſtaltung der Vor-

ſehung hielteſt, wie die Erſcheinung anderer Lehrer der Menſchheit und ihrer Schriften, zu denen ſich Irrthum oder Fabel geſellet; genug daß der Totaleindruck wohlthätig ſey. So wie z. E. Muhameds Lehre dem wilden Türkenvolke, als es ſolche von ſeinen Beſiegten annahm, ſehr wohlthätig ward. Aber ich athmete wieder freier, als ich las: „die chriſtliche Religion iſt über alle Vergleichung u. ſ. f.“

Lieber Bruder, wenn hier viele getaufte Philoſophen unter den ungetauften ſtehen, ſo iſt das ſehr natürlich. Der göttliche Sokrates, Platon, Xenophon, Cicero und andere erhoben ſich auf Flügeln der Ahndung über die Syſteme der Wiſſenſchaft, und über die niedrige Volksreligion. Mit edlerer Abſicht und mit beſſerem Erfolg als jene Söhne der Erde, die Giganten, trugen ſie Oſſa und Pelion auf den Wohnplatz der Volksgötzen, den Olymp, und athmeten Aether. Unſere Weltweiſen möchten gern den myſtiſchen Sion, deſſen Gipfel ſie nicht erreichen können, untergraben, und auf den Ruinen des Einſturzes ihren Babyloniſchen Thurm erbauen. Nicht als chriſtliche, als antichriſtliche Weltweiſe, ſind ſie jedem Myſticismus feind.

Ich ſagte vorher: die Auferſtehung unſeres Herrn (o laß mich Ihn unſern Herrn nennen, lieber Bruder! nicht wahr, ich darf?) habe der ganzen Offenbarung ihr Siegel aufgedrückt. Mit Recht würde man nach 18 Jahrhunderten die Gültigkeit unſerer magna charta anfechten, wenn nicht jenes fortdauernde Wunder der Wiedergeburt durch höhere Kraft jedem inbeſondere ſeinen Bund mit Gott, ſeine Anſprüche beſtätigte. Zu einer Zeit, da Chriſtus Wunder that, gab er ein ſchönes Kriterion der Wahrheit ſeiner Lehre an: „Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deß, der mich geſandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede." Joh. VII. 17. 18.

Tertullian hatte die Kühnheit zu behaupten, öffentlich in ſeiner Apologie des Chriſtenthums: er wolle Jeſu Lehre abſchwören, wofern nicht jeder Chriſt, wenn man ihn vor ein Götzenbild führen würde, den inwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel ſey. Das war ohne Zweifel eine große Vermeſſenheit! Aber jene Behauptung Chriſti hat ſich ſeit 18 Jahrhunderten in vie-

len Tauſenden bewährt, wird ſich bewähren bis an's Ende der Tage; ſie allein, dieſe göttliche Verheißung, macht die Annehmung des Glaubens zur Bedingung und zur Pflicht, indem ſie der reinſten Tugend, der Tugend um Gotteswillen, ſchon hienieden die unmittelbare Belohnung feſter Ueberzeugung verſpricht. Und in wie vielen Stellen wird dem, der mit Gebet und guten Entſchlüſſen nach Wahrheit ringet, dieſe Ueberzeugung ſammt der Kraft zu Ausführung der Entſchlüſſe verheißen?

Du ſiehſt, liebſter Bruder, daß ich, wiewohl Du Sauerteig des Materialismus an mir wahrzunehmen glaubſt, ein Erzmyſtiker bin. Unſre ganze Religion iſt Myſtik. Nimm ihr dieſe, ſie zerfällt. Daher ſie denn auch subjective bei allen den saubern Lehrern ſchon längſt zerfallen iſt, welche ſie auf chriſtliche Moral einſchränken wollen, deren Beobachtung doch nur auf den Weg der Vereinigung mit Gott führen ſoll, in welcher ſich die Tugend von ſelber findet.

Nach dem Geſagten kannſt Du Dir leicht vorſtellen, was ich in Deinem an herrlichen Stellen ſo reichen Woldemar vermiſſe; warmen, belebenden Hauch des Chriſtenthums.

Warum beſchränkt ſich die Geſellſchaft der geiſtreichen, liebevollen und trefflichen Menſchen, welche ſo tief denken, ſo rein, erhaben und fein empfinden, auf ariſtoteliſche Philoſophie? Lieber Bruder, wenn ich mich an Woldemars Stelle denke, und meine Freunde hätten mich wieder zur reinen Harmonie durch jene ſchönen Stellen aus dem Ariſtoteles ſtimmen wollen, ich würde auf ſie die Worte des Horaz angewendet haben:

Hiscene versiculis speras tibi posse dolores
Atque aestus, curasque graves de pectore pelli?

Die wunderthätige Religion vermag auch auf Leidenſchaften zu wirken, ſey es, ſie zu veredeln, ſey es, ſie zu vertilgen; aber die Vernunft, dazu die Vernunft im Munde anderer,

What can ſhe more than tell us, we are ſools?

Für die Darſtellung der holdeſten Weiblichkeit im Charakter der Alvina haſt Du den wärmſten Dank der ſpäteſten Enkelinnen verdient. Auf einzelne Schönheiten kann ich mich in dieſem ſchon zu langen Briefe nicht einlaſſen. Doch muß ich flüchtig einiger Stellen

erwähnen. Das Wonnegefühl des Woldemar, als er auf dem Lande, bald nach ſeiner Hochzeit und vorher war, ergriff mich ſo, daß ich nicht weiter fortleſen konnte, und das Buch zumachte, da ich es doch eine Viertelſtunde vorher erſt in die Hand genommen hatte. Ich mußte es verlaſſen, wie man die Geliebte manchesmal aus Uebermuth des Wohlſeyns verläßt. Die Stelle Th. II. S. 164. „Alle „Menſchen ꝛc. Einige, die ſich klüger dünken, „ſuchen's im Verſtande, und meinen, mit Be„griffen laſſe das Lebendige ſich wohl ein„balſamiren, und dieſe Mumien wä„ren keine Leichen." Dieſe Stelle hat mir erſtaunliche Freude gemacht. Nirgends im Werther iſt mehr wahres Pathos als in Woldemars Erzählung, wie er ſeine Hand am Meſſer gekühlt ꝛc.

Folgendes ohngefähr ſchrieb ich neulich an die liebe Gallizin: Möchte doch einer, mit der dreifachen Weihe des Philoſophen, Dichters und Chriſten begabt, in einem Roman die Wahrheit des Auguſtiniſchen Tu fecisti nos ad Te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te! lebendig darzuſtellen, den Beruf und die Kraft empfangen!

Lebe wohl! Ich herze Dich mit treuer Liebe.

---

228. An Claudius.

Pempelfort, den 12ten April 1794.

Vielen Dank für Deine Aeußerungen über Woldemar. Ich bin ganz Deiner Meinung, daß die Geſpräche des zweiten Bandes weit den Vorzug vor den Geſprächen des erſten haben; aber ich glaube, daß in Abſicht des Geſchichtlichen, Epiſchen oder Dramatiſchen, der zweite Theil vor dem erſten noch weit mehr hervorrage, alſo auch unendlich intereſſanter ſey. Du wirfſt da durch einander, wie Du nicht hätteſt durch einander werfen ſollen. — Woldemar wird im zweiten Bande allerdings verliebt, war es aber nicht zuvor. Willſt Du aber glauben, daß er es ſchon von Anfang war, ſo wird das Buch, als Roman, davon noch beſſer. Ich laſſe als Pſycholog mein Leben darauf, daß ein Menſch, ohne andere Ingredienzen, als die ich genommen habe, in den Zuſtand gerathen kann, in dem ich Woldemarn erſcheinen laſſe. Daß Du an des Mannes gänzliche Sinnesänderung nicht glau-

beſt, kann ich Dir geſtatten; ſie wird im Buche auch nicht einmal behauptet. Aber das ſtreite ich Dir platterdings ab, daß Henriette verliebt ſey; dies Weſen iſt rein, ſo rein als ein menſchliches Weſen es ſeyn kann. „Bei kaltem „Blute, ſagſt Du, fielen einem ſo hohe „Schwänke nicht ein.“ Was nennſt Du kaltes Blut? Es liegt tief in allen Menſchen, daß ſie ihrer thieriſchen Natur ſich ſchämen, und ich habe immer gefunden, daß diejenigen, die am wenigſten kaltes Blut hatten, geneigt waren ſich ihrer am mehrſten zu ſchämen. Frage Dich ſelbſt, frage jeden gut geſchaffenen Menſchen, ob bei der erſten Anregung von Liebe ein Gedanke an ſinnliche Luſt ſich ihm nahen konnte — ob er ihn nicht verabſcheut haben würde? Die Feindſchaft zwiſchen Fleiſch und Geiſt manifeſtirt ſich urſprünglich hier am auffallendſten, wo beide nachher in den größten Kampf mit einander zu gerathen pflegen. Ich kann dieß einmal nicht für die Täuſchung eines böſen Geiſtes halten, der uns nur zum Narren haben will. Jakob Abbadia ſagt, wo in einem Weſen Geiſt und Körper mit einander vereinigt wären, da wäre der Körper nur wie

ein Geſpenſt anzuſehen. In unſern Zeiten kehrt man das Ding um, und hält den Geiſt für das Geſpenſt; und ſo ein moderner Philoſoph iſt, wie ich ſehe, der Herr Asmus, homme de lettres à Wandsbeck, auch — Nicht ſo meine Freundin Rebecka, deren Schutz und Schirm ich mich ferner empfehle, voll Bewunderung ihrer Unpartheilichkeit, die Du gern für eine Schwachheit ausgeben und dadurch ſelbſt die Freundſchaft Deines herzhaften Weibes zu mir herabwürdigen möchteſt.

---

229. An Ludwig Nicolovius.

Pempelfort, den 9ten Mai 1794.

— — Du wirſt begierig ſeyn, zu wiſſen, wie es mir in Münſter ergangen iſt. Im Ganzen ſehr gut; aber eine Veränderung in meinem Verhältniß mit der Fürſtin hat dieſe Zuſammenkunft nicht bewirkt. Ich fand ſie, wie ich ſie immer gefunden habe: geſpannt, zudringlich, buchſtäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe, und höchſt unzuverläſſig in allem, was ſie erzählt. Ihre Vorurtheile täuſchen ſie auf eine mir unbegreifliche Weiſe, verderben ihr

Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat ſie abgelegt, aber dafür iſt ſie hetzender geworden und hat die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern. Die Frömmelei und Andächtelei, die ſie nach Holſtein gebracht hat, iſt mir ein Gräuel. * * und * * haben ſie ohnlängſt dringend gebeten, ihre Direction zu übernehmen, welches die Fürſtin verſichert abgeſchlagen zu haben. Wegen Julia bat die Fürſtin mich flehentlich, daß ich mich in ihre Führung nicht miſchen möchte. Auch mit der * * * ſoll es daran ſeyn, daß ſie zum Durchbruch komme. — — — — — — — — —

Ich muß noch einmal auf die Fürſtin zurückkommen, um Dir zu ſagen, daß ich, trotz allen dem, was mir an ihr nicht lieb iſt, ſie dennoch unausſprechlich liebe, bewundere und verehre. Es iſt eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe: ſie hat ein wahrhaft fürſtliches Gemüth, und jede Grazie ſteht ihr zur Seite, wenn ſie nur winkt. So iſt ſie ſelbſt, ſo wohnt ſie in meinem Herzen, ſo wird ſie es ewig beſitzen.

Fürſtenberg hat mich wieder ſehr gefreut. Er iſt und bleibt derſelbige, ein Mann

wie kein anderer; ein anderer neben jedem, unnachahmbar und keiner Nachahmung fähig.

---

230. Von J. C. Lavater.

Zürich, den 3ten Mai 1794.

Lieber Jacobi, verzeihe, daß ich für Dein allerliebſtes, ſchon ſo mannigfaltig genoßnes, empfohlnes, mitgetheiltes Geſchenk, Deinen glücklich vollendeten Woldemar — erſt jetzt danke. Ich erhielt ihn in der Paſſionswoche, und konnte mich, aller Geſchäfte ungeachtet, nicht enthalten, ihn zu leſen. Aber zum Schreiben konnt' ich nicht eher kommen. Ich danke Dir, als Geſchenkempfänger, und danke Dir viel mehr noch als Leſer. Welch' ein Schatz der feinſten, delicateſten, richtigſten Bemerkungen über die Menſchen! Welche Mannigfaltigkeit der Ausbildungen und welche Einheit des Geiſtes im Ganzen und in allen Ramificationen dieſes fruchtreichen Baumes — der Erkenntniß des Guten und Böſen! — freue Dich dieſes unſterblichen Werkes! Wer es lieſet, iſt meines Sinnes. Ich habe lang' in keinem Buche ſo viel für mich angeſtrichen — So wenig oder nichts gegen Einzelnes einzuwen-

den gewußt — aber — freilich — faſt über- weiblich groß ſind die göttlichen Geſchöpfe Henriette und Luiſe. O! könnt' ich ihre Wirklichkeit glauben! Glücklich Du, fandeſt Du ſie in der Natur! Selig Du — wenn ſie Dein Herz empfand! Ich kenne die edelſten Frauensperſonen — aber ſo, wie dieſe beide, kenn' ich keine.

Für Dein Bild würd' ich Dir gern danken (ich wünſchte ſo lange ſchon — ein wahres), ach! wie gern dankt' ich Dir von Herzen, wenn Danken nicht Freudebezeugung wäre. Aber laß mich ſagen: Es iſt ein in aller Abſicht mißglücktes Bild, ohne Styl, ohne Grazie, ohne Deinen eigenthümlichen Charakter.

Daß ich bei meiner letzten Reiſe nicht nach Düſſeldorf kommen konnte, that mir weher, als es keinem meiner dortigen Freunde, die mich gern bei ſich gehabt hätten, hat thun können. Es konnte nicht ſeyn, mußte nicht ſeyn.

Den Reſt der Handbibliothek hab' ich nach Frankfurt geſendet — Fehlt Dir nun noch was, ſo meld' es. Es ſoll gleich nachgeſchickt werden.

Von mir ſag' ich nichts, weil ich zu viel zu ſagen hätte — Ja ſehr viel! Nur — wünſcht' ich, daß Du meinen Joſeph von Arimathia leſen könnteſt. Ich hab ihn con amore, ich glaub', in vierzehn Tagen geſchrieben.

Ach! könnt ich Dir beſſre Geſundheit wünſchen! Herzlich umarm' ich Dich.

---

231. An J. C. Lavater.

Pempelfort, den 17ten Mai 1794.

Lieber Lavater, Dein Brieflein über Woldemar hat mir große Freude gemacht. Der Geiſt ſelbſt, aus dem das Buch geſchrieben iſt, muß in Dir ſeyn, ſonſt hätteſt Du mit ſo wenig Worten nicht das beſte ſagen können, was darüber zu ſagen war. Den Tag zuvor hatte ich die Göttinger Recenſion des Buchs erhalten. Es iſt der Mühe werth, daß Du ſie lieſt. Sie ſteht im 64. St. nnd hat meinen Freund Heyne zum Verfaſſer, der es gewiß ſo gut mit mir meint als er es leicht mit einem Menſchen meinen kann.

Du ſchreibſt: „faſt überweiblich groß ſind die göttlichen Geſchöpfe Henriette und Luiſe."

Gewiß haſt haſt Du anſtatt Luiſe, Allwine ſchreiben wollen. — Ob ich ſie in der Natur gefunden, oder aus meinem Herzen erſchaffen habe? — Weder das Eine ganz, noch ganz das Andere. Ich könnte ſagen, daß ich ſie ganz erfunden habe; denn durch das was ich fand wurde mir dieſes Geſicht, und wäre mir ſonſt nie geworden.

Deinen Joſeph von Arimathia werde ich leſen, ſobald er zu haben iſt, und freue mich im voraus ſehr darauf. Was Du für mich genießbares ſchreibſt, genieße ich gewiß wie wenige Deiner Leſer.

Lebe wohl und glaube daß ich Dich von Herzen liebe. Du glaubſt es; kannſt daran ſo wenig zweifeln als ich ſelbſt.

---

232. An Herrn Zerteder nach London.

Pempelfort den 13ten Jun. 1794.

Mit einem ſehr kranken Kopf und voll Ungemach ſetze ich mich hin, um Ihr ſehr freundſchaftliches Schreiben aus Amſterdam nothdürftig mit einigen Zeilen zu beantworten. Ich war ſchon krank, da ich Ihr Paket erhielt;

deſto willkommener war mir die Erheiterung, die es mir gewährte. Nachdem ich Ihren Brief geleſen hatte, ſchickte ich ihn Neßelroden, damit er ſich Ihrer Geſinnungen gegen ihn erfreute. Er brachte mir Abends den Brief zurück, dankbar gegen mich; unendlich dankbarer gegen Sie, edler Mann, und voll Begierde Ihnen die tiefe Achtung, die Sie ihm eingeflößt haben, auf irgend eine Weiſe auszudrücken. Wir hoffen beide, Sie auf ihrer Rückreiſe wieder zu ſehen; ſehen Sie doch ganz aus, wie ein Mann, der überall mehr hält, als er verſpricht.

Die Memoires de Dumouriez habe ich mit dem lebhafteſten Intereſſe durchgeleſen. Ich glaube ihm viel, nur das nicht, daß er ſich für einen ehrlichen Mann hält. Von Anfang an iſt gewiß ſeine Haupttriebfeder Ehrgeiz geweſen. Was er von Valence und Miranda erzählt, daß jener nach der Niederlage bei Aldenhoven den Muth behalten, dieſer ihn verloren hätte, findet ſich auf das klarſte in der vor zwei Jahren gedruckten Correſpondenz widerlegt. Eben ſo iſt noch manches andre verſchoben. Ich fühle überall minder oder mehr einen Mangel an Würde, etwas, womit

Erhabenheit des Charakters nicht beſtehen kann. Am mehrſten zu ſeinem Vortheil erſcheint er in der Correſpondenz mit Pache, und ich habe mir vorgenommen, dieſe jetzt noch einmal wieder zu leſen: ich erwarte ein Exemplar aus Leipzig. Wahrhaft große Männer konnte dieſe Revolution nicht wohl hervorbringen, da ihr ein zu niedriger Begriff der Menſchheit und ihres Gegenſtandes zum Grunde lag: in ganz Frankreich war der Geiſt Fleiſch geworden, und es ſteht nicht viel beſſer im ganzen übrigen Europa. Hier muß ich abbrechen, denn dieſe Materie iſt unendlich.

Einliegend ein Brieflein an meinen Freund Schönborn. Wenn er ihnen das erſte mal etwas kalt oder trocken vorkommt, ſo laſſen Sie ſich das nicht abſchrecken; es lohnt der Mühe, näher mit ihm bekannt zu werden.

Die Sehnſucht nach dem Frieden verbreitet ſich von Tage zu Tage mehr und erweckt den Glauben, daß wirklich ſchon daran gearbeitet werde. Möchte er zu Stande kommen. Wie er zu Stande kommen ſoll, iſt mir unbegreiflich.

Wir Pempelforter alle grüßen Sie und Ihren liebenswürdigen Reiſegefährten von Her-

zen. Es gehe Ihnen wohl! Gedenken Sie unſer, wie wir Ihrer gedenken, und kommen Sie bald wieder, damit in Ihrer Gegenwart mein Herz und Geiſt ſich abermals erfriſche.

---

233. Von Schiller.

Jena den 24ſten Aug. 1794.

Hochwohlgeborner

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Es iſt ein zu alter nnd zu lebhafter Wunſch in mir, einen Mann zu begrüßen, deſſen herrlicher Genius ſchon längſt meine Huldigung hat, als daß ich die gegenwärtige Veranlaſſung dazu nicht mit Freuden ergreifen ſollte. Beiliegendes Blatt unterrichtet Sie von einer litterariſchen Unternehmung, die ſowohl durch die Anzahl als das bekannte Verdienſt der dazu getretenen Mitarbeiter etwas nicht gemeines in dieſem Fache zu leiſten verſpricht. Dieſer ſchöne Bund von Geiſtern würde aber unvollkommen ſeyn, wenn der Verfaſſer von Allwills Briefſammlung und Woldemars ſich davon ausſchließen ſollte. Ich bitte alſo Euer Hochwohlgeboren, ſowohl in meinem

eigenen, als in aller Intereſſenten Namen, um Ihre thätige Theilnahme an dieſem Inſtitut, unter den in der Beilage bemerkten Bedingungen. Hr. von Göthe, Herder, Garve, Engel, Fichte, beide Herren von Humboldt und noch mehrere andere ſind bereits dazu getreten und wir haben Hoffnung, daß auch vielleicht Hr. Kant uns einige Beiträge dazu nicht verweigern werde. Unſere Verbindlichkeit würde dadurch noch vergrößert werden, wenn Sie uns in den Stand ſetzen wollten, gleich eines von den erſten Stücken mit einem Aufſatze von Ihrer Hand zu zieren. Uebrigens unterwerfen wir uns bereitwillig allen Bedingungen, welche uns ſonſt noch vorzuſchreiben, Ihnen gefallen wird.

Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſter Diener

Fr. Schiller.

---

234. An Wilhelm von Humboldt.

Pempelfort, den 2ten Sept. 1794.

Wo ſoll ich anfangen, lieber theuerſter Freund, Ihnen zu danken, mich zu entſchuldigen, Rede

und Antwort zu geben, ſo daß es Ihnen und mir ſelbſt einigermaßen Genüge thue? Ihren Brief vom 26ſten April, mit den köſtlichen Beilagen, erhielt ich zu Münſter, wo ich ſeit dem Jahre 1789 nicht geweſen war, ungeachtet wiederholter Beſuche, die ich unterdeſſen von Fürſtenberg und der Fürſtin von Gallitzin erhalten hatte. Ihnen von dort aus zu antworten, war unmöglich. Gleich nach meiner Zurückkunft fingen die Kriegsunruhen von der niederländiſchen Seite her an. Ich war in dieſe Dinge auf eine mannigfaltigere Weiſe verwickelt, als ich Ihnen hier eröffnen kann. Den 15ten Junii reiſte ich nach Aachen, und von dieſem Tage an bin ich nicht zu Athem gekommen. Meine ohnedieß ſchlechte Geſundheit hat von der beſtändigen Anſtrengung ſowohl des Gemüths als des Kopfs, worin ich dieſe Zeit über gelebt habe, ſehr gelitten. Um mich etwas zu erholen, reiſte ich Freitag Nachmittag zu Dohm nach Cöln. Geſtern Abends kam ich vergnügt zurück, und ſiehe da, ihr liebes Paket lag auf meinem Tiſche. Unmöglich kann ich Ihnen meine Freude beſchreiben. Ich hatte das ſo ſehr gewünſcht, daß Sie mein Recenſent in der Allg. Litt. Zeitung werden

möchten, und aus Ihrem Briefe vom 26ſten April einige Hoffnung dazu geſchöpft. Lebhaft genug war dennoch die Ueberraſchung. Aber warum zuvor die Handſchrift? Es ängſtigte mich, daß ich dieſe vor dem Druck leſen ſollte, und ich war zugleich ungeduldig, ſie nicht ſchon gedruckt vor mir zu ſehen. Daß mir dieſe Ungeduld durch das Leſen nicht vergangen iſt, ſehen Sie aus der Eile, womit ich Ihnen Ihre Handſchrift zurückſchicke. Ich fürchte nur, man wird zu ſehr in meinem Richter den Freund erkennen. Aber auch Ihre Partheilichkeit wird mir Ehre bringen.

Was Sie über den Stein des Anſtoßes ſagen, an dem alle Leſer, minder oder mehr, ſo oder anders, ein Aergerniß nehmen, war mir über alle Maßen willkommen. Wer je in ſeinem Leben geliebt hat, weiß, daß die erſte Bedingung der Liebe Feindſeligkeit gegen die thieriſchen Triebe iſt, und ich kann dieß einmal nicht für die Täuſchung eines böſen Geiſtes halten, der uns nur zum Beſten haben will. Ich kann es alſo zugeben, daß man annehme, Woldemar's Freundſchaft zu Henriette ſey von Anfang an leidenſchaftlicher Natur geweſen, und ſeine Abneigung, ſich mit

ihr zu verheirathen, bleibt dennoch in der Natur und deutet auf einen ſo ſchönen Grund derſelben, daß es verzeihlich iſt, ſich hier etwas zu verſteigen. Dieſe Materie iſt ſo zart, daß ſie ſich ſchwer, zumal im Gange der Erzählung, ins Licht ſtellen ließ; doch hätte ich mehr dazu thun können und ſollen, als geſchehen iſt.

* * *

Einen ganz ausnehmenden Gefallen haben Sie mir damit gethan, daß Sie auf die doppelte Urſache der Zerrüttung Woldemar's aufmerkſam machen. Es iſt mir unbegreiflich, wie faſt alle Leſer bei dem erſten Anlaſſe, dem Gelübde, hängen bleiben können, der doch ohne weitere Folgen geblieben wäre, wenn nicht der zweite, viel wichtigere, hinzu kam. Daß aber beide Urſachen zuſammengenommen ohne weitere Zuthat hinreichend ſind, einen Menſchen Woldemariſcher Art in den Zuſtand zu verſetzen, worin ich meinen armen Sünder gerathen laſſe, dafür ſtehe ich als Pſycholog mit meinem Leben. Dieß verhindert mich aber nicht, Ihnen darin, was Sie über das Befremdende ſowohl in den Charakteren als der Geſchichte meiner Perſonen bemerken, vollkom-

men Recht zu geben. Ich habe dieſe Bemerkung ſelbſt in einer Vorrede zu Woldemar, die nicht zu Stande gekommen iſt, weil mich Dohm an ihrer Ausarbeitung faſt mit Gewalt verhinderte, machen wollen. Boileau's bekannte Warnung: le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable! ſcheint durchaus in dieſem Werk außer Acht gelaſſen. Hierüber gedachte ich mich auch eben ſo zu entſchuldigen, wie Sie mich entſchuldigt haben, nämlich dadurch, daß im Woldemar der Dichter mehr im Dienſte des Philoſophen, als der Philoſoph im Dienſte des Dichters iſt, und es erlaubt ſeyn muß, in dieſem Falle das Wahrſcheinliche dem Wahren nachzuſetzen. Daneben wollte ich bemerken, daß auch der Dichter und jeder Künſtler das Wahrſcheinliche hintanſetzen muß, und nur unter dieſer Bedingung diejenige Täuſchung, die ſein Zweck iſt, zuwegebringen kann. Ja das Werk der Kunſt ſetzt gleichſam eine vorhergegangene Verabredung mit dem, auf den es wirken ſoll, voraus, und das größte Genie macht oft die härteſten Bedingungen. —

In der gedachten nicht zu Stande gekommenen Vorrede ſollte auch der Spruch des

Fenelon am Ende, aus dem Fenelon erläutert und gerechtfertigt werden. Sie finden wohl in der dortigen Bibliothek oder bey einem Freunde die Oeuvres spirituelles de Fénélon. Leſen Sie, mir zu Lieb' und mir zu Ehren, im erſten Theile den kleinen Aufſatz sur le pur amour, und ſagen Sie mir nachher, ob dieſer Myſtiker viel von Kant zu lernen hatte.

Noch ein Wort zur Rechtfertigung meiner Henriette. Sie warfen Woldemar mit Grund vor, daß er ein Selbſtpeiniger ſey. Dieſen Vorwurf verdient er in ſo hohem Grade, daß ich gefürchtet habe, Henriette möchte von dem Widerwillen leiden, den er erregt; man möchte die Geduld und Langmuth, die ſie gegen ihn beweiſt, ihr nicht zu Gute halten können. Daß aber derſelbe Vorwurf der Selbſtpeinigung auch Henrietten gemacht werden könne, leugne ich ſchlechterdings. Ich leugne auch, daß ſie durch Woldemar umgebildet worden; ihr eigener, nicht zu verwandelnder Charakter hat ſich nur an Woldemar entwickelt. Auch halte ich dieſe Henriette, obgleich die idealiſirteſte Perſon im Roman, für die am mehrſten individualiſirte, und

habe hierüber das Zeugniß faſt aller Leſer, die ſich gegen mich geäußert haben, für mich; mehrere ſagten mir, es wäre ihnen beim Leſen ſo geworden, als müßte dieſe Henriette irgendwo vorhanden ſeyn, ob man ſich gleich wieder ſagen müſſe, ſolch ein weibliches Weſen könne nicht vorhanden ſeyn.

Daß ſie meine Allwine hervorſtellten mit dem Sinn, mit dem Gefühl — dafür muß ich Sie noch beſonders und eigenſt an mein Herz drücken. Den mehrſten Leſern erſcheint ſie als eine unintereſſante Nebenperſon, die kaum ſo viel Eindruck macht, daß ſie einen dauert. Doch giebt es Ausnahmen. So ſchrieb mir Stolberg: „für die Darſtellung der holdeſten Weiblichkeit im Charakter der Allwina haſt Du den wärmſten Dank der ſpäteſten Enkelinnen verdient.“ Ich muß aufhören, Ihnen zu danken, denn ich käme an kein Ende. Da ſie ſich meines Enfant trouvé mit ſo viel herzlichem Intereſſe angenommen haben, ſo thue ich Ihnen vielleicht einen Gefallen, wenn ich Ihnen ſage, welche Stellen im Buche, wenigſtens im zweiten Theile, mir die liebſten ſind. Sie finden dieſe S. 94. — 105. — 123 — 25. — 138. — 141 und 142. — 173 —

75 *). Worauf ich mir am meiſten einbilde, iſt der Auftritt S. 246 — 273 **), vornehmlich Woldemar's Beichte. Das groͤßte Verdienſt aber ſchreibe ich mir zu wegen der Darſtellung der ariſtoteliſchen Moral-Philoſophie. Dieſe wenigen Blaͤtter haben mich mehr Arbeit, Anſtrengung und Nachdenken gekoſtet, als irgend etwas, was ich im philoſophiſchen Fache geliefert habe. Es hat mich darum nicht wenig verdroſſen, daß unſer Freund Heyne dieſen ſo muͤhſam ausgearbeiteten Auszug eingeruͤckte Stellen aus dem Ariſtoteles nennt.

Fichte's Programm iſt mir gleich bei ſeiner Erſcheinung von Goͤthe zugeſchickt worden. Ich habe geantwortet wie folgt: „Fichte's Schrift habe ich gleich vorgenommen und mit Aufmerkſamkeit, obgleich unter tauſend Stoͤrungen geleſen. Sie hat mir Freude gemacht. Fichte ſcheint mehr als alle ſeine Vorgaͤnger, in der Predigt des in die Welt gekommenen neuen Lichts, auch noch fuͤr das am erſten

*) Dieſen Seitenzahlen der Ausgabe von 1794 entſprechen in der neueſten Ausgabe (Jac. Werke Bd. V.) folgende: 321. — 330. 31. — 345 — 47. — 358. — 360 und 61. — 388 — 90.

**) Ebendaſ. S. 452 — 476.

Tage geſchaffene Licht ein Auge — ich meine wenigſtens Ein Auge — offen behalten zu haben. — Wir müſſen nun abwarten, was er weiter zu Tage bringen wird aus dem noch uneröffneten Schachte ſeiner drei Abſoluten." Wirklich war meine Freude an Fichte's Programm ſo groß und ſo viel lebhafter, als ich mich gegen Göthe ausließ, daß ich mehrere Tage mit dem Gedanken umging, an Fichte zu ſchreiben und ihm zu ſagen, wie lieb mir ſeine Erſcheinung wäre. — —

---

235. An Schiller.

Pempelfort, den 10ten Sept. 1794.

O. O.

Die Courtoiſie will mir nicht aus der Feder; denn Sie ſind kein Graf, mein theuerſter Schiller, und es iſt alſo wider Geſetze und Polizei des heil. Röm. Reichs deutſcher Nation, daß ich das Ihnen zukommende in das Ihnen gebührende verwandle, und Sie als Hochgebohren anrede. Darum, omissis omittendis (worunter ich alles, was ſich von ſelbſt verſteht zu begreifen bitte), bringe ich Ihnen Gruß gegen Gruß und ſchlage herzlich

und freudig ein in die Hand, die Sie mir edel bieten.

Ueber Ihren Muth, mich zum Mitarbeiter für Ihre **Horen** einzuladen, habe ich mich gewundert, da ich erſt vor ganz kurzem bei Dohm in einem Heft der Berliner Monatsſchrift gefunden hatte, daß meine Beiträge ſolchen Werken tödlich ſeyn ſollen. Hintennach, da ich Ihnen mein Wort durch Humboldt ſchon gegeben hatte, iſt es mir bedenklich aufgefallen, daß Ihre Monatsſchrift erſt im Entſtehen iſt, und ich vielleicht, verderblich ſchon durch meine bloße Willfährigkeit, ſie in der Geburt erſtickt haben könnte. — Absit omen!

Wenn mich die Franzoſen nicht verjagen, ſo hoffe ich Ihnen den verſprochenen Beitrag ſchon im November zu ſchicken, denn ich habe einen Aufſatz, von dem ich glaube, daß er Ihnen angenehm ſeyn wird, unter meinen Papieren: er muß nur ein wenig zurecht gemacht werden.

Ueber folgende Stelle Ihres gedruckten Einladungsſchreibens wünſchte ich gelegentlich Erläuterung zu erhalten: „Vorzüglich aber „und **unbedingt** wird dieſe Monatsſchrift „ſich alles verbieten, was ſich auf Staats-,

„Religions- und politiſche Verfaſſung be-
„zieht.“

Dieſe Einſchränkung, im ſtrengſten Sinne genommen, wäre zu hart für den Philoſophen, der es im vollen Ernſte iſt; denn worauf kann dieſer ſich am Ende überall beziehen wollen, wenn nicht auf Staatsverfaſſung und Religion?

Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem Verehrer und Liebhaber
F. H. Jacobi.

---

236. Von Fichte.

Jena, den 29ſten Sept. 1794.

Mein verehrteſter Herr Geheimer Rath, der Herr von Humboldt hat auf meine Bitte die Güte, mich bei Ihnen einzuführen, um meinem Herzen die Befriedigung zu gewähren, auch gegen Sie meine Hochachtung zu äußern, die ich ſchon längſt Ihrem überwiegenden philoſophiſchen Geiſte gezollt habe.

Haben Sie die Güte, beiliegende Bogen, den bis jetzt fertigen Anfang eines Lehrbuches, das in ein Paar Monaten vollendet ſeyn ſoll, als einen Beweis jener Hochachtung anzunehmen. Iſt irgend ein Denker in Deutſchland,

mit welchem ich wünſche und hoffe in meinen beſondern Ueberzeugungen übereinzuſtimmen, ſo ſind ſie es, mein verehrungswürdigſter Herr: — ich, der ich von den meiſten berühmten philoſophiſchen Schriftſtellern nichts als Widerſpruch erwarte und darüber eben nicht ſehr betreten bin. Wenn Sie ein wenig gut von mir denken, ſo können Ihnen die Gründe dieſer vorherrſchenden Achtung für Sie und Ihr Urtheil nicht verborgen ſeyn. Ich bin mit Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren

innig ergebener

Fichte.

---

237. An Heinrich Schenk nach Düſſeldorf.

Wandsbeck, den 20. Nov. 1794.

Mit vom Briefſchreiben ſchon wüſtem Kopf und lahmen Händen ſitze ich da, mein trauter Lieber, um auf die morgende Poſt auch für Sie etwas ſchwarz auf weiß zurecht zu machen. Heute, gleich nach dem Mittageſſen, fahren wir zu Hannchen Sieveking, von da ins Theater, um Schröder als Peter der Große

im Mädchen von Marienburg zu ſehen, aus dem Theater zu D. Reimarus, um ſchmauſend Hannchens Geburtstag feiern zu helfen. So werde ich vor zwei Uhr Morgens nicht zu Bette kommen. Morgen Vormittag habe ich ein Paar Beſuche zu machen, hierauf ſpeiſe ich mit den Claudianern bei D. Heiſe, gehe wieder ins Theater, um Schröder mit ſeiner Frau in einem Luſtſpiele (die Eiferſüchtigen), das er mir zu Gefallen aufführen läßt, zu bewundern, und hernach mit den Schweſtern bei Schröders zu Nacht zu ſpeiſen. Sonnabend Morgens habe ich mit Klopſtock zu handthiren, und ſpeiſe entweder bei ihm oder in ſeiner Geſellſchaft bei der alten Gräfin Schimmelmann zu Mittag. Alles dieß, mein Lieber, melde ich Ihnen, damit Sie mit deſto mehr Verachtung auf mich herabſehen können und deſto weniger vom Neide zu leiden haben. —

Da ich eben von Schröder ſchrieb, fiel mir ein, daß ich Ihnen einen Gruß von dem guten alten Sailer zu beſtellen habe. Ich ſpeiſte vor 14 Tagen bei Schröder, und war ſehr verwundert, da mir im Vorzimmer Sailer zuerſt entgegen kam. Er bat mich inſtändig, ſein Andenken bei Ihnen und Neſſelrode zu

erneuern. Wir hatten das Glück, daß gleich nach unſerer Ankunft Lear geſpielt wurde und wir Schröder in dem höchſten Triumph ſeines tragiſchen Talents ſehen konnten. Lear war unter den Shakſpeariſchen immer mein Lieblingsſtück, aber gefaßt und bewundert habe ich es noch nie, wie bei dieſer Vorſtellung. Menſchen — Natur und Schickſal ſtehen da ſo finſter wie ſie ſind, und nur ein Wetterleuchten der Vorſehung erhellt auf Augenblicke die fürchterliche Nacht. . . Reinhold, der mit uns im Schauſpiele war, widerſprach meiner Behauptung, daß dieſes Stück Welt- und Menſchen-Geſchichte im Großen nach der Wahrheit darſtelle; oder ich widerſprach vielmehr ſeiner Behauptung, man könne von dieſem Stück beinah ſagen, daß die Menſchheit darin geläſtert ſey — —

---

238. An Göthe.

Emkendorf, den 16ten Dec. 1794.

Es iſt mir unmöglich geweſen früher an Dich zu ſchreiben, obgleich Wunſch und Verlangen dazu beſtändig in meinem Herzen war. Seit Mittwoch ſind wir hier bei Reventlow. Die

zwei Monate meines Aufenthalts zu Wandsbeck und Hamburg ſind mir auf mancherlei Weiſe intereſſant geworden. Claudius, den ich etwas bekümmert antraf, hatte bald ſeine alte Heiterkeit wieder, und ließ mich täglich neuen ſchönen Genuß in ſeinem Ungange finden. Seine Frau hat ſich noch mehr ausgebildet und iſt nach aller Menſchen Zeugniß das holdſeligſte Weſen das man ſehen kann. Seine Kinderſchaar belebt die einfache Wohnung ohne ſtörendes Geräuſch. Die drei älteſten Töchter ſind recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet ſich aus durch eine Mannigfaltigkeit von Geiſtesfähigkeiten und Reize der Geſtalt. Der Wunſch daß Du bei uns ſeyn möchteſt, iſt oft, ja faſt täglich laut unter uns geworden; in mir war er ſo, daß ich Deine baldige Erſcheinung mit Zuverſicht verhieß. Auch die Hamburger habe ich hoffen laſſen, Du würdeſt kommen; dieß mit etwas Bosheit im Herzen. Der bibliſche Ausdruck: Babylon die große H... e! paßt doch auf alle große Städte: ewige Zerſtreuung, und ein ewiges Lüſteln nur am Schönen und Guten, ohne Samen erweckende Begierde, ohne Sehnſucht und Liebe; aller eigentlichen

Luſt und Freude kommt man zuvor, wie man dem Hunger und Durſte zuvorkommt; das Ganze iſt eine Gaſterei für lauter verdorbene Mägen. Nichtsdeſtoweniger habe ich mir's gerne gefallen laſſen, alle Wochen einmal nach Hamburg zu fahren und Beute zu machen; denn Vorrath iſt da, den man wohl brauchen kann, von allerlei Art. Die ganze Familie des 65jährigen jungen Reimarus habe ich lieb, vor allen des Doctors Schweſter, meine treue Eliſe, die der boshafte Hamann meine Delila an der Elbe nannte wegen ihres Antheils an meinen Händeln mit Mendelsſohn. Klopſtock wird wohl nicht lange mehr leben; er hat einen bedenklichen Ausſchlag und Geſchwulſt an den Beinen und ſieht aus wie eine Leiche. Er hat noch viel Munterkeit und thut ſein Beſtes gegen das Alter, daß es ihn nicht unterkriege.

Wie lange ich hier in Enkendorf bleiben werde, weiß ich noch nicht; wahrſcheinlich bis gegen Ende Februars. Wie ich mich weiter eintheile, wird von der Wendung abhangen, welche die öffentlichen Angelegenheiten nehmen. So lange der Krieg dauert, muß ich auf der Wanderung bleiben. Hier hielte man mich

gerne wohl bis an mein Lebens-Ende. Sollteſt Du Luſt bekommen, dieſe Gegenden zu beſuchen, ſo darfſt Du mir nur ſchreiben, wann und wo Du mich treffen willſt, und Du wirſt mich finden. Julie Reventlow allein lohnte die Mühe der Reiſe. Dich dringender einzuladen, habe ich nicht das Herz; wie ich gern Dich bitten möchte, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Ich weiß, es würde Dich nicht reuen, dieſes Land und ſeine Menſchen geſehen zu haben; ich glaube nicht, daß eine Bevölkerung dieſer Art anderswo leicht zu finden iſt, und Du biſt auch gerade der Mann, der es genießen und Vortheil daraus ziehen könnte, wie nicht leicht ein anderer.

Schloſſer hat den ſonderbaren Eigenſinn gehabt, Nicolovius die Erlaubniß zu verſagen, von Düſſeldorf aus ſeine Braut zu beſuchen; es ſollte erſt Friede werden. Er dachte an die Zeiten der Sündflut, und die Luſt zum Freien ſchien ihm ein neues drohendes Zeichen des einbrechenden allgemeinen Untergangs. Uebrigens tröſtet ſich jener mit Mathematik, wie Du mit Aeſthetik und ich — mit meinen 52 Jahren. In der That weiß ich kein beſſeres Piedeſtal um meine Sorgloſigkeit und Hei-

terkeit darauf ſehen zu laſſen, als mein Alter. Nach der Reihe meiner Jahre haben ſo viele Güter ſich um mich gehäuft, ſich an mich gehangen, daß ich nicht abſehe, wie ich dem Ueberfluſſe ſollte Meiſter werden können.

---

239. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Enkendorf, den 21ſten Dec. 1794.

Ihnen, liebſte Eliſe! und dem ganzen Hauſe Reimarus und dem ganzen Hauſe Sieveking, tauſend herzliche Grüße von dem hausloſen Flüchtlinge.

Es iſt mir gelungen mich hier ſo einzurichten, wie ich Ihnen den Tag vor meiner Abreiſe bei der Doctorin ſagte, daß ich mich einzurichten ſuchen würde. Abends um zehn Uhr verlaſſe ich die Geſellſchaft und lege mich bald hernach zu Bette. Morgens früh um fünf kommt mein Thee und bis zehn Uhr unterbricht, auſſer Lene, keine menſchliche Seele meine Einſamkeit. Um zehn Uhr verſammelt ſich das Haus zum Frühſtück, und wir bleiben dann gewöhnlich bis um zwölf Uhr beiſammen. Die Stunden von zwölf bis halb fünf ſind wieder mein, doch bin ich dieſer weniger

gewiß, und es geſchieht öfters, daß ich eine, auch wohl manchmal zweie meinen Wirthen abgebe, und wahrlich, ich verliere nichts dabei, wenn dies geſchieht, denn es ſind vortreffliche Menſchen, der Graf ſowohl als ſeine Julia; jeder ſo eigen in ſeiner Art, ſo reichlich ausgeſtattet mit ganz verſchiedenen Gaben, daß ihre Harmonie eine der größten Originalitäten iſt, die meiner Bewunderung aufgeſtoßen ſind. Mittwoch kommt Reinhold. Ich freue mich ſehr auf dieſe Zuſammenkunft. —

---

240. An Eliſe Reimarus.

Enkendorf, den 11ten Jänn. 1775.

— — Jetzt will ich damit anfangen, Ihnen von Reinhold zu ſchreiben, und Ihnen gleich mit meiner gewohnten Offenherzigkeit bekennen, daß er mir keinen ſo guten Eindruck, als ich erwartet hatte, zurückgelaſſen hat. Er erſchien hier als Philoſoph, und als Philoſoph iſt er mir zu einſeitig. In die Kantiſche Philoſophie, ſo wie ſie von ihm modificirt und ſyſtematiſirt worden, iſt er ſo verliebt, daß ihm Hören und Sehen davon vergangen iſt. Er kann ſich darum in gar keine Discuſſion ein-

laſſen, ſondern angelt immer nur nach dem Mißverſtande oder dem Vorurtheile, worin er glaubt, daß der Andere ſeyn müſſe. Was ein Anderer zu ſagen haben möchte, daran iſt ihm nichts gelegen; er glaubt es könne nichts zur Sache thun; denn hier in ſeinen zwei Taſchen hat er ſchon alles beiſammen, in der einen die Metaphyſik der Natur, in der andern die Metaphyſik der Sitten; dieſe ſoll man ihn nur umkehren laſſen. Die alten Philoſophen, auch die größten, Ariſtoteles und Plato, kann er nicht ſehr bewundern und noch weniger brauchen; und er wollte ſich mit mir darüber dadurch abfinden, daß er mich verſicherte, ich legte die vortrefflichen Dinge, die ich in ihnen fände, ſelbſt hinein, vornehmlich aus dem Schatze meines Herzens. In ſo fern mag er Recht haben, daß man die lebendige Hand auf eine eigene Weiſe hohl machen muß, um aus dieſen Quellen zu ſchöpfen. Hingegen iſt die Kantiſche Philoſophie durch und durch auf eine Weiſe exoteriſch, wie es noch keine Philoſophie vor ihr geweſen iſt; ein wahrhaftes philoſophiſches Pabſtthum kann über ihr erbaut werden.' Auch dringt Reinhold mit dem größten Eifer darauf, daß nur Ein Hirt

und Eine Heerde ſey, und die freie Nachforſchung, bei der nichts als Zwietracht heraus komme, der Cenſur des Fürwahrhaltens aus praktiſchen Gründen unterworfen werde.

Nach dieſen Aeußerungen glauben Sie wohl, daß ich Reinholden recht gram geworden bin? Das bin ich keineswegs, liebe Eliſe. Hier trug ſo vielerlei dazu bey, daß er in einem unvortheilhaften Licht erſcheinen mußte. Wir erſchienen uns wohl gegenſeitig anders, wenn wir an einem andern Orte vertraulich zuſammen kämen. — —

241. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Eutendorf den 18. Jan. 1795.

Es plagt mich, liebe Eliſe, daß auch Sie krank geworden ſind, und daß unſre gute Doctorin ſo viel gelitten hat. Habt Ihr Hamburger denn keinen Stadtphyſikus, dem es obliegt, den böſen Dunſtkreis zu verbeſſern? Mein Befinden iſt die vergangene Woche hindurch, vornehmlich die drei erſten Tage, ungewöhnlich gut geweſen. Auch heute befinde ich mich wohl, ob ich es gleich geſtern Abend nicht er-

wartete, weil die Nachrichten, ſowohl aus Holland als aus Paris, welche die geſtrige Poſt uns brachte, mir nicht gefielen, und ich nichts als neue Flucht, ſich fortwälzende Barbarei, Raub, Mord, Peſt und Hungersnoth vor Augen ſah. Alſo legte ich mich ſehr ſchwermüthig zu Bette, und konnte es mir heute früh lange ſelbſt nicht glauben, daß ich wohl geſchlafen hätte, und mein Kopf hell wäre. Plutarch hatte wohl recht, den Menſchen zu empfehlen, vornehmlich in Zeiten der Bekümmerniß, auf ihren Leib Acht zu haben; die executive Gewalt iſt beinahe ganz in ſeinen Händen.

Ueber * * *, liebe Eliſe, wollen wir alles mündlich ausmachen. Mir genügt vorerſt, daß Sie Burgſtall geſprochen haben. Dieſer junge Mann hat mich intereſſirt. Vorzügliche Geiſtes- und Seelen-Kräfte traue ich ihm nicht zu. Julie und Stolberg halten viel von ihm. Mich ſtört es immer, wenn ein Menſch ſeinen Zwecken nicht gewachſen iſt. Ich hatte kein Herz, mich mit dem liebenswürdigen jungen Manne tief einzulaſſen, aus Sorge, er möchte mir zu viel glauben. Das Motto vor meinem Geſpräche über Idealism und Realism hätte ich ihm vor allen Dingen in die Seele

pflanzen mögen: „Sey **nüchtern**, und hüte Dich zu glauben; denn damit allein hat die Seele Kraft!“ — — —

242. Von Schiller.

Jena den 25ſten Jan. 1795.

Sie erhalten hier, mein vortrefflicher Freund, den Anfang der Horen, von dem ich wünſche, daß er im Aeußern wie im Innern Ihrer Erwartung entſprechen möchte. Große Mannigfaltigkeit finden Sie darin freilich noch nicht; dieſe läßt ſich in dem engen Raum von 93 Seiten, worauf wir in dieſem erſten Stück beſchränkt waren, nicht wohl zeigen. Zu dieſer Mannigfaltigkeit des wahrhaft guten beizutragen, wird auf Sie ſelbſt ſehr viel ankommen, und wie ungern ich auch das Amt eines Mahners übernehme, ſo nöthigt mich doch meine Redactions-Pflicht und die Beſorgniß für das Beſte Unſerer gemeinſchaftlichen Unternehmung, Ihnen Ihr gütiges Verſprechen wieder in Erinnerung zu bringen. Der böſe Krieg, der ſo viele Menſchen ins Verderben ſtürzt, erſtreckt ſogar auf die Horen ſeinen unglückſeligen Einfluß, indem er Sie, mein edler

Freund, den Muſen entführt und flüchtig umhergetrieben hat. —

Daß Sie Ihre Flucht nicht in unſere Gegend genommen haben! Wie glückliche Stunden hätten wir im Ideenwechſel mit Ihnen zubringen können! Göthe iſt jetzt ſehr oft hier mit Meyer, dem vortrefflichen denkenden Künſtler. Humbold wohnt mir gerade gegenüber, und ſo bringen wir manche trauliche Stunde miteinander zu, die durch Ihren genialiſchen Umgang noch mehr belebt werden würde.

Sie verlangten zu wiſſen, wie weit ſich das Interdict erſtrecke, das wir auf politiſche Gegenſtände gelegt haben. Ihre Frage wird durch den Inhalt dieſes erſten Stücks hinreichend beantwortet ſeyn. Sie finden, daß wir dem philoſophiſchen Geiſt keineswegs verbieten, dieſe Materie zu berühren, nur ſoll er in den jetzigen Welthändeln nicht Parthei nehmen, und ſich jede beſtimmte Beziehung auf irgend einen particulären Staat und auf eine beſtimmte Zeitbegebenheit enthalten. Wir wollen dem Leibe nach Bürger unſerer Zeit ſeyn und bleiben, weil es nicht anders ſeyn kann; ſonſt aber und dem Geiſte nach iſt es das Vorrecht und die Pflicht des Philoſo-

phen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, ſondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenoſſe aller Zeiten zu ſeyn,

Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft, deren Werth ich in ihrem ganzen Umfang empfinde und die ich mit dem aufrichtigſten Herzen erwiedere.

---

243. An Heinrich Schenk nach Pempelfort.

Enkendorf den 4ten Febr. 1795.

Daß ich Ihre zwei lieben Briefe erhalten habe, wiſſen Sie, mein Theuerſter. Was wir ſeitdem durch die öffentlichen Blätter erfuhren, lautete ziemlich beruhigend. Ich mache mir viel Hoffnung zu einem ſchnellen Frieden, und daß die Franzoſen nicht darauf beſtehen werden, den Rhein zur Grenze zu behalten. Die Sehnſucht der Rückkehr wächſt in mir mit jedem Tage; ich kann es nicht vor meinen Augen wegbringen, was ich immer ſehe . . . Und wenn erſt der Schnee ſchmelzen und Frühlingsluft mich anwehen wird, wie viel lieblicher werden ſie dann vor mir ſtehen, die grü-

nen Bäume, wodurch Ihr weißes Haus ſchimmert! Ich darf nicht denken an die Freude und Rührung, mit der ich vor der Schwelle meines Hauſes niederknien und ſie küſſen würde. Hier muß ich dieſe Regungen ſorgfältig, aus Dankbarkeit, in mich verſchließen, und wirklich hilft mir die Dankbarkeit auch vieles überwinden. Wir in dieſem gaſtfreien Hauſe verſammelten Emigranten, wozu morgen auch noch La Porte kommen wird (Vanderbourg iſt ſchon ſeit 14 Tagen bei uns) ſind jetzt vom Morgen bis Abend mit Vorbereitungen auf der Gräfin Geburtstagsfeier beſchäftigt. Wir führen ihr ein Schauſpiel mit Prolog und Epilog auf. Das gewählte Stück iſt le bon pere von Florian. Ich ſtelle den bon pere vor. Was mir das Auswendiglernen für Mühe macht, kann ich Ihnen nicht beſchreiben; ich fürchte beynahe, daß die ganze Sache an meiner Unfähigkeit zu behalten ſcheitern wird. So widerſpenſtig hatte ich mir mein Gedächtniß nicht vorgeſtellt. Werde ich zu Schanden, ſo muß La Porte meine Rolle übernehmen, welches dem Dinge ſeine beſte Würze nehmen und uns außerdem wegen des Prologs und Epilogs in große Verlegenheit ſetzen würde.

Sie ſehen in was für Bekümmerniſſe man auch in dieſem Arcadien gerathen kann.

Die Gräfin hat es mir wiederholt auf die Seele gebunden, ſie von ihr ganz beſonders zu grüßen und Ihnen für den Genuß zu danken, den ſie aus Ihren Briefen ſchöpft. Der Graf hat eine Beſcheidenheit, die ihn verhindert dergleichen Aufträge zu geben. Man findet weder Anfang noch Ende, wenn man auf den Gedanken kommt, von dieſen zwei Menſchen ſagen zu wollen, wie einzig gut und edel ſie ſind.

---

244. Von Herder.

Weimar den 15ten Mai 1795.

So lange bin ich Dir, lieber Wanderer, eine Antwort ſchuldig; jetzt überbringt ſie Dir ein Dichter, oder gar eine Muſe. Sie wird Dich freundlich am Ohr zupfen und zuweilen ſagen: ſieh auf mich!

Es iſt ein ernſter und zarter Freund, unſer Dichter. Laß ſehen, wie er auf Dich wirken, wie Dir das Büchlein bekommen wird, wenn Du, ernſter Philoſoph, Gedichte lieſeſt.

Wie vieles iſt ſeitdem geſchehen, ſeit wir Dich verließen, ſeit Du Dein Pempelfort ver

ließeſt! Und in wie andern Kreiſen haſt Du ſeitdem gelebt! Ich ſtecke hinter meiner Kirche, krank und geſund, geſund und krank; über und über aber begraben. Es iſt nicht artig von Dir, daß Du ſeit ſo langer Zeit nicht geſchrieben haſt; obwohl ich Dir einen Brief und ſo manchen andern Dank ſchuldig bin. Rechne, in welchem Zuſtande Du biſt, und in welchem ich mich befinde. Alſo ſeyd barmherzig, ſeyd großmüthig, ihr reichen müſſigen Wanderer der Erde, und zählet mit euren armen Mitbrüdern nicht zu genau.

Dein Max hat ſich in Jena gar gut gemacht; auch in Göttingen wird er ſeinen Lauf mit feſtem Tritt fortſetzen. Er iſt über die Trivalitäten der Zeit weg, ſieht ernſt und ſtreng; Du wirſt gewiß Freude an ihm erleben. Ach Gott, in ſeinen Kindern auf eine würdige Art fortleben, das iſt das rechte Leben. Unſre eigene Exiſtenz ſchleicht wie ein Schatte zum Grabe.

Dein Woldemar iſt bis auf ein Paar delikate Puncte ein treffliches Buch; eine Summe alter und neuer Weisheit. Dazu glänzend fein und äußerſt wohlgearbeitet, als Kunſtwerk. Sobald uns der Himmel friedliche Zei-

ten, und meinem Gemüth die Ruhe, meinem Körper die Wohlbehaglichkeit giebt, die ſelbſt zum Geſpräch über ſolche Materien gehört, und Du ein Weiteres von mir vernehmen willſt, ſoll Dir's werden. Für jetzt habe dafür den herzlichſten Dank.

Nochmals, lieber J., Du könnteſt mir wohl von Deinem cimbriſchen Aufenthalt und den vielen merkwürdigen Perſonen beiderlei Geſchlechts, mit denen Du dort lebſt, in einer guten Stunde etwas ſchreiben. Das wäre artig; und ſonſt warſt Du noch tauſendmal mehr als das. —

---

245. An Heinrich Schenk nach Pempelfort.

Wandsbeck den 12ten Jun. 1795.

Ich hätte, mein liebſter Freund, Ihren Brief vom 2ten auf der Stelle beantworten mögen, ſo ſehr rührte und freute er mich; aber ich konnte ihn auf der Stelle nicht beantworten, weil ich ihn im Wagen erhielt, auf dem Wege von Hamburg nach Wandsbeck. Vorigen Montag konnte ich nicht ſchreiben, weil ich den ganzen Tag zu Bette lag. Meine ſchlechte

Geſundheit iſt mir gerade ſo im Wege, wie Ihre Amtsgeſchäfte Ihnen im Wege ſind. Wie ich einen heitern Augenblick habe, gehe ich an meinen Aufſatz für die Horen; denn mein Verlangen, daß er ein Ende bekomme, iſt unausſprechlich. Ich bin neugierig, was Sie zu dem Dinge ſagen werden. Das Docendo discimus habe ich noch bei keinem Aufſatze wie bei dieſem erfahren. Aber eben deßwegen fürchte ich, daß es ein ſchlechter Aufſatz für das Publicum ſeyn wird; dabei ein Aergerniß für die Juden, und den Griechen eine Thorheit. —

Wenn ich geſund wäre und hätte meinen Aufſatz für die Horen vom Halſe, ſo würde ich Sie von mancherlei unterhalten, das mir äußerlich und innerlich begegnet. Ich bin eine ganz ſeltſame Erſcheinung in dieſem Lande; je mehr mich die Leute ſehen, deſto weniger wiſſen ſie ſich in mich zu finden, und werden mir dabei doch immer noch gewogener. —

---

246. Von Schiller.

Jena den 29ſten Junii 1795.

Ich hätte es nicht ſo lange anſtehen laſſen, Ihnen, mein vortrefflicher Freund, meine Freude

über Ihren Brief zu bezeugen, wenn ich nicht befürchtet hätte, Sie dadurch zu mahnen, welches auch einen ſonſt angenehmen Beſuch läſtig machen kann. Jetzt aber, da Sie mir durch Hrn. v. Humboldt Hoffnung zu einer nahen Erfüllung Ihres Verſprechens geben, kann ich ohne die Gefahr einer Zudringlichkeit mein Andenken bei Ihnen erneuern.

Die Ausſicht, bald einen Beitrag von Ihnen zu erhalten, iſt mir in jeder Rückſicht äußerſt angenehm. In jeder Spur, worin er ſich abdrückt, erfreut mich Ihr origineller Genius, und er wird mich nur um ſo mehr erfreuen, wenn ich ihm auf meinem eigenen Felde begegne, das er mir neu machen wird. —

Was Sie mir durch Göthe über die erſte Lieferung meiner äſthetiſchen Briefe haben ſagen laſſen, hat mich nicht wenig erfreut. Ich darf bei dem Gang, den ich nehme, vor der Hand wenigſtens, auf keinen großen Anhang rechnen, da ich es ſowohl mit den empiriſchen als mit den rationalen Aeſthetikern verderben mußte. Indeſſen habe ich noch immer guten Muth und werde, wenn die Götter wollen, meinen Weg mit Beharrlichkeit auslaufen.

Da wo ich bloß niederreiße und gegen andere Lehrmeinungen offenſiv verfahre, bin ich ſtreng kantiſch; nur da wo ich aufbaue befinde ich mich in Oppoſition gegen Kant. Indeſſen ſchreibt er mir, daß er mit meiner Theorie ganz zufrieden ſey; ich weiß alſo doch noch nicht recht, wie ich gegen ihn ſtehe. — —

---

247. An Herder.

Wandsbeck den 7ten Julii 1795.

Du haſt mir eine große Freude gemacht, mein Lieber, durch Dein Brieflein und durch Dein Geſchenk. Ich glaubte kaum, daß Du mir je wieder ſchreiben würdeſt. Sey ruhig bei alle dem. Wenn auch meine Männerliebe zu Dir manchmal angefochten wird, ſo bleibt Dir die Frauenliebe in meinem Herzen doch immer gewiß; ich kann nicht von Dir ablaſſen, gehe in Deinen Stricken, ſo bald Du nur wieder anziehſt.

— — Du ſagſt mir einige Worte über Woldemar und verſprichſt mir mehr darüber zu ſagen, wenn ich es wünſche. Könnteſt Du dieß noch in dieſem Monat thun, ſo geſchähe mir ein großer Gefallen. Die erſte Ausgabe

iſt vergriffen; ſie hat nicht einmal für die jüngſte Meſſe zugelangt, und der Verleger wünſcht ſo geſchwind wie möglich eine zweite zu machen. Nun möchte ich doch gern, was an dem Werke verbeſſert werden könnte, verbeſſern. Hilf mir dazu ſo viel an Dir iſt!

— — Von den unangenehmen Dingen, die mich beſchäftigt haben, will ich Dir nichts erzählen; ſie hängen mit meiner Flucht zuſammen, rühren von den Einrichtungen her, die in Abſicht meines Vermögens gemacht werden mußten, im Fall die Sachen ſo oder anders liefen. Auch als Schriftſteller bin ich im Gedränge geweſen. Ich hatte Beiträge zu den Horen verſprochen, wurde wiederholt gemahnt, konnte nicht dazu, hernach nicht davon kommen, weil ich unverſehens in eine Theorie, und in welche! gerathen war. Ich kam mir vor wie jene indianiſchen Götzen, denen an allen Seiten Arme herausgewachſen ſind, die alle Hände voll haben; mir grauelte und ich zog an mich, was und wie ich konnte. Was für ein Ding zur Welt gekommen iſt, wirſt Du ſehen, wenn Schiller es auszuſtellen wagt. —

248. Von Schiller.

Jena den 9ten Jul. 1795.

Um Sie, vortrefflicher Freund, über das Schickſal Ihres Manuſcriptes keinen Augenblick ungewiß zu laſſen, melde ich Ihnen nur in zwei Worten die glückliche Ankunft deſſelben und meine herzliche Freude über ſeinen Inhalt *). Ob ich gleich in einigen Puncten, die Sie darin berühren, meinen eigenen Glauben habe, ſo bin ich doch in allen übrigen Stücken von der Wahrheit deſſen, was Sie beſcheiden nur „Ihre Meinung" nennen, durchdrungen, und die Liberalität, mit der Sie über die Schonung menſchlicher Vorſtellungsarten ſprechen, athmet den Geiſt der ächteſten und humanſten Philoſophie. Gar zu gerne begegnet es dem Analyſten, das Leben von dem Körper und den Geiſt von der todten Hülle zu trennen, und, was oft bloß Formel und todter Buchſtabe iſt, mit einer Rigidität und Unduldſamkeit, als wenn es der lebendige Geiſt wäre, zu vertheidigen. Die Geſtändniſſe, welche ſie bei dieſer Gelegenheit ablegen, ſollten billig beide Partheien, die Religions-

*) S. Jac. Werke Bd. I. S. 267.

Eiferer und die Religions-Haſſer, ſchamroth machen und zur Verträglichkeit führen.

---

249. Von Fichte.

Oßmanſtädt bei Weimar, den 30. Aug. 1795.

Ich ſende Ihnen, Verehrungswürdiger, die Fortſetzung der Grundlage der Wiſſenſchaftslehre, und den Grundriß derſelben für die Theorie.

Ich habe dieſen Sommer in der Muße eines reizenden Landſitzes Ihre Schriften wieder geleſen, und abermals geleſen, und nochmals geleſen, und bin allenthalben, beſonders im Allwill, erſtaunt über die auffallende Gleichförmigkeit unſerer philoſophiſchen Ueberzeugungen. Das Publicum wird an dieſe Gleichförmigkeit kaum glauben; vielleicht Sie ſelbſt nicht, ſcharfſichtiger Mann, dem aber hier zugemuthet würde, aus den wankenden Grundlinien des Anfangs eines Syſtems das ganze Syſtem zu folgern. Sie ſind ja bekanntermaßen Realiſt, und ich bin ja wohl transſcendentaler Idealiſt, härter als **Kant** es war; denn bei ihm iſt doch noch ein Mannigfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren

zwar mag Gott wissen, wie und woher gegeben,

Worten, daß ſelbſt dieſes von uns durch ein ſchöpferiſches Vermögen producirt werde. Erlauben Sie, daß ich noch in dieſem Briefe über dieſen Punct mich mit Ihnen erkläre.

Mein abſolutes Ich iſt offenbar nicht das Individuum; ſo haben beleidigte Höflinge und ärgerliche Philoſophen mich erklärt, um mir die ſchändliche Lehre des praktiſchen Egoismus anzudichten. Aber das Individuum muß aus dem abſoluten Ich deducirt werden. Dazu wird die Wiſſenſchaftslehre im Naturrecht ungeſäumt ſchreiten. Ein endliches Weſen — läßt durch Deduction ſich darthun — kann ſich nur als Sinnenweſen in einer Sphäre von Sinnenweſen denken, auf deren einen Theil (die nicht anfangen können) es Cauſalität hat, mit deren anderem Theile (auf den es den Begriff des Subjects überträgt) es in Wechſelwirkung ſteht; und in ſo fern heißt es Individuum (die Bedingungen der Individualität heißen Rechte). So gewiß es ſich als Individuum ſetzt, ſo gewiß ſetzt es eine ſolche Sphäre; denn beides ſind Wechſelbegriffe. So wie wir uns als Individuen betrachten — und ſo betrachten wir uns immer im Leben, nur nicht

im Philoſophiren und Dichten — ſtehen wir auf dieſem Reflexionspuncte, den ich den praktiſchen nenne (den vom abſoluten Ich ... den ſpeculativen). Von ihm aus iſt eine Welt für uns, unabhängig von uns da, die wir nur modificiren können; vom ihm aus wird das reine Ich, das uns auch auf ihm gar nicht verſchwindet, außer uns geſetzt und heißt Gott. Wie kämen wir auch ſonſt zu den Eigenſchaften, die wir Gott zuſchreiben und uns abſprechen, wenn wir ſie nicht doch in uns ſelbſt fänden, und nur in einer gewiſſen Rückſicht (als Individuen) ſie uns abſpräͤchen? — In dem Gebiete dieſes praktiſchen Reflexionspunctes herrſcht der Realismus; durch die Deduction und Anerkennung dieſes Punctes von der Speculation ſelbſt, erfolgt die gänzliche Ausſöhnung der Philoſophie mit dem geſunden Menſchenverſtande, welche die Wiſſenſchaftslehre verſprochen.

Wozu iſt denn nun der ſpeculative Geſichtspunkt, und mit ihm die ganze Philoſophie, wenn ſie nicht für's Leben iſt? Hätte die Menſchheit von dieſer verbotenen Frucht nie gekoſtet, ſo könnte ſie der ganzen Philoſophie entbehren. Aber es iſt ihr eingepflanzt,

jene Region über das Individuum hinaus, nicht bloß in dem reflectirten Lichte, ſondern unmittelbar erblicken zu wollen; und der erſte, der eine Frage über das Daſeyn Gottes erhob, durchbrach die Grenzen, erſchütterte die Menſchheit in ihren tiefſten Grundpfeilern und verſetzte ſie in einen Streit mit ſich ſelbſt, der noch nicht beigelegt iſt, und der nur durch kühnes Vorſchreiten bis zum höchſten Punkte, von welchem aus der ſpeculative und praktiſche vereinigt erſcheinen, beigelegt werden kann. Wir fingen an zu philoſophiren aus Uebermuth, und brachten uns dadurch um unſere Unſchuld; wir erblickten unſere Nacktheit, und philoſophiren ſeitdem aus Noth für unſere Erlöſung.

Aber philoſophire ich nicht ſo treuherzig mit Ihnen und ſchreibe ſo nachläßig, als ob ich Ihres Intereſſes für meine Philoſophie ſchon ganz ſicher wäre? Aufrichtig; es ahnt mir, daß ich mich in der Vorausſetzung dieſes Intereſſe nicht irre.

Allwill macht denen transſcendentalen Idealiſten, wenn ſie ſich nur begnügen wollen, ihre eigenen Grenzen zu decken, und dieſelben recht feſt machen wollen, Hoffnung zu einem

ewigen Frieden und ſogar zu einer Art Bündniß. Ich glaube die Bedingung ſchon jetzt erfüllt zu haben. Wenn ich nun etwa noch überdieß aus dem für feindlich gehaltenen Lande ſelbſt dem Realismus ſein Gebiet garantirte und befeſtigte, ſo hätte ich den Rechten nach nicht bloß auf eine Art von Bündniß, ſondern auf ein Bündniß in aller Art zu rechnen.

---

250. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Wandsbeck, den 6ten Dec. 1795.

Mit großem Vergnügen, liebe Eliſe, habe ich gleich geſtern Abend die hier mit vielem Dank zurückkommende Reinholdiſche Schrift geleſen, und Lene zuhören laſſen. In keiner ſeiner Schriften hat mir Reinhold ſo ſehr wie in dieſer gefallen. Ueber das Weſentlichſte bin ich mit ihm einverſtanden, welches, nach meinem Urtheil, darin beſteht, daß in der menſchlichen Natur zwei verſchiedene Triebe, ein göttlicher und ein ungöttlicher angenommen werden müſſen. Mir gefällt die theologiſche Unterſcheidung, in Liebe Gottes, und Liebe der Creatur:

wer in jener weiter kommt, der mag über das Geheimniß der Freiheit, ſo oder anders, wie St. Auguſtin oder wie Reinhold denken: es wird ihn am Weiterkommen nicht hindern. Ich wünſchte ſehr, einige Exemplare der Reinholdiſchen Schrift zu erhalten. Von ihrer politiſchen Abſicht erwarte ich eher ſchlimmes als gutes: eine wahrhafte Vereinigung der Geſinnungen, wird durch dergleichen Mittel ſchwerlich bewirkt, wohl aber ihre Grimaſſe, und die Grimaſſe des Guten hindert mehr als irgend ſonſt etwas ſeine Verbreitung. Ich wünſchte hierüber mündlich mit Reinhold zu ſprechen.

Ich habe Lene den Text darüber geleſen, daß ſie Reinholden ſeine philoſophiſche Gemeinſchaft mit den Damen übel nehmen will; haben doch bei allen Propheten und Apoſteln die heiligen Weiber eine große Rolle geſpielt, und, zumal anfangs, das Beſte bei der Sache thun müſſen. — — —

251. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Tremsbüttel den 27ſten Dec. 1795.

— — — Ich habe geſtern eine Trauerpoſt erhalten, worauf ich durch einen vor acht Tagen aus Vaels erhaltenen Brief ſchon vorbereitet wurde. Der alte Herr v. Clermont iſt den 5ten dieſes, an einer plötzlichen Entkräftung, die nur zehn Tage dauerte, ſanft verſchieden. Meine Kinder, die den 10ten aus Eſſen reiſeten, wußten noch nichts von ſeiner Krankheit. Das Gerücht ſeines Todes wird ihnen auf dem Wege begegnet ſeyn und ſie ſchrecklich beſtürzt haben. Mich hat dieſer unerwartete Tod tief in der Seele bewegt. Seit 32 Jahren, da ich ſein Schwager wurde, ſind der Bande, die mich mit ihm verknüpften, immer mehr geworden. Er war ein merkwürdiger, und in ſeinem Kreiſe ein wirklich großer Mann. Seiner weiſen Standhaftigkeit, die ihn voriges Jahr beim Einfall der Franzoſen nicht aus der Stelle weichen ließ, verdankt ſeine und meine Familie, und verdanken noch zwei andere mit uns verbundene Familien, die Erhaltung ihres Wohlſtandes. Man ſchreibt

mir, daß in der ganzen Gegend ſeines Aufenthalts lautes Wehklagen um ihn ſey. Ich habe ihn mehrmals mit einem Fürſten aus der Patriarchen-Zeit verglichen, und einen ähnlichen Eindruck mußte ein jeder, der ihn in ſeinem Weſen ſah, empfangen. — —

---

252. An Fichte.

Tremsbüttel den 24ſten Dec. 1795.

Obgleich ich Ihnen, lieber verehrter Mann, heute noch nicht ſchreiben, danken und antworten kann, wie ich es wünſchte, ſo muß ich doch zu meiner eigenen Beruhigung, vorläufig Ihnen ein Lebenszeichen geben.

Was alles ſeit einem Jahre mich verhindert hat, Ihr erſtes freundſchaftliches Schreiben zu beantworten, läßt ſich nicht erzählen, kaum von mir ſelbſt überdenken. Das zweite, welches mir eine noch viel größere Freude verurſachte, empfing ich erſt den 16ten November. Lange war dieſes Paket, erſt in Altona, hernach in Wandsbeck, liegen geblieben; es kam nicht zu mir, ich mußte zu ihm kommen, und es lohnte wohl der Mühe. Drei Wochen blieb ich in Hamburg, wo an kein

philoſophiſches Leſen und Schreiben zu denken war; kam mit einer ſchrecklichen Verkältung hieher zu Chriſtian Stolberg, und leide noch ſehr, beſonders an den Augen. Den 31ſten denke ich nach Eutin, wo ich mich ſeit dem September gewiſſermaßen niedergelaſſen habe, zurückzukehren. Dort ſoll es mein erſtes Geſchäft ſeyn, durch Wiederholen des alten und Studiren des neuen, was Sie mir geſchickt haben, mich in den Stand zu ſetzen, Ihnen von meinem Gefühl unſerer Harmonie etwas beſtimmteres zu ſagen. Wie lieb Ihre Erſcheinung mir von Anfang an geweſen iſt, wiſſen Humboldt und Göthe. Ich erfreue mich Ihrer je mehr und mehr, und möchte Ihnen ſchon ſo nahe ſeyn, als ich es zu werden hoffe. Für dieſes mal nur die Wiederholung meines Dankes, den ich weder zu verſchweigen noch herauszureden vermag. Bleiben Sie mir hold, theuerſter Fichte, und ahnden Sie den ſtillen Jubel, womit ich den Mann, den ich bewundere, vertraulicher, mich den ſeinen nenne.

---

253. An Dohm.

Eutin den 28ſten Jän. 1796.

Grüße Dich Gott, lieber Dohm! Grüße Dich Gott, liebe Henriette! Ich muß endlich einmal wieder an Euch ſchreiben, und ergreife die Feder dazu, ohne noch zu wiſſen, was ich Euch ſagen werde; ohne Entſchluß, aus bloßem Triebe. Ich ſage Dir hiemit, lieber Dohm, daß ich lebe, und daß Dir ein Menſch, Dein Freund, nicht bloß das philoſophiſche Geſpenſt meines Namens erſcheint. Erſcheine mir wieder ſo, wenn meine Stimme Deine Seele erwecken kann, daß ſie auffliegt und ſich ſelbſt fühlt, in ſich und im Freunde.

Was ſind wir doch für Thoren, wir beſſern der Freundſchaft und der Weisheit fähigen Menſchen, daß wir uns gefangen nehmen laſſen von den Andern, und es ſchlimmer haben als ſie! Ich denke mich und Du arbeiteſt Dich zum Gerippe; beide, damit Buchſtaben des Lichts und des Rechts entſtehen, eine Schrift, die niemand leſen kann, als welcher ſie geſchrieben hat. Wahrlich, man ſollte uns dieß thun und das, und thut uns dieß und das, wie es ſich gebührt.

Aber auch dieſe Predigt iſt Thorheit, denn wir werden uns nicht beſſern, ſo wenig als die Welt ſich beſſern wird. Laß uns wenigſtens die Augenblicke genießen, die unſer ſind und keines andern; die Augenblicke des eigenen und wahren Daſeyns, und dem Genoſſen zurufen: Hier bin ich! wo biſt Du?

— Daß mein Zigeunerleben bald ein Ende nehmen möchte, wünſche ich von Herzen. Sage was Du darüber vermutheſt, aber ohne viele viele Zweifel; ſonſt kann es mir nicht nützen, weder zum Unterricht noch zur Ergötzung. Es läßt ſich nichts beſchließen ehe die Franzoſen wieder zu Hauſe ſind und Deutſchland Frieden hat. Ich bitte alſo dieſen zu beſchleunigen und alsdann gleich nach Hamburg zu kommen, wo ich mich auf erhaltenen Wink einſtellen und gewiß ſorgen werde, daß die Reiſe Euch nicht gereuen ſoll.

---

254. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Eutin den 27ſten März 1796.

Ich ſelbſt mit eigener Hand will es Ihnen ſchreiben, liebe Eliſe, daß ich endlich auf der

Beſſerung bin. Es hinkt freilich noch ſehr damit, und erſt heute deucht mir, daß es ſeit Mittwoch, wo die Schmerzen nachließen, wirklich etwas vorwärts gegangen iſt. Seit meiner großen Krankheit vor zwölf Jahren, habe ich mich nicht ſo elend gefühlt, wie dießmal. Vielleicht wird nun mein Befinden auf eine Zeitlang etwas beſſer. Das ganze vorige Jahr habe ich nur ein halbes Leben, und nicht einmal, genoſſen. Die in Ihren Briefen ausgedrückte herzliche Theilnahme an meinem Zuſtande, hat mich tief gerührt. Ende Aprils denke ich nach Wandsbeck zurück zu kommen, und dort die Schloßeriſchen, die gegen den 15ten Junii eintreffen wollen, zu erwarten. Was ferner aus mir wird, ſteht in den Händen der Mächte Europas. Ich habe große Hoffnung, daß der Friede zu Stande kommen werde.

Daß Sie meinen Woldemar wieder leſen, und gern wieder leſen, freut mich. Aber ich bekenne auch, daß ich ihn für diejenigen, die ihn nicht mehr als einmal leſen mögen, nicht geſchrieben habe: es lohnte dann wahrlich nicht der Mühe. — Da Klopſtock den Woldemar lieſt, ſo wäre es mir ſehr lieb geweſen,

wenn er mit Bleiſtift die Stellen hätte anſtreichen wollen, wo er gegen Styl oder Sprache etwas zu erinnern gefunden, das er mir dann mündlich, wenn ich nach Hamburg kam, hätte ſagen können.

Von Ebeling iſt wohl nicht zu erwarten, daß er ſich mit ſolchen unwahren Geſchichten die Zeit verderben werde, ſonſt würden mir ähnliche Anmerkungen auch von ihm viel werth ſeyn.

Hiebei mit vielem Dank das erſte Heft von Deutſchland zurück. Voß hat es geleſen, ich nicht. Selbſt leſen konnte ich nicht und mir vorleſen laſſen aus Journalen, iſt mir unmöglich, ich bin zu ungeduldig dazu. Doch giebt es Ausnahmen. —

---

255. An Wilhelm von Humboldt.

Eutin den 14ten April 1796.

— Ihre vortreffliche Abhandlung über den Geſchlechtsunterſchied habe ich geleſen, durchdacht und erwogen, und wünſchte beſtimmtere Zeichen zu haben, um Ihnen meinen Genuß, meine Bewunderung und Freude dabei auszudrücken. Daß Ihre Arbeit dem deutſchen Mi-

chel (ſo erlaube ich mir, unſer großes Publikum zu nennen) nicht ſonderlich behagen konnte, begreife ich vollkommen.

„Die Nachtigall macht mir's zu kraus, ich kann's
in Kopf nicht bringen;
„Kukuk ſingt ſchön Choral u. ſ. w. (Eſel iſt
Richter).

Choral! Choral! liebſter Humboldt, der vortreffliche Contrapunct! Das gilt in Deutſchland. Die Aria mag der deutſche Michel nicht, weil man nur ein Lied, ja wohl gar nur einen Vers nach ihr ſingen kann; das iſt keine Weiſe, wie er ſie braucht und gern hat. Da der deutſche Michel den Titel Ihrer Abhandlung las, erwartete er ganz etwas anderes, und das ganz andere, das er an deſſen Stelle fand, dem wußte er nicht gleich einen Titel; es wahr ihm zu kraus. Eine ſolche Verlegenheit verzeiht Michel nicht. Er muß gleich erfahren, was er lernen ſoll und wie, und darauf muß auch gerade losgegangen werden; ſo nur, meint er, käme etwas dabei heraus, und er lernt, daß ihm der Kopf raucht, und er es an Händen und Füßen auswendig weiß.

Ernſtlicher geſprochen, tadle ich ſelbſt an

Ihrer Abhandlung, daß die Expoſition, das Thema; etwas dunkel, wenigſtens ſchwer iſt. Was Sie abhandeln wollen, iſt gewiſſermaßen nur ein Beiſpiel oder Gleichniß, und die Ausführung ſchreitet großentheils in Beiſpielen, Gleichniſſen fort; darum hätte die Expoſition nicht ſo abſtract ſeyn müſſen. Die Menge großer und herrlicher Ideen, wovon ihre Abhandlung überfließt, ſo wie ſie Ihnen gewiß nicht alle aus dem Thema entſprungen ſind, hätten ſo geſtellt werden können, daß das Thema mehr aus ihnen, als ſie aus dem Thema hervorgegangen wären. Haupt-Ideen und Titel blieben; nur die Art der Darſtellung würde verändert; das äſthetiſche und rein ſpeculative kämen mehr aus einander u. ſ. w. Ich drücke mich vielleicht verworren aus; aber ich kann es bei meiner gegenwärtigen Kopfſchwäche nicht beſſer machen, und will mich ein ander mal, wenn Sie es wünſchen, deutlicher erklären. Von dem Styl Ihrer Abhandlung muß ich Ihnen noch ſagen, daß er viel von der Schilleriſchen abglänzenden Glätte hat, die ich in philoſophiſchen Vorträgen nicht für dienlich halte. Die Faſſung wird dadurch keineswegs erleichtert, ſo

wenig als die Faſſung eines wohl eingeſeiften und davon glänzenden Stricks. Hierüber wünſchte ich mich recht ausführlich gegen Sie zu erklären, damit Sie, was ich eigentlich meine, und alles was ich meine, nicht mehr und nicht weniger, ſo verſtänden, wie ich es in Gedanken und in der Empfindung habe.

256. Von Fichte.

Jena den 26ſten April 1796.

Ihren Brief erhielt ich am Neujahrs-Morgen, als ich eben mit einem braven jungen Manne, der Sie einige Zeit vorher geſehen hatte, mit Graf Purgſtall, von Ihnen ſprach. Es mußte mir Muth und Kraft geben zum neuen Leben, wenn ein Mann wie Sie, ein Mann, den ich für das ſchönſte Bild der reinen Menſchheit in unſerem Zeitalter halte, mir ſagte, daß er gut von mir denke. Ich wollte mir nicht erlauben, die Wonne, die Sie in mir erregt hatten, mit Ihnen zu theilen, bis ich etwas beilegen könnte zu meiner nähern Beurtheilung; darum wartete ich mit der Beantwortung Ihres Briefes, bis der Druck meines Naturrechts vollendet war.

Seitdem iſt eine neue Ausgabe Ihres Woldemar erſchienen, und ich beſitze ein Exemplar deſſelben durch Ihre Güte. Ich hatte ihn in der erſten Ausgabe geleſen. Lag es an meiner damaligen Stimmung (ich trieb eben ein ſehr ſcholaſtiſches Geſchäft), oder hat das Werk durch die zweite Ausgabe wirklich ſo beträchtlich gewonnen — es befriedigte mich damals, wie alles was von Ihnen kommt, aber es zog mich nicht ſo allmächtig an, als es jetzt gethan hat.

Ja, theurer, edler Mann, wir ſtimmen ganz überein; und dieſe Uebereinſtimmung mit Ihnen beweiſt mir mehr, als irgend etwas, daß ich auf dem rechten Wege bin. Auch Sie ſuchen alle Wahrheit da wo ich ſie ſuche: im innerſten Heiligthum unſeres eigenen Weſens. Nur fördern Sie den Geiſt, als Geiſt, ſo ſehr die menſchliche Sprache es erlaubt, zu Tage; ich habe die Aufgabe, ihn in die Form des Syſtems aufzufaſſen, um ihn, ſtatt jener Afterweisheit, in die Schule einzuführen. Was geht auf dem langen Wege von Geiſt zum Syſtem nicht alles verloren! Sie gehen gerade ein in den Mittelpunct; ich habe es jetzt größtentheils, mit den Elementen zu thun

und will nur erſt den Weg ebenen. Es wäre alſo ſehr möglich, daß jeder andere, denn Sie, meine Uebereinſtimmung mit Ihnen nicht eben ſo bemerkte, als ſie mir ſelbſt klar iſt. Jeder andere, denn Sie, ſage ich; denn Sie haben es an Spinoza gezeigt, daß Sie ein Syſtem von einem künſtlichen Apparate zu entkleiden und den Geiſt rein hinzuſtellen vermögen.

Ich bin viel jünger als Sie; ich ſtehe, beſonders was die Vereinigung aller geiſtigen Talente anbelangt, weit hinter Ihnen; aber durch Ziel und Endzweck glaube ich Ihre Freundſchaft zu verdienen; und darum bitte ich Sie mit gutem Gewiſſen, mir dieſelbe zu ſchenken nnd zu erhalten.

---

257. An den Kammerherrn von Hennings zu Plön.

Eutin den 30ſten April 1796.

Ich ſende Ihnen, mein verehrteſter Freund, mit vielem Dank die mir anvertraute Handſchrift zurück, muß es aber bis zu unſerer Zuſammenkunft verſchieben, Ihnen meine beim Leſen gemachten Anmerkungen mitzutheilen. Ich beſitze Reinhold's Entwurf nicht und habe

ihn nur einmal geleſen. Leider iſt mein Gedächtniß ein Sieb, und das sine libro stultus gilt von mir in einem ſehr ausgedehnten Sinne. Nur dieſes habe ich behalten, daß ich dieſen Aufſatz für das Beſte hielt, was ich je von Reinhold geleſen, und mit wenigen Ausnahmen alles darin vorgetragene billigen konnte. Nur ſeine Abſicht damit konnte ich nicht weiſe finden. Sie ſehen alſo, daß ich, wenn ich letztere beiſeite laſſe, geneigt ſeyn muß, mit Reinhold Parthei wider Sie zu machen. Von der Art und Weiſe, wie ich mit Ihnen verſchiedener Meinung bin, will ich Ihnen nur Ein Beiſpiel geben, und ich wähle ein ſolches, das zugleich Reinhold zu meinem Gegner machen ſoll; folgendes:

Der verſtändigſte Mann kann die ungereimteſten Dinge träumen, und ſein Verſtand, der doch wohl nicht mit den Sinnen eingeſchlafen iſt, wehrt ſich nicht im Mindeſten dagegen. Er kann aber auch einen verſtändigen Traum haben, und dieſen verſtändigen Traum hat er doch wohl nicht ſeinem Verſtande zu danken. Wir ſagen oft von einem Menſchen, er habe Verſtand genug, aber er räſonnire wie ein Narr; das heißt: er hat

richtige Begriffe und in gehöriger Menge, weiß auch dieſe Begriffe wohl zu verknüpfen, aber ſo oft er das Beſondere unter das Allgemeine ſubſumiren, Allgemeines auf Beſonderes beziehen, Begriffe realiſiren, oder zeigen ſoll, wie ſie realiſirt werden könnten oder ſollten, ſo greift er fehl. Warum das? weil es ihm an Sinn fehlt. Im Urtheil ſind wir alle gleich, aber nicht im Wahrnehmen. Durch gute Wahrnehmung wird die Imagination verſtändig; und daß dieſe ſo verſtändig wie möglich ſey, daran iſt alles gelegen. Sie bleibt es aber keinen Augenblick, oder nur zufällig durch ſich ſelbſt, wenn ſie mit dem Verſtande allein iſt; dieß beweiſen die Träume, dieß beweiſen jene Gemüthskranke, die über alle Dinge, ein einziges ausgenommen, verſtändig urtheilen. Ich glaube darum nicht mit Kant, daß der menſchliche Verſtand a priori der Natur ihre Geſetze giebt, ſondern daß der göttliche Verſtand, der die Natur eingerichtet hat, den unſrigen beſtändig a posteriori unterſtützen muß. Die Augen recht aufzuthun und ſie mir recht auszuwaſchen, iſt meine große Sorge; zum beſſer ſehen kann ich von innen heraus wenig thun.

Ueber meinen Freund Claudius, der ſich mit einem Eſelskinnbacken *) wider einen rohen, ungeſchlachten Philiſter wehrt, der es wohl verdiente, gerade mit einem ſolchen Inſtrument gezüchtigt zu werden, ſollten Sie nicht ſo zürnen. Ich habe weder Calliſen's Schrift noch die Erinnerungen geleſen und kann alſo über das Paſſende der Bogen von Claudius nicht urtheilen. Aber daß der Sudler der Erinnerungen keine ernſtliche Antwort verdiente, ſehe ich genug aus der von Claudius ausgezogenen Stelle. Ich erinnere mich keiner Verketzerung in den zwei erſten Bogen von Claudius, und ſeine Forderung, daß es auch ihm erlaubt ſeyn müſſe, ſeine Meinung zu haben, und damit die Menſchheit aufzuklären, folglich auch die Obſcuranten ſeiner Wahrheit anzugreifen, iſt gerecht. Sie ſagen in Ihren Anmerkungen wider Reinhold: gegen das Leſen und die Leſerei, ſo wie gegen mittelmäßige und ſchlechte Schriften, müßten Philoſophen nicht eifern; dieſes Vehikel der menſchlichen Erkenntniß ſey Ihnen zu ehrwürdig. Dieß

*) Unter dem Eſelskinnbacken verſtand ich tenebröſer Heraklit Calliſen ſelbſt; Hennings nahm es anders.

Anm. von Jacobi.

müßte denn doch wenigſtens allgemein gelten. Ich bin zwar hierin nicht Ihrer Meinung, ſo wie auch nicht in Abſicht eines vorhergehenden Satzes, wo es heißt: „wir müſſen durchaus keine unwahre oder gar unmoraliſche Aufklärung gelten laſſen; wir geben dadurch der Intoleranz Waffen.“ Ich habe das Wort Toleranz nie leiden können. Niemand kann und ſoll in Abſicht einer Wahrheit, wovon er ganz durchdrungen iſt, tolerant ſeyn. Wer nicht eifert aus tiefer Einſicht in das Unvermögen der Menſchheit, der iſt voll Mitleid gegen Andere und ſich ſelbſt, der iſt ſtille und fordert auch nicht einmal für ſich die Toleranz, die er gegen andere ohne Mühe beweiſt.

---

259. An Heinrich Schenk nach Pempelfort.

Wandsbeck, den 25ſten Jun. 1796.

— — Sie verlangen zu wiſſen, wie ich Dumouriez gefunden habe. Ziemlich ſo, wie ich ihn mir nach ſeinen Memoiren vorgeſtellt hatte, die Geſtalt ausgenommen. Er hat ein ſehr bürgerliches Anſehen und den Kriegsmann findet man höchſtens nur in einigen Zügen des

Geſichts. Er bat mich, ihn in ſeinem Hauſe zu Bilwerder zu beſuchen, und ließ mir zuletzt keine Ruhe, bis ich ihm verſprochen hatte, noch in derſelben Woche zu kommen. Ich hatte nur den Donnerstag frei und widmete ihm dieſen. Gerade regnete es an dieſem Tage ganz entſetzlich, ſo daß Dumouriez vermuthete, ich würde nicht kommen, aber doch aus Ungeduld mir entgegenging. Wir verfehlten uns, weil mein Fuhrmann das Haus nicht wußte und einen unrechten Seitenweg eingeſchlagen hatte. Nun kam ich an ehe Dumouriez zurück war, und brachte eine halbe Stunde allein mit ſeiner Freundin, der Madame de Beauvert, (die eine Schweſter des Comte de Rivarol iſt) zu. Da Dumouriez zurück kam und mich fand, hatte er eine ungemeine Freude und wußte mir nicht genug zu danken, daß ich mich durch das böſe Wetter nicht hatte abhalten laſſen. Wir ſpeiſeten auf der großen Diele des Bauerhauſes, das er bewohnt, ſehr vergnügt. Die Unterredung wurde immer vertraulicher, ſo daß er zuletzt mich bat, ihm alle meine Zweifel über ſeinen Charakter freimüthig zu entdecken. Ich gab ihm die Hand darauf; es war acht Uhr und wir ſchieden aus

einander. Den folgenden Sonntag kam ſein Freund, der Doctor Menuret, ein geiſtreicher und gelehrter Mann (derſelbe der ihm zu St. Amand gerathen hatte de prendre encore un grain de désobéissance), und wußte mir nicht genug zu ſagen, wie groß D.s Verlangen ſey, mich wieder zu ſehen. Ich hätte ihn gewiß auch ſchon wieder beſucht, wenn mich nicht die Ankunft der Schloſſeriſchen daran verhindert hätte. Wir wiſſen zu viel von dem Manne aus der von ihm ſelbſt geſchriebenen Geſchichte ſeines Lebens, als daß nicht ein längerer Umgang mit ihm dazu gehörte, um berichtigende Urtheile zu ſeinem Vortheil und Nachtheil zu liefern.

Vorigen Sonnabend lernte ich Rivarol *), mit dem man mich ſchon mehrmals hatte zuſammenbringen wollen, endlich kennen, und er hat mir bis zum Ekel und Abſcheu mißfallen. Daß man ſo viele Geiſtesgaben beſitzen, eine

*) Verfaſſer der Preisſchrift de l'universalité de la langue française 1783, eines Discours préliminaire du nouveau dictionnaire de la langue française 1797, und einer Schrift über die franzöſiſche Revolution, die Burke ſehr hochſchätzte, und die kürzlich in der Collection des mémoires relatifs à la révolution française (17te Lieferung 1824) wieder gedruckt worden iſt. Rivarol ſtarb in Berlin 1801, im 47ſten Lebensjahre.

ſolche Vollkommenheit des Ausdrucks ſich erwerben und dabei doch im Ganzen der Denkungsart ein ſolcher Wüſtling ſeyn kann, wie dieſer Rivarol, macht einen vor der Menſchheit ſchaudern. Ueberhaupt, faſt ſo viele Menſchen als ich ſehe, ſo viel Anlaß finde ich, mich nur immer tiefer in mich ſelbſt zu ſammeln, und aufzuflehen zu Gott, daß er ſein Angeſicht nicht von mir wende, daß ſein guter Geiſt mich ihm erhalten möge. —

---

259. Von Carl Truemann *).

le 17. aout 1796.

— — Ce n'est qu'après la seconde lecture du profond et intéressant Woldemar, et les yeux encore mouillés de larmes, que j'adresse les plus tendres remercimens à son digne auteur; c'est à son ame seule que je les adresse, car son esprit, tout fin, tout juste, tout pénétrant qu'il soit, ne s'y trouve que par accident; il faut y réfléchir pour le distinguer.

*) Unter dieſem in der Auswanderung angenommenen Namen lebte zu Kiel der Graf d'Angiviller, einſt Menin Ludwigs XVIten. Vergl. über ihn die mémoires de Marmontel V. 2. p. 37.

— — La lecture de votre ouvrage m'a plus persuadé encore que je ne l'étais, que vous êtes l'homme qui pouvez rendre la philosophie utile. Votre Allemagne peut encore être sauvée, peut-être. Votre nation que l'on dit froide, me le paraît bien peu à moi; sa chaleur est une chaleur solitaire et interne, qui fermente au dedans et qui bout sans feu; de tout temps les idées métaphysiques ont eu un grand empire sur elle. Les êtres métaphysiques prennent dans leur tête une consistance et un corps. Quel plus noble emploi des lumières, que de leur révéler l'être réel qui existe en eux et qu'ils ignorent! C'est là votre véritable vocation.

Je me souviens qu'un jour me promenant seul avec M. de Buffon, et causant de ses ouvrages il me-dit: en vérité, on y attache trop de prix; tout autre qui y aurait pensé aussi long-temps, en aurait fait tout autant. Permettez-moi, Monsieur, lui dis-je, de profiter de l'occasion de vous dire, que vous êtes une bête; vous ne l'offrirez pas souvent. Croyez-vous qu'il soit si aisé de penser long-temps

à la même chose? Quant à moi, je crois que cette faculté pourrait bien être ce qu'on appelle le génie. En effet, dès qu'une idée est complette pour nous, nous l'abandonnons; elle nous quitte; mais pour les esprits plus élevés il est un instinct secret qui les avertit, qui leur fait sentir, qu'il y a quelque chose au-delà, qu'il y a des rapports qui échappent; et c'est alors que l'ame en se repliant sur elle-même, s'abandonne à son sentiment; c'est cet abandon que l'on nomme très-improprement l'esprit de méditation. L'esprit n'y est pour rien. Bien différente de la réflexion, la méditation n'est qu'un état vague, une espèce de demi-sommeil. La faculté de sentir mise en mouvement et en action sans un objet bien déterminé; et l'instant du réveil, la découverte et l'apparition de l'objet: c'est l'éclair du génie.

Quand on a dit que c'était le coeur qui rendait éloquent; quand M. de Vauvenarques a dit plus simplement et plus profondément encore: les grandes pensées viennent du coeur — ils avaient senti le leur. M. de Buffon n'a jamais senti le sien.

Cet homme tout grand, tout extraordinaire, tout sublime même qu'il est quelquefois, lorsque la nature l'environne, l'anime ou l'oppresse, combien il devient petit, étroit et commun quand il y rentre et qu'il s'y mêle. Il devient centre et tout se rétrécit; il anime l'homme et il se lève transporté de sa grande et magnifique existence, et il se heurte la tête contre un palmier! Tout le frappe et rien ne l'entraîne; il ne s'associe à rien; il regarde, il admire, il décrit; jamais il ne sent, on ne sent rien avec lui; tout est au dehors; on admire avec lui, on le mêle à son admiration.

— — Tenez, Monsieur Jacobi, j'ai lu, j'ai senti Woldemar; j'ai le droit de vous parler. Mon principe est vrai, car je le sens au plus profond de mon ame; je suis seul, je suis rejetté, abandonné sur la terre, il n'y a plus un seul être qui s'intéresse à moi, et je le sens. Ce n'est pas vous qui me nierez l'existence d'un sentiment pur quand il n'y a plus d'intérêt personnel. Eh bien, je vous charge de l'adopter, de le développer, de le défendre, de l'inspirer.

Plus le siécle est corrompu, plus les lumières sont fausses et trompeuses, plus les ames sont dégradées et avilies, plus la vôtre doit s'élever, plus elle doit s'enflammer. C'est vous qui devez poser la colonne de la nature et de dieu; c'est vous qui devez y placer le fanal qui enseigne le port au milieu des orages et des tempêtes. —

---

260. An Wilhelm von Humboldt.

Wandsbeck den 2ten Oct. 1796.

— — Die Recenſion des Voſſiſchen Homer hatte ich ſchon geleſen, da Ihr Brief ankam. Sie hat eine Menge ganz vortrefflicher Stellen; und was ſie tadelt, wird ſchwerlich jemand loben können. Einige Einwürfe hätte ich jedoch zu machen. Z. B. es ſoll ein Sprachfehler ſeyn, jener zu gebrauchen, wo nur Ein Subject vorhergeht. Wir ſagen ja: jene Tage, jene Freuden, jenes Leben — Ich haſſe jene entmenſchende Wolluſt die u. ſ. w. und ſo in hundert andern Fällen. Etwas zu ſtreng finde ich den Recenſenten auch in Anſehung der Wortſtellung. Ich leſe z. B. in Schiller's

Don Carlos Act IV. Auftr. 19. am Schluß: „Die Gräfin Fuentes tritt ab, und herein ſtürzt die Prinzeſſin Eboli,“ und finde es nicht anſtößig. Iſt es aber hier nicht anſtößig, wie viel weniger dürfte es anſtößig in der edleren Proſa und nun gar im Hexameter ſeyn. Einige der Verdrehungen, die Voſſen hier vorgeworfen werden, hatte ich ihm ſelbſt ſchon als unverantwortlich vor Augen geſtellt, und noch mehrere, z. B. Geſ. V. v. 456. “Möchteſt du nicht den Mann aus der Schlacht hingehend vertreiben?“ Doch glaube ich nicht, daß ſolcher ganz verdammlicher Stellen viel über funfzig in der ganzen Voſſiſchen Ilias zu ſammeln wären, und dieſe verzeihe ich ihm gern, wegen des großes Vortheils, den ſeine Kühnheit im Ganzen der Sprache bringen wird.

— — Nachdem ich Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentale Dichter mit großem Genuß zu Ende geleſen hatte, nahm ich Don Carlos vor, feſt entſchloſſen, wie mir auch dabei zu Muth würde, bis ans Ende auszuhalten. Anfangs ging es mir dabei noch ſchlimmer wie das erſte mal; ich mußte mich im eigentlichen Verſtande durchquälen, bis mir

endlich bey der letzten Wendung im 8ten Auftritt des 2ten Acts eine Anwandlung von Intereſſe kam. Dieß half mir weiter unter mancherlei Verdruß und dürftiger, zweideutiger Befriedigung. Ganz ungerührt blieb mein Herz bis in den 10ten Auftritt des 4ten Acts. Nun kamen Auftritte, Stellen, Züge, die mich ergriffen, und mir das höchſte Wohlgefallen durch Rührung und erregte Bewunderung gaben. Mehrmals war ich ganz entzückt über den Mann, der, was da ſtand, aus ſeiner Seele ſchuf. Aber am Ende konnte ich das Gedicht im Ganzen doch nicht loben. Es iſt eines der unnaivſten Producte, die mir je vorgekommen ſind. Ein kalter Palaſt, worin die überheizten Oefen riechen. Wie ſich in Schiller Empfindung und Phantaſie zu einander verhalten, kann ich mir noch nicht klar genug machen; denn der Hang, jene aufzublaſen oder zu übertreiben, beweiſt noch nicht den Ueberfluß an dieſer. Ich glaube ſelbſt ein gewiſſes Herumtappen des Künſtlers wahrzunehmen, welches von einem Mangel an Kunſterfindung herzukommen ſcheint. Der Mangel an Abſicht hat alle Mittel dürftig gemacht. In der Hoffnung, über die Entſtehung dieſes ſonderbaren

Weſens einiges Licht zu erhalten, habe ich Schiller's Briefe über Don Carlos zur Hand genommen, und wirklich große Erläuterung darin gefunden. Ich habe nun auch Schiller's Abhandlung über Anmuth und Würde vorgenommen, und bin bis auf wenige Blätter damit zu Ende. In dieſer Ausarbeitung gefällt er mir über die Maßen. —

---

261. An Charles Truemann.

Wandsbeck le 11. Oct. 1796.

— Je n'ai pas besoin de vous dire combien j'ai été touché de votre entreprise de traduire Allwill. —

Je vous ai dit que je le croyais intraduisible; je le crois encore: pour le transporter dans une autre langue, il faudrait le refaire.

Il y a à présent 21 ans que j'ai commencé à publier ce recueil de lettres. Mon ame alors était dans une situation semblable à celle de Silly; je poussais de profonds soupirs; voilà mes muses. Une circonstance de hasard me mit la plume à la main pour commencer cette correspondance

idéale; en écrivant je me sentis soulagé; j'eus du plaisir, je continuai. Ces lettres furent publiées alors, à mesure que je les fis, dans un journal. Elles parurent recueillies en 1780. Je les revis en 1792, les retouchai et y en ajoutai de nouvelles. Les nouvelles sont la 3me, 10me, 11me, 15me, 16me, 17me, 18me, 19me. Quant aux anciennes, il s'en faut bien que je les aye corrigées au point d'en être content. J'aurais dû à peu près tout refaire, et cela ne valait pas la peine; car d'aucune maniere cette rhapsodie ne pouvait devenir un ouvrage régulier; ce sont des débris, des décombres, l'on ne sait de quoi. Aussi quand en 1792 je pris mon recueil en main pour le relire, les premières lettres me déplurent tellement, que je jettai le volume bien loin de moi dans un coin avec une véritable colère. On me persuade après un couple de jours de le reprendre. Alors je lus la lettre d'Allwill à Clément, à présent la 9me du recueil. Cette lettre malgré ses défauts me saisit tellement, me fit une impression si extraordinaire et si profonde, que je résolus de

conserver l'ouvrage dont elle faisait partie. Dans ce même moment je passais à un autre extrême; je ne crus plus avoir le génie qui m'avoit inspiré en 1775. Je m' essayai et fis la lettre d'Amélie à Sylli, la 11me du recueil, qui je crois en est une des meilleures. Alors je repris courage et j'arrangeai le mieux que je pus mon premier volume. Cela fait, j'entrepris la régénération de Woldemar qui me conduisit plus loin que je n'avais pensé.

Ce qui rend la traduction de ces deux ouvrages si prodigieusement difficile, c'est qu'elles sont bien plus des productions de la nature que de l'art. Etant des production de la nature, elles ont dû l'être d'une nature particuliere, individuelle. Ce sont les sentimens d'un homme, la manière de voir et de concevoir, de regarder les autres et de ce montrer soi-même.. d'un homme. Nulle part dans mes écrits je n'ai cherché à être beau diseur; j'ai seulement cherché à m'exprimer, soit que j'aïe parlé en mon nom, soit que je me sois identifié avec un autre personnage. J'ai employé tous les moyens, toutes

les ressources de ma langue, par le besoin que j'en avais pour me faire sentir et entendre, jamais pour l'ornement. Toutes les formes de ma diction viennent toujours de la chose. La musique et le texte je les fais toujours ensemble et à la fois, et il me serait impossible de faire autrement. C'est cette unité indivisible de sentiment, de pensée et d'expression dans mes ouvrages, qui fait leur succès en Allemagne. Klopstock me disait une fois: „je réussis à traduire tous les auteurs latins, c'. à'. d. à les rendre dans ma langue, comme j'ose croire qu'ils se seraient exprimés eux-mêmes, si cette langue avait été la leur: il n'y a que César dans ses Commentaires, et Virgile dans ses Géorgiques qui m'ont mis au désespoir. Il y a une naïveté et une individualité dans leur manière de s'exprimer telle qu'il faudrait avoir été eux-mêmes et s'être trouvé absolument dans les mêmes circonstances, pour écrire comme eux." Dieu sait combien je suis loin de me croire comparable en aucune manière aux deux hommes cités par Klopstock; mais je crois

pouvoir m'attribuer l'observation de celui-ci sur la naïveté et l'individualité. Si la langue française avait été ma langue maternelle, il aurait peut-être été aussi difficile de me traduire en allemand, qu'il l'est actuellement de me traduire en français. A présent je ne saurais imaginer comment je me serais tiré d'affaire; mais en lisant votre traduction de la lettre de Woldemar à Biderthal, il m'a semblé que vous l'aviez deviné.

Vous n'avez pas réussi de même en vous occupant du recueil d'Allwill, et il est aisé de dire pourquoi. D'abord il existait déja de Woldemar une traduction française que vous aviez lue deux fois. A travers toutes les imperfections de cette traduction, vous sentiez, vous deviniez l'auteur, vous vous reconnutes plus fort que l'interprète, et vous demandiez à vos amis le mot à mot qui jusqu' à un certain point pouvait vous suffire maintenant. Il en était tout autrement du recueil d'Allwill. Vous n'appreniez à connaître le caractère des personnes qu' à même que vous traduisiez leurs lettres sur le mot à mot; et

qu' est-ce que le mot à mot? Vous l'avez si bien dit dans la lettre que vous m'écrivites le 1. Septembre. „Dans la traduction des pensées et surtout des sentimens l'inflexion d'un mot, la position d'un accent en détruit souvent le caractère.“ Ce que vous ajoutez ensuite sur les expressions fugitives, inappréciables, qui sont propres à chaque langue — sur cet accent, qui est proprement l'accent de l'ame, — sur cette modulation qui vivifie la parole — enfin sur tout ce qui fait le style de ceux qui écrivent avec leur ame, et qu'il est si difficile de saisir dans une langue, qui n'est pas la nôtre, qu'il est plus difficile encore de transporter dans une traduction — tout cela, mon ami, est admirable et vient heureusement à mon secours pour m'expliquer avec vous sur les difficultés d'une traduction du recueil d'Allwill. —

---

262. An R.

Wandsbeck, den 11ten Nov. 1796.

— — Sie haben gewiß ſchon längſt im achten Stücke des Journals Deutſchland die Recenſion des Woldemar geleſen und ſich des Lachens über dieſen ſeltſamen Terroriſten des kategoriſchen Imperativs, bei allem Unwillen, den ſeine Roheit und Bosheit erregen muß, nicht enthalten können. Seine Herzensdummheit hat ihn ſo unpolitiſch gemacht, daß er, vor meinem Buche warnend, Vernünftige und Unvernünftige nur begieriger machen wird, es anzuſehen. Wenn es jetzt auch Pietiſten und Magier auf ſein Wort kaufen, ſo hat er es zu verantworten, daß ſie um ihr Geld betrogen wurden. Aber höchſt grauſam iſt es doch von dieſem Menſchen, daß er erſt ſo ängſtlich und umſtändlich meine Unſchuld darthut, indem er zeigt, wie ich ſo ganz von Natur das häßliche und verächtliche Ding bin, das man vor Augen hat, und dann doch auf die unglückliche Mißgeburt zuſchlägt, als wenn ſie ſich ſelbſt gemacht oder beſtellt hätte. —

263. Von Eliſe Reimarus.

Hamburg den 16. Jän. 1797.

Dank, liebſter Jacobi, für die Mittheilung Ihres Reiſers, der doch ſo Gott will mein Wegweiſer zum Paradies nicht werden ſoll. Er kommt mir vor wie gewiſſe Philoſophen, die ihre Gegner als dumme Jungen auftreten laſſen, damit ſie hübſch Recht behalten. Zu geſchweigen, daß man ſeinen Plan (den er nicht zuerſt entworfen hat), von Anfang an überſieht; ungeleugnet, daß er hie und da Witz ſeines eigenen Bodens reichlich ausgeſtreut hat; was will er mit dem Ganzen, als Begriffe verwirren, nicht deutlich machen? als Zweifel oder Räthſel aufwerfen, nicht deuten? Doch nein, Eine Wahrheit bringt er als Reſultat ſeines tiefen Forſchens heraus, und das iſt dieſe: Dummheit allein macht glücklich; oder noch beſſer: Dummheit allein macht gut, alles Wiſſen macht ſchlecht. Armer Klinger! Und weil dir dein Verſtand nur hilft, ſolche Wahrheiten zu erforſchen, ſo glaubſt du, es gebe keine nützlichen für das Menſchengeſchlecht?

Sie ſehen, liebſter Jacobi, Ihr Buch hat

mich in einen Erguß von Unwillen geſetzt, der Sie vielleicht befremdet, über den Sie vielleicht lächeln. Ich kann mir nicht helfen. Kann die Leute nicht leiden, die nur niederreißen, ohne einen Stein zum Aufbauen tragen zu helfen. Zwar mein Gebäude von Glauben und Glückſeligkeit ſoll er nicht wankend machen. Das ſteht in jener Vorſchrift, die mein Wahlſpruch durchs Leben bleibt:

Wait the great teacher Death, and God adore!

Und wie ſollte ich den Termin nicht mit Geduld abwarten können, da das Zuſammenleben mit einigen Menſchen, wie Ihr ſeyd, mich überzeugt, daß es auch hier ſchon ein Glück giebt, welches tauſendfaches Böſes überwiegt?

Wann kommen Sie wieder? Mündlich geht doch ſo etwas beſſer, und mich dünkt ich ſehe Sie ſchon mit einem Lächeln zur Antwort auf meinen Erguß zu mir hereintreten. Es ſey! Die ganze Gemeine grüßt von Herzen

264. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Wandsbeck den 18. Jan. 1797.

Ich ſchicke Ihnen, liebe Eliſe, die Fortſetzung der Reiſen vor der Sündfluth, und hoffe damit einen Bogen des Friedens zu ſpannen, unter dem ſie ſich mit Klinger, ſo wie ich, wieder verſöhnen werden. In Abſicht des erſten Buches hatte ich Ihnen, oder wenigſtens in Ihrer Gegenwart, bei der Doctorin, zu Poel und Reinhard ſchon geſagt, daß der Schluß widrig und troſtlos ausfiele, aber nicht anders, ter Anlage nach, ausfallen könnte; die ganze Einfaſſung alſo nichts taugte, überdem eine verbrauchte Form wäre u. ſ. w. Alſo nicht Mahals Geſchäft und Disputation mit Gott, ſondern nur die Erzählung deſſen, was er auf ſeinen Reiſen ſieht und erfährt, habe ich als leſenswürdig angeprieſen. Das Rettungsmittel durch Unwiſſenheit hat er dem Rouſſeau nach erfunden, der noch eine ganz andere thieriſche Dummheit und Roheit fordert. An dieſes Aergerniß war ich alſo ſchon gewöhnt, ſo wie an alle andere durch Voltaire, Swift u. ſ. w., die nicht einmal durch Gutmüthigkeit und andern

Erſatz aus der beſſeren Seele, mich nach jedem empfangenen Aergerniß, wie Klinger, wieder verſöhnten. Ueberhaupt aber machen alle dergleichen Dichtungen wenig Eindruck auf mich, weil ich beſtändig Geſchichte leſe und beobbachte. Ich habe gerade jetzt wieder die Epoche der römiſchen Geſchichte von den Gracchen bis zum Pompejus vorgehabt, und bin, ob ich ſie gleich mehr als zwanzigmal ſchon geleſen habe, von neuem ſo davon erſchüttert worden, daß ich zwei Nächte nicht ſchlafen konnte. — Wider dieß alles weiß ich mir nur durch das Gefühl eines beſſeren in mir ſelbſt zu helfen; ich richte mich an meinem Unwillen, an meiner Verzweifelung ſelbſt wieder auf, und ſage: Der dieß Herz gemacht hat, ſollte der nicht lieben; der dieſen Geiſt gemacht hat, ſollte der nicht ordnen und regieren? — Wenn ich in Augenblicken dieſes Gefühl nicht anregen kann, ſo bin ich Gottesleugner, und die Menſchheit iſt mir ein Abſcheu. Darum ſind mir gewiſſe Anmaßungen des kalten Geiſtes, den Sie im Fauſt der Morgenländer werden kennen lernen, ſo zuwider, oder reizen mich zum Spott. — Mündlich über dieß alles ein Mehreres.

265. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Wandsbeck den 16ten März 1797.

Wir kommen heute nicht, liebe Eliſe! Dieſe Bothſchaft haben Sie wohl vorausgeſehen, da Lene ihr Kleid nicht wieder auspacken wollte. Morgen erſcheinen wir gewiß.

Ich bin ganz krank von dem Frieden mit dem Pabſt. Ihr Bundesgenoſſe Georg mag nicht aufſehen vor Scham; und ich, lobe mir den Burke, und ſage, daß er Recht hatte in ſeiner jüngſten Schrift, da er behauptete, der Geiſt der Republik hätte ſich ſeit Robespierre nicht gebeſſert, und man dürfe nicht daran denken, Friede zu machen mit einer ſolchen Rotte. Der Hohn, womit man dem Pabſte ſagt, die Republik ſey ſeine beſte Freundin, iſt wahrhaft ſataniſch. — Es zerreißt mir das Herz, daß ich mitrufen muß: Guerre! Guerre! Guerre à mort! — Ueber die Republik von Marino hingegen, alle Segen des Himmels.

266. An den Freyherrn von Fürſtenberg in Münſter.

Wandsbeck le 2. Juin 1797.

— — Il faudra voir si la paix qui nous arrive sera bien la paix. On en a fait plus d'une depuis deux ans. Quant à la France, je ne crois pas comme vous à l'alternative du royalisme ou d'explosions violentes. Si la paix générale se fait, l'ordre se rétablira peu-à-peu en France, puisque le très-grand nombre le désire du fond de l'ame, et que cette grande et bonne majorité ne veut absolument plus de révolution. C'est l'effroi des révolutions qui a rendu possible ce que nous avons vu s'effectuer en France depuis un an. Exemple unique dans l'histoire et en quelque sorte hors de l'histoire: le cahos se repliant sur lui-même pour se dompter et s'organiser. En réfléchissant sur cet évènement unique, on arrive à une foule d'autres réflexions nouvelles, tant sur le passé que sur l'avenir. C'est l'esprit, qui fait la matière, et ce n'est pas la matière qui fait l'esprit. Dans tout état de choses il y a un principe,

une raison relative, qui se soumet tout, d'abord en brisant, puis en reconstruisant. — — Toutes les puissances se sont trompées sur la puissance à laquelle elles avaient à faire; et quand même elles ne s'y seraient pas trompées, il étoit dans la nature des choses, qu'elles ne pouvaient prendre contre elle que des mesures plus ou moins mauvaises, puisque tous leurs moyens d'habitude en général ne valaient rien, et que n'ayant que des habitudes, elles ne pouvaient arriver à aucune idée vraiment salutaire. A la virtuosité des Français il fallait opposer le génie des vertus; à la raison en délire la saine raison; à la superstition de l'Athéïsme la religion sans superstition; enfin la vérité à l'erreur, et non pas à l'erreur mêlée de vérité, toutes les erreurs.

---

267. An Herder.

Eutin den 4ten Oct. 1797.

— — Nun will ich erzählen, wie ich voriges Jahr im Sommer, nachdem ich Deinen Erlöſer geleſen, ihn jedermann anpries, aber unter meinen Bekannten in Hamburg keinen

fand, der ihn leſen mochte, weil das Buch der Erlöſer hieß: quel pauvre sujet! wie jener Franzoſe ausrief, da er von Klopſtock's Meſſias hörte. Es war unmöglich, ſie konnten es nicht anſehen, was ich ihnen auch ſagen und verſprechen mochte. Andern Menſchen im Lande war dieſer Erlöſer nicht Erlöſer genug; ſie wußten es zum voraus, und das Buch war nicht an ſie zu bringen. Doch habe ich es bei einigen von dieſen damit gezwungen, daß ich erklärte, in dieſem Buche ſtände mein ganzes Chriſtenthum; ich glaubte von dem alten und neuen Teſtamente nicht mehr, als darin geſagt wäre, und dankte Gott, daß ich nun nicht mehr nöthig hätte, darüber zu ſprechen, ſondern nur, leſen zu laſſen. Den ſtärkſten Eindruck habe ich mit dieſer Erklärung auf die Fürſtin Gallitzin gemacht, die mich Ende Julii in Wandsbeck überraſchte und mit der ich hier wieder zuſammentraf. Sie ſchaffte Deine chriſtlichen Schriften gleich an und ſtellte mich hernach ein paar mal hier in Eutin ernſtlich darüber zur Rede. Sie und einige andere begreifen nicht, was hindert, daß ich mich taufen laſſe. Ich hinwieder begreife nicht ihre Liebhaberei am Untertauchen, wo ſie

nicht mehr, weder den Himmel ſelbſt, noch ſeine Abſpiegelung erblicken können. Niemand hat einen Gott, ſagte ich zur Fürſtin, und kann einen haben, als der ihn in ſich ſelbſt geboren hat, in deſſen Bruſt Gott erſt Menſch wurde. Das ſchrieb ſie in ihr Taſchenbuch, gewiß um in Ueberlegung zu nehmen, wie ſich dieſer Satz, den ich antikatholiſch geſtellt hatte, auch katholiſch ſtellen ließe. Ich habe die Fürſtin immer ſehr lieb gehabt, aber ich war ihr beinahe feind geworden wegen des Samens, den ſie vor vier Jahren in Holſtein ausgeſtreut hatte und den ich bei meiner Ankunft das Jahr darauf in voller Blüthe ſtehen fand. Manches hat ſich ſeitdem gegeben und im Ganzen iſt es leidlicher geworden. Wenn ich mich nicht in Poden und Antipoden durch Sympodie zu finden wüßte, ſo wäre mein Leben hier im Lande, bei meinen Verhältniſſen, unerträglich. So aber geht es. Meine Denkungsart iſt allgemein bekannt, und da alle entgegengeſetzte Partheien wiſſen, daß ich bei jeder daſſelbige äußere, und allen darin Recht gebe, daß ſie intolerant ſind, weil ſie ſonſt einig ſeyn würden oder wenigſtens nicht eifern könnten, zugleich aber ihnen zu Gemüth

führe, daß ohne Dein kein Mein ſich denken läßt, ſo werden ſie dadurch wenigſtens in Abſicht meiner billig, und dulden mich im ganzen Ernſt. Sogar Schloſſer verträgt mich, ob er gleich unter allen meinen Freunden und Bekannten (Voſſen nehme ich aus) wohl am weiteſten davon entfernt iſt, in der eben beſchriebenen Verträglichkeit mein Nachfolger zu werden. Ich habe ihm beſonders hart widerſprochen, erſt ſchriftlich, hernach mündlich, fünf Wochen hinter einander von Morgen bis Abend, über faſt alle ſeine Behauptungen in dem Briefe wider die Kantiſche Philoſophie. Einige gute Wirkungen dieſer gymnaſtiſchen Uebungen wirſt Du in Schloſſer's zweitem Briefe finden; aber das gute Spiel, das er ſich hätte machen können, hat er ſich doch nicht gemacht, weil er überall Recht behalten, auch ein eigenes Syſtem zu Tage legen wollte; weder das eine noch das andere konnte gerathen. —

268. Von Herder.

Weimar den 1ſten Dec. 1797.

Ich danke Dir, liebſter Jacobi, herzlich für Deinen Brief. Deine Wanderungen im Norden werden Dir manches entnommen und abgeſtreift haben, was man ſonſt aus ſüßem Trug und Wahn duldet und glaubt. Zuletzt kommen wir doch allein auf uns oder vielmehr auf den Geiſt in uns zurück, weder Kephiſch, noch Apolliſch, noch Pauliſch.

— Schloſſer kenne ich nicht perſönlich; ich habe auch beinahe nichts von ſeinen Schriften, als die über das preußiſche Geſetzbuch, geleſen. Von ſeinen Anti-Kantianis auch nichts. Das Jahrhundert oder Jahrzehnd iſt in der Kantiſchen Wortgrübelei ertrunken; ein neuer Menſch wird emporkommen, und jene Sündflut wird verlaufen. Jetzt mit ihr fechten, dünkt mich vergeblich; man muß nur Löcher graben, wohin ſie ablaufe, wann ihre Zeit kommt.

— Wie werde ich mich freuen, wenn Ihr wieder in Eurem Neſt zurück ſeyd! Das iſt ein böſer, böſer Traum geweſen ſeit 1789.

Die arme Matrone Deuſchland hat der garſtigſte Alp ſchrecklich gedrückt.

---

269. Von Jean Paul Fr. Richter.

Leipzig den 13ten Oct. 1798.

Verehrteſter Lehrer meines Innerſten! So oft dieſes in der Philoſophie einen Feind antrifft, ſo denk' ich an Sie, als an den königlichen Beſchützer ſeines Glaubens, und will mein Schreiben nicht länger verſchieben. Und jetzt thu' ich's genöthigt, da ich in der neueſten Aeußerung des Fichteſchen Spinozismus drei Harmonien, ohne einen ſupramundanen Harmoniſten finde, die der Sinnenwelt, die der moraliſchen, und eine dritte präſtabilirte zwiſchen beiden, nach Art der drei Tonleitern.

Sie können aus meinen Werken nur wenig errathen, wie viel mein Herz und mein innerer Tag den Ihrigen ſchuldig iſt. Und wie mich die jetzige fuga pleni, der transſcendente Fohismus, der gern jeden Welten- und Cometen-Kern in einen Nebel zertreiben will, traurig und beklommen macht, ſo erhebt mich wieder jedes aufgeſpürte Gerücht irgend eines Werkes, das Sie der Aſthenie des Jahrhun-

derts entgegenſetzen. Jetzt, in dieſem Wolfs-monat der Litteratur, wo eine äſthetiſche Erhebung über die Erhebung alles Poſitive unter Termen-Schnee vergräbt, iſt Ihre Dichtkunſt und Philoſophie — gleichſam Circenses et panis — uns unentbehrlich, nämlich die Fortſetzung derſelben.

Da ich jetzt nach Weimar ziehe, ſo dachte ich oft an den Plan und Wunſch einer Monatsſchrift gegen das jetzige philoſophiſche Laterniſiren alles inneren Lebendigen, — und zwar müßte dieſe Anbetung des Göttlichen durch drei Weiſe aus Morgenland geſchehen, durch Sie und Herder, dem ich noch nichts davon geſagt, und, da immer ein Mohr dabei iſt, durch mich.

O Verehrteſter! ſchon dieſes Schreiben erfriſcht mich; wie würde mich Ihr Anblick erquicken, da doch der Traum des Vorbilderns erblaſſet vor dem Wachen der Gegenwart!

Verzeihen Sie mir den Ton, der von der Vertraulichkeit meines Herzens mit Ihren Schriften die ſeinige entlehnt. Ich wollte meinen Aufenthalt in Leipzig, gleichſam wie die Jahrszeit, mit einem magiſchen Nachſommer beſchließen.

Wenn je meine Seele am Schluſſe eines Briefes die herzlichſten Wünſche für ein fremdes Glück und Leben that, ſo iſt es an dieſem!

---

270. An Jean Paul Friedrich Richter.

Eutin den 5ten Nov. 1798.

Seit anderthalb Jahren, mein innigſt geliebter Jean Paul — denn länger iſt es nicht, daß ich mit Ihren Schriften eigentlich bekannt geworden bin — hat mich der Gedanke, an Sie zu ſchreiben, der oft brennende Begierde war, nicht verlaſſen. Noch jüngſt in Dobberan, wo ich den erſten Theil Ihrer Palingeneſie mit Entzücken las, war es nahe daran, daß ich mich nicht mehr gehalten hätte. Deſſen, was ich für Sie in und auf dem Herzen hatte, war zu viel, es war unendlich; dieß hemmte mich jedesmal...

Wahrlich, mein lieber Jean Paul, es iſt unendlich, was ich Ihnen zu ſagen hätte von meinem Leben mit Ihnen in Ihren Schriften. Wie Sie die meinigen geleſen haben, iſt mir wohl zu Herzen gegangen, auf eine ganz eigene Weiſe im zweiten Theile des Siebenkäs, was

Ihnen ſelbſt vielleicht nicht ſo einleuchten mag. Ich verweiſe Sie an den Geiſt der Weiſſagung in Ihnen; wenn er Ihnen auch nicht genug ſagt nach meinen Wünſchen, ſo ſagt er Ihnen doch mehr, als ich auszudrücken vermag und als überhaupt ſich ausdrücken läßt.

Was Sie von Ihrer Traurigkeit und Beklemmung über die jetzige fuga pleni, über den transſcendentalen Fohismus, der gern jeden Welten- und Cometen-Kern in einen Nebel zertreiben will, in den Palingeneſien äußern, hat eine neue, Muth gebärende Freude in mir erregt, hat den verſchwindenden Athem in meine Bruſt zurückgerufen, mir die Stimme wiedergegeben, Kraft und Begeiſterung zur lauten Rede.

Ich habe bei der erſten Erſcheinung der kritiſchen Philoſophie auf das beſtimmteſte vorausgeſagt, was ſich heute zuträgt; bin dadurch ein Täufer Johannes dem Stifter des neuen Bundes und ſeinen Jüngern geworden, wie ich höre und überall leſe, mit gleicher Verwunderung über die Sache und das Geſtändniß.

— — Es muß in thesi zugegeben werden, daß, in ſo fern wir nur durch Abſtrahi-

ren und Reflectiren vernünftig hier auf Erden ſind, man im Abſtrahiren und Reflectiren — im Ergründen auch nicht zu weit gehen und das Philoſophiren übertreiben könne. Das Philoſophiren übertreiben, hieße die Beſinnung übertreiben. Wohl aber darf man über den Vernünftler ſpotten, der ſich nur hohl denkt; der anſtatt der Biſſen das Meſſer verſchluckt, nicht wie ein Taſchenſpieler, ſondern in der That, und nur bedauert, nicht die bloße Handlung des Schneidens zu ſich nehmen zu können; der ſeine Hände betrachtet und tiefſinnig ſie erforſcht, als ſeiner Hände Werk, nicht ganz unähnlich jenen großen Geiſtern Frankreichs, die ihre und aller Menſchen Vernunft bloß aus den Fingern zu ſaugen wußten. Ich ſage, man darf nicht allein über ihn ſpotten, ſondern jeder, dem es am Herzen liegt, daß Philoſophie in Ehren bleibe, muß ſich mit der Gabe dazu ausgerüſtet wünſchen.

Wird mir in dieſem Winter etwas Geſundheit, ſo arbeite ich die Fortſetzung meiner zufälligen Ergießungen, und noch eine Schrift aus, die vorigen Winter in Hamburg beinahe fertig wurde. Eine Monatſchrift mit Beiträgen zu unterſtützen, bin ich, wegen meiner

höchſt elenden Geſundheit, und weil ich überhaupt als Schriftſteller mich gar nicht in meiner Gewalt habe, das Nichtſchreiben ausgenommen, ſchlechterdings untüchtig. — —

---

271. An Herder.

Eutin den 22ſten Nov. 1789.

Lieber alter Freund und Bruder, Ich kann unmöglich die Einlage an Jean Paul nach Weimar ſchicken, ohne einige Zeilen an Dich zu ſchreiben. Dein Brief den mir Dein Wilhelm am 10ten Dec. überbrachte, hat mich ſehr erfreut, und ich hätte gewiß bald geantwortet, wenn ich nicht ans Schriftſtellern gerathen wäre. Unglücklicherweiſe wird mir jeder Aufſatz zum Buche, welches ich doch endlich einmal wiſſen und es gleich von Anfang darauf anlegen ſollte, ſo hätte ich nicht den zehnten Theil ſo viel Mühe und lieferte beſſere Arbeit. Den ganzen Winter durch war meine Geſundheit ſchlecht, höchſt elend im Frühjahr, und nichts wollte mehr helfen noch lindern. Da ſchlug Pfaff mir das Seebad vor. Ich konnte mich ſchwer dazu entſchließen, aber das Bedürfniß der Hoffnung zwang mich. Ich

reiſete im Juni nach Dobberan. Hufeland, den ich dort fand, wird Dir meine Grüße überbracht haben. Wenige Tage vor meiner Abreiſe von Hamburg erhielt ich Dein liebes Geſchenk, den Catechismus, den ich ſchon geleſen hatte, und das vierte und fünfte Bändchen der chriſtlichen Schriften. Das vierte las ich noch zu Hamburg, das fünfte auf der Reiſe, mit unſäglichem Genuß. Von dem fünften iſt mir ein tiefer Eindruck des durchgängigen Wohlgefallens geblieben.

— Von Schloſſer weißt Du wohl ſchon, daß er auf die ehrenvollſte Weiſe als Syndicus nach Frankfurt, ſeiner Vaterſtadt, berufen worden und dieſem Rufe gefolgt iſt. Er bat uns, ſein Haus zu bewohnen, damit ſeine hier verheirathete Tochter mit ihrem Manne Troſt an uns hätte. Ich willigte mit Freuden ein, weil ich Schloſſer's Tochtermann, Nicolovius, wie meine Seele liebe. Mir iſt ſo wohl in dieſer Lage, die ich jetzt ſchon in die fünfte Woche genieße, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als bis zu meiner Rückkehr nach Hauſe, oder einer andern feſten Niederlaſſung, darin bleiben zu können. —

272. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Weimar den 3ten Dec. 1798.

Geliebteſter Jacobi, Ihre Antwort brachte mir unter meine hieſige Himmel den dritten mit. Sie hat mein ganzes Herz erquickt und erwärmt. Ich ſagte ſchon ſeit mehreren Jahren überall: ich mag keinen Autor mehr ſehen, ausgenommen Einen, Sie. Ich muß es; aber möge Ihr zweites Ararat ein näheres ſeyn als Eutin!

Ihre vortreffliche Anticipation aus Ihrer Schrift ratificirt zu meiner größten Freude das was ich Göthe'n auf ſeine Frage über Fichte antwortete: „er iſt der größte Scholaſtiker; aber die ganze Secte hält das Licht (oder das Auge) für das Object.“ Ich ſetzte noch dazu: zum bloßen ſcharfſinnigen Philoſophen kann man ſich machen durch Fleiß, indeß dem tieferen, außer dem Auge, auch die Gegenſtände mitgegeben ſind.

O guter Jacobi, wie leicht rettete ich mich durch alle kritiſche und Fichtiſche Strudel bloß mit Ihrem Ruder! Schon die einzige VIIte Beilage in Ihrem ewigen Spinoza iſt die Rechtfertigung, der Inbegriff, die Auf-

löſung und das Gegengift der ganzen Kantiſchen Vernunft-Critik.

Bei mir war, wie bei den Deutſchen, Philoſophie früher als Dichtkunſt; Planeten ſieht man Abends früher als Sonnen, wiewohl hier, wie überall im Univerſum (nur Gott ausgenommen) nur die Stufe unterſcheidet und nicht die Art. Seit zehn Jahren aber gehe ich allen concentriſchen Ringen des Pindus leichter herum, als im unterſten critiſchen. Ach, Ars longa et vita brevis — und die Kantiſchen Perioden ſind ſo lang und, wie jede Weitſchweifigkeit, ſo dunkel! Kurz ich habe, meine Jugend ausgenommen, in allen Wiſſenſchaften leichter herumgeleſen als in der Philoſophie, wenige Kantiſche und Ihre Werke ausgenommen. Und eben darum, unendlich theurer Geiſt! — falls Sie in dieſem Winter nichts öffentlich geben — eben darum verſagen Sie Ihrem treueſten und innigſten Schüler nicht alles! Noch keine Philoſophie, außer der der Alten, hat mich ſo tief angefaßt und das Licht in den düſterſten Schacht ſo reinigend geſenkt, als Ihre, und keine ſtudirte ich wiederholter, da darin die breiteſten Fenſter bloß durch die um ſie aufgehäuften

Schätze zuweilen zugedeckt und verfinſtert werden. —

Hamann wäre der andere Menſch, den ich ſehen möchte, wenn nicht der Tod zum Präſentiren nöthig wäre; eine von der Studir-Stube durchs Empyreum reichende Geſtalt, für welche nichts klein und nichts groß war, ſondern alles verknüpft wie Orthographie mit Heterodoxie. Sie ſind dieſem Geiſte eine Collegial-Unſterblichkeit ſchuldig durch Aufnahme ſeiner Juwelen-Colibri-Werkchen in Ihre, mit 10000 Noten ad usum Delphinorum. —

Lebe heiter, ſchöne Seele!

---

273. Von Herder.

Weimar den 10ten Dec. 1798.

Herzlichen Dank Dir, lieber Bruder, für Deinen Brief nach ſo langem Schweigen. Für Deine Geſundheit kann ich Dir keinen beſſern Rath geben, als: ſchreib Dich geſund. Du mußt ſchreiben. Wenn ich mich übel befinde und die Krankheit anwandeln ſehe, reinige ich meinen Leib und ſchreibe. Da operirt die Seele die Krankheit leiſe hinweg. Mach Du es auch ſo in Deiner nordiſchen Biſchofs-

ſtadt. Dieſes Waſſerbad iſt auch im Winter zu brauchen, und beſſer als die Dobberaniſche Taufe.

Zum zweiten: lies nicht. Das verruchte Leſen ſchwächt die Seele und den Körper; man wird aus ſich ſelbſt geriſſen und hat im eigentlichſten Sinne fremde Gedanken. — — Mit Richter hat mir der Himmel einen Schatz geſchenkt, den ich weder verdient noch ſelbſt erwartet habe. Jedes neue Zuſammenſeyn mit ihm eröffnet mir eine neue größere Kiſte voll von alle dem, was die heil. drei Könige brachten. In ihm wohnen ſie alle drei, und der Stern geht immer über ſeinem Haupt. Ihr müßt und werdet einander ſehen, aber nicht unter dem Schwanz des kleinen Bärs, ſondern in Deutſchland, wohin Du gehörſt, lieber Jacobi. Wer wird den andern in ſein Exilium einladen? Ich kann von ihm nichts ſagen, als, er iſt ganz Herz und Geiſt; ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menſchheit, auf der es ſo viel zerſprungene Saiten und verſtimmte Töne giebt, wie — ich z. B. Aber, ſagt der Apoſtel Paulus, mir iſt Barmherzigkeit widerfahren. An Dir hängt Richter mit der innigſten Liebe.

Wenn Du meinen Katechismus und chriſtliche Schriften geleſen haſt, ſo muß ich Dir ſagen: ich habe Deinen Katechismus auch geleſen, nämlich das Buch über den Glauben, und zwar mit inniger Zufriedenheit und Freude. Mach Dich alſo auf und ſchicke mir das, was ich noch nicht geleſen habe, weil Du es mir aus Delicateſſe nicht geſchickt haſt, das über Spinoza mit dem Bildniß. Ich ſah's auf meiner Rückkehr aus Italien in Nürnberg, ſeitdem nicht wieder. Ob Du mich gleich darin nicht für einen Philoſophen erkannt haſt, ſo ſoll das dem Büchlein nicht ſchaden. Die Stelle über den Glauben in meinem Gott war wahrſcheinlich gut gemeint; ſie ſoll aber heraus bei der zweiten Auflage, an die ich bald gehe, weil die erſte vergriffen iſt.

---

274. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Eutin den 27ſten Jan. 1799.

Ich verſuche nicht Ihnen zu ſagen, liebſte Eliſe, wie die Nachricht von dem Tode unſers Sieveking mich ergriffen, mich gebeugt hat. Wie danke ich es Ihnen, daß Sie mich durch

Ihren Brief mit der vorigen Poſt auf dieſen Schlag vorbereiteten! So wie der Sonnabend heran nahete, wuchs meine Furcht, und Lene, die, nachdem Sie Ihren Brief vom Dienſtag geleſen, wenig Gutes hoffte, vermehrte mit Vorbedacht meine Sorge. Und doch, da ich nun die Botſchaft empfing: Er iſt todt, war es, als wäre ich ohne alle Vorbereitung geweſen. — Wie Ihr Alle mir gegenwärtig wurdet in dieſem Augenblick! Ich klage mit Euch und über Euch. Ich kann nicht ſagen, daß mir Worte fehlen; ich ſuche keine — und doch habe ich ſchreiben wollen. Geben Sie mir doch weitere Nachrichten, liebe Eliſe, vornehmlich von Hannchen. Warum bin ich jetzt nicht bei Euch; ich bin ein ſo guter Trauermann — kein finſterer — — Lene und Lotte grüßen aus dem Innerſten der Seele — Mehr kann ich heute nicht ſchreiben.

---

275. An Joh. Fr. Jacobi, zu Aachen.

Eutin den 3ten April 1799.

Ich ſetze mich hin, mein lieber Fritz, um ausführlich an Dich zu ſchreiben, um mit Dir zu Rath zu gehen wie mit meinem ältern Bru-

der, wie mit dem Freunde, den man mehr hört als ſich ſelbſt.

Mein Thema iſt der von neuem ausgebrochene Krieg, Schenk's Verſetzung nach München und die Verworrenheit meines Vermögenszuſtandes, und meiner ganzen äußern Lage.

Wenigen Menſchen iſt ſo viel Gutes und ſo viel Böſes auf Erden widerfahren als mir. Meine Schickſale gleichen meinem Geiſtes- und Gemüths-Charakter, und ſind zum Theil durch dieſen beſtimmt worden. Ich habe den Begebenheiten, in die ich verwickelt wurde, widerſtanden oder nachgegeben, nach dem Maße meiner Kraft und Ohnmacht. — Ich habe ohne alle Vergleichung mehr gelitten als genoſſen, jeden begangenen Fehler tief gefühlt, die Stimme des Rechts und des Gewiſſens immer laut in mir erhalten.

Ich bin jetzt in meinem ſieben und funfzigſten Jahre. Ich habe nicht ganz umſonſt gelebt; ich bin weiſer geworden für mich ſelbſt und für Andere; mancher Segen ruht ſchon auf mir, und es ſcheint, als ſollte noch größerer über mich kommen. Dieſer Gedanke heitert ſehr mein Alter auf. Aber ich fühle zugleich auch ſehr mein Alter. Du würdeſt

Dich wundern, wenn Du ſäheſt wie ich ſeit zwei Jahren abgenommen habe, und Max würde ſich wundern, der mich erſt vor neun Monaten ſah. Mein Geiſt iſt nicht in demſelben Maße ſchwach geworden wie mein Körper; ich kann ihm wirklich ſeine Rechnung nicht machen; aber daß mein Gedächtniß ſich verdunkelt, iſt gewiß. Auch nimmt ein gewiſſer Hang zur Schwermuth, den ich von meiner Kindheit an habe, über Hand; ich fühle mich davon beſtändig minder oder mehr gedrückt, zumal in der zweiten Hälfte des Tages; doch erhält ſich daneben noch immer meine Heiterkeit, und es kommt mir zuweilen vor, als nähme ſie in dem Maße bei mir zu, wie der bloß natürlich frohe Muth, jugendliche Munterkeit und Luſt am Leben mich verläßt.

Um mir aber mit dieſer Heiterkeit zu helfen, mit ihr die Finſterniß aus mir zu vertreiben, bedarf ich einer ruhigen Lage; es muß ſtill um mich ſeyn von Geräuſch und Sorgen. Niemand kennt mich von dieſer Seite, wie ich mich ſelbſt kenne; ich kann es nicht bedeuten, und möchte es nicht, wie mir oft alles um mich her ſo lärmend, die Menſchen insgeſammt ſo durch und durch zerſtreut vorkommen —

und wie ich wehmüthig darüber werde, in meiner tiefen, ſtill-horchenden Beſinnung. So war ich immer und ſelbſt in der Feuersbrunſt meines Jünglingsalters ſammelte jede große Zerſtreuung, ſo wie jede Leidenſchaft, mich nur wieder tiefer in mich ſelbſt, und vermehrte dann mein Sehnen nach der Ruhe, nach dem Frieden, den ich den Frieden Gottes nannte. — Ich darf dem Hange, mich hierüber weiter auszulaſſen, nicht folgen; ich würde mich dadurch von meinem nächſten Zweck zu weit entfernen.

Meine äußeren Schickſale weißt Du im Allgemeinen; wie mancherlei Wechſel ich erlebt habe, wie Eine Verwirrung der andern folgte, und ich nie im eigentlichen Verſtande des Lebens habe froh werden können. Ich habe mir manches dabei vorzuwerfen, aber dagegen auch manches zu meiner Entſchuldigung anzuführen.

Im Jahre 1794 wanderte ich aus. Dieſes Schickſal traf mich gerade in dem Zeitpunkte, wo der gute Gang der Geſchäfte mich hoffen ließ, ohne gewaltſame Mittel aus dem Gewirre zu kommen, und in behaglicher Ruhe mein Alter hinzubringen. Wie ſehr dieß nun anders geworden iſt, brauche ich Dir nicht zu

ſagen; ich brauche Dich nicht an Deine eigenen Sorgen, die Du vor zwei Jahren mir offenbarteſt, zu erinnern: ſie können ſeitdem ſchwerlich ſich vermindert haben. Was ich Dir damals über dieſen Artikel ſchrieb, weiß ich nicht mehr; aber das weiß ich, daß ich ſchon lange den Vorſatz gehabt hatte, ehe ich nach Hauſe zurückkehrte, mich auf das genaueſte von meinem Vermögens-Zuſtande unterrichten zu laſſen. Der Augenblick der Entſcheidung ſchien ſeit dem December 1795, wo ich die Nachricht von dem Tode des Herrn v. Clermont zugleich mit der Nachricht eines geſchloſſenen Waffenſtillſtandes erhielt, beſtändig ſo nahe, daß ich ſchon darum nicht vorgreifen zu dürfen glaubte. Ein anderer eben ſo wichtiger Grund war die Ungewißheit, wie unſere Familien-Verhältniſſe ſich ſchließen würden. Dieſe Entſcheidung traf mit dem vorläufigen Friedensſchluſſe im Frühjahre 97 zuſammen. Ich ſuspendirte nun alle Deliberationen, wurde gutes Muthes, und hätte vielleicht, uneingedenk meines Vorſatzes — ermattet durch meinen damals höchſt kläglichen Geſundheitszuſtand im Spätjahre — mich auf den Weg gemacht und meinen Kindern mich in die Arme

geworfen, wenn nicht der ſchreckliche 18. Fructidor erſchienen, und die Hoffnung eines rechtſchaffenen Friedens verſchwunden wäre. — Wie vor dem 18ten Fructidor die Sachen in Frankreich ſtanden, da Ordnung, Geſetzmäßigkeit, Moralität und Religion wieder aufzuleben, und mit überwiegender Gewalt ſich geltend zu machen ſchienen, war es mir nicht moraliſch unmöglich, ſchien es mir nicht ärger als der Tod, ſelbſt ein Republicaner zu werden. Ich dachte alſo, wenn es ſich mit meinem Vermögens-Zuſtande auch nicht vertrüge, daß ich Pempelfort behielte, ſo dürfte ich die Rückkehr dennoch beſchließen; ich könnte mich unter meinen Kindern niederlaſſen. — Seit dem ſind die Gedanken in meinem Kopfe über dieſen Gegenſtand immer durcheinander geſchwommen wie im Traume. Nun bin ich aufeinmal wach geworden und mit Schrecken aufgefahren, da die Nachricht kam, der Krieg, fürchterlicher als zuvor, breche aus, und mit dieſer Nachricht zugleich die Bothſchaft: Schenk ziehe nach München.

Den Brief von Schenk, worin er mir ſeine Beförderung meldete, erhielt ich am Oſtertage. Lange hat mich nichts ſo ergriffen,

mich ſo durch und durch erſchüttert. Mein ſchwaches Gedächtniß wurde plötzlich ſtark, meine ganze Einbildungskraft aufgeregt: ich überſah alles mit einem Blick.

Es iſt unmöglich daß ich Pempelfort behalte, wieder dahin ziehe, mich dort einrichte, lebe und genieße, ohne mein und euer Vermögen vollends zu zerrütten; denn dieſes ſteht mir klar wie die Sonne vor Augen.

Es bleibt mir alſo nur die Wahl, mich hier in Eutin niederzulaſſen, oder nach Aachen zu ziehen. Dieſe Wahl anzuſtellen, darf ich nicht länger verſchieben. Ich und noch weniger Lene halten das unſtäte und flüchtige Leben länger aus, des Aufwandes, den es erfordert, nicht einmal zu gedenken. — Daß ich gerne zu Dir, zu Deinen Brüdern, zu Clärchen käme, traut Ihr, denke ich, meinem Herzen zu. Aber ſo ſtark dieſer Zug iſt, ſo ſtark iſt dagegen der Abſcheu, den ich fühle, ein Unterthan jener Teufel — jener ekelhaften und verächtlichen Scheuſale zu ſeyn, denen ich gehorchen müßte. Und wenn ich auch von dieſer Empfindung weg ſehe, ſo tödtet mich ſchon der bloße Gedanke an die leibliche und geiſtige Sclaverei, die ich in dieſer ungereimten und abgeſchmackten Re-

publik ohne Republicaner zu dulden hätte. Ich wäre abgeſchnitten von allen meinen Verhältniſſen, von meinem Wirkungskreiſe, und das gerade in einem Zeitpuncte, wo meine Wirkſamkeit am ſtärkſten aufgefordert wird. Ich dürfte weder reden, noch leſen, noch ſchreiben, d. h. öffentlich bekannt machen was ich wollte. Mit einem Worte, ich wäre deportirt — ich wäre aus der Zeit, in der ich entſtanden bin, und in der ich 57jähriger Mann allein noch fortleben, meine Perſönlichkeit genießen, auf eine Herz und Geiſt erhebende Weiſe mich fühlen kann, entrückt. — Ich gebe Dir hier nur Punkte, um darüber weiter nachzudenken, an. — Aber auch einen ruhigen todten Aufenthalt auf republicaniſchem Boden, die Kriegsgefahren abgerechnet, kann ich mir nicht einbilden. Wie kann eine Tyrannei beſtehen, die durch Verbündete ausgeübt wird, die zum Grunde ihres gegenſeitigen Vertrauens nur eine gleiche Theilnahme an Mord, Raub und Schande haben, und die von 30 Millionen Menſchen einſtimmig von ganzem Herzen und von ganzer Seele verachtet und gehaßt werden? Ein ſolcher Bund gegen alles was gut, ehrbar, gerecht und heilig iſt,

ein ſolcher offenbarer Bund der Gottes- und Menſchen-Verachtung, kann nicht lange ſtark bleiben. Eine neue, große, allgemeine Erſchütterung ſteht alſo gewiß bevor. Freilich werden die neu hinzugekommenen Provinzen davon weniger zu leiden haben, als die innern. Dagegen droht ihnen der Krieg, deſſen Wege, Umfang und Entwickelung niemand vorausſehen kann.

Siehe da meine Betrachtungen, lieber Fritz! Mache ſie zum Gegenſtande der Deinigen, und ſage mir offenherzig, wie Du glaubſt daß Du an meiner Stelle empfinden, denken, Dich beſtimmen würdeſt. Es fällt mir ſchwer, mich zu entſcheiden; ich wünſchte mir einen höhern Befehl, dem ich blindlings folgen müßte. Stehe mir bei, Du Guter, in dieſem Kampf. Lene wankt hin und her. Darauf aber ſteht ſie feſt, daß wir vor Winter eine bleibende Stätte haben. Sie geht zu Grunde, wenn das nicht geſchieht, das ſehe ich. —

276. Von Fichte.

Jena den 22ſten April 1799.

Meinen wärmſten Dank, verehrungswürdiger, innigſt geliebter Freund, für das treffliche

Schreiben, das Sie die Güte hätten für mich zu ſchreiben. Meine Zeit, die durch die Wendung, welche mein Schickſal genommen, für ganz andere Dinge in Anſpruch kommt, hat mir nicht erlaubt, daſſelbe ſo ſorgfältig zu ſtudiren, um zu finden, wie jenes Schreiben gegen mich ſeyn könne. Der erſten natürlichen Anſicht nach unterſchreibe ich daſſelbe faſt durchgängig unbedingt. Jedoch, Sie erlauben mir ohne Zweifel, bei meiner gegenwärtigen Zerſtreuung, die Bequemlichkeit, die hieher gehörigen Stellen aus meiner ſo eben an Reinhold abgehenden Antwort unverändert abzuſchreiben.

„Jacobi kennt das Weſen der Specula„tion ſo innig, und ebenſo das Weſen des „Lebens, wie kommt es nun, daß er nicht kalt „ſich über beide erheben und ſie anein„ander halten kann? Warum muß er ent„weder in dem Standpunkte der Specula„tion gefangen ſeyn, ſo daß er "ſich ſchämt, „„ſeine Einwürfe gegen mein Syſtem vor ſich „„ſelbſt auszuſprechen", oder in einer andern „Stimmung, aus dem Standpunkte des Le„bens, der Speculation, deren Werth und Be„deutung er kennt, wie keiner, ſpotten, ſie ver„wünſchen und verabſcheuen? Da er ſelbſt in

„gedruckten Schriften, auch in jenem Schrei„ben auf ſeine Individualität ſich bezieht, iſt „es vielleicht erlaubt, dieſen außerdem unbe„greiflichen Widerſtreit aus dieſer Individua„lität zu erklären. Er lehnt den logiſchen „Enthuſiasmus von ſich ab; mit Recht, „wie ich ihn ebenfalls von mir ablehnen „würde. Aber es ſcheint ein entgegengeſetzter „Enthuſiasmus, den ich den Enthuſias„mus des Lebens nennen möchte, in ihm „zu wohnen, der es ihm unheimlich macht, „auch nur zum Verſuche vom wirklichen Leben „zu abſtrahiren. Dieſer Enthuſiasmus hängt „vielleicht mit dem pſychologiſchen Phänomen „zuſammen, deſſen in einer Beilage zu den „Briefen über die Lehre des Spinoza gedacht „wird. Er hat ſich in früher Jugend auf „dem Gebiete der Speculation ſo übel befun„den, daß ſehr leicht von daher ein Affect „wider daſſelbe bei ihm übrig geblieben ſeyn „kann." Es muß Ihnen, daß ich hier ein Wort hinzuſetze, mehr gekoſtet haben, als es irgend einem Sterblichen je wieder koſten wird, Ihre tiefe Einſicht in die Geheimniſſe der Speculation zu erwerben, an welcher ich abermals, aus inniger Ueberzeugung, und nicht

etwa bloß vor Ihnen, ſondern vor jedermann, mit welchem ich von Ihnen ſpreche, keinen Sterblichen Ihnen an die Seite ſetze. Zu dieſem Studio konnte Sie, meiner Meinung nach, auch nur Ihr herrſchender Affect begeiſtern und ſtärken, die Liebe des Reellen, der Haß der Speculation. Sie drangen in unſer Land ein um unſere Schwächen auszukundſchaften; und dieß iſt Ihnen denn gelungen: außer, daß die Verſtändigen unter uns nie haben ſeyn wollen, was wir nicht ſeyn können.

„Es bedarf, ſo fahre ich fort an Rein„hold, der abſoluteſten Apathie, um durch den „transſcendentalen Idealismus eben ſo wenig „heillos zu werden, als ſich an ihm zu är„gern.“ Das erſtere könnte der bloß logiſche Enthuſiasmus verurſachen, wenn es einen ſolchen geben könnte. Auf keinen Fall fürchte ich über dieſen Punct etwas von dem Idealismus; ich bin des feſten Glaubens, daß dieſer nie in eine heilloſe Seele kommt. Das letztere verurſacht der Enthuſiasmus des Lebens, deſſen ich ich Sie im Verdacht habe.

Es ſind noch einige Puncte, die wirklich ſtreitig zwiſchen uns zu ſeyn ſcheinen.

Dieſe will ich nach erlangter Ruhe ſtudiren und ich behalte mir vor, Ihnen ausführlich darüber zu ſchreiben.

---

277. An Friderike Jacobi geb. v. Clermont zu Düſſeldorf.

Eutin den 3ten Jun. 1799.

— — Es iſt in der That für mich keine Frage, ob ich in meinem Vaterlande oder in Holſtein mit größerem Vergnügen lebe. Jenes iſt, mit dieſem verglichen, für den Mann von Geiſt, für den Schriftſteller ein wahres Exilium. — Du biſt, ſagt Göthe zur Muſe, —

— Du biſt es allein, die mir die innere Jugend
Friſch erneuert, und ſie mir bis zu Ende verſpricht.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin die heilige Sorgfalt;
Ach den Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr!
Da bedarf man der Kränze ſich ſelbſt und andre zu täuſchen....

Meine Landsleute bringen mir keine Kränze.

Hier bekränzet mich jeder mit ſeinen ſchön-ſten Blumen, mit ſeinem edelſten Laube; meine Gegenwart ehrt und erfreut; es iſt keine Luſt im Lande die nicht erhöht und feſtlicher würde, wenn ich Theil an ihr nehme. Das iſt ſüß, liebe Fritze, und ich genieße es nicht erſt ſeit geſtern. Du wirſt Dich auch erinnern wie ich immer von dieſer Gegend geſprochen habe. Mit dem Alter mußten die Vorzüge dieſes Landes mir fühlbarer werden. Hier komme ich mir wie ein ſchönes, junges, blühendes Mädchen vor, unter meinen Landsleuten erſcheine ich mir wie ein verachtetes, einſames altes Weib, dem jeder gerne aus dem Wege geht — In ſo ferne bliebe ich alſo unendlich lieber, als ich gehe; aber nicht lieber heute als vor 5 Jahren; und nahe 5 Jahre lang habe ich nicht bleiben wollen; und weil ich nicht wollte, mich immer brünſtiger geſehnt zu gehen; denn mir war Noth um Ruhe, um eine Heimath, um eine bleibende Stätte.

Dieſe dringende Noth hat mich jetzt be-ſtimmt, nichts anders. Ich habe nicht davon geredet und werde nicht davon reden, wie mir das Herz dabei geblutet hat, auch um Pempel-fort; wie ich gewankt, innerlich gebebt und die

Hände gerungen habe — Aber dem herumirrenden Leben mußte ein Ende gemacht werden; dieſer Gedanke ſtand unbeweglich vor mir da, und ſteht noch ſo vor mir da; ich kann mich nicht tadeln. Du ſelbſt ſprichſt davon, daß man dort unten bei Euch vor dem Frieden keine Plane machen könne; alles ſey ſo verworren und dunkel, und die Art der Entwickelung nicht vorauszuſehen; welchem Herren das Bergiſche anheim fallen, was das Schickſal des jenſeitigen Rheinufers ſeyn werde — Liebe Fritze, wie viele Jahre hat Dein Freund denn noch zu leben, um ſich vernünftiger Weiſe ſagen zu dürfen: ich will das abwarten? — —

278. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Weimar den 4ten Jun. 1799.

Geliebter Heinrich! (Laß Dich mit dieſem Zaubernamen citiren, den Du mit dem beſten König geerbt; und wegen dieſer Magie wurde auch der an meiner Bruſt anwohnende Leibgeber ſo getauft,) Gott ſey Dank, daß endlich alles ins Reine, und keiner von uns mehr im Lauern iſt, daß der andere einen durchkreuzenden Brief ablaſſe.

Zuerſt Deiner an Fichte! Herder hat ihn mit Wolluſt mehr als einmal geleſen und alles gelobt, außer das Lob, das übertriebene durch Deine Winter Wundheit, das Du Fichte'n, ſogar auf Deine Koſten, giebſt. Fichte hat unendlichen Scharfſinn und nichts weiter; wie kannſt Du ihn mit Dir nur vergleichen? Der Tiefſinn, den Du in Deinem Spinoza ſo tief davon abtrennſt, ſetzt innerlich gegebene Gegenſtände voraus, die uns eine andere Welt voll äußerer zeigen, und die ich nie recht bei Fichte fand. — Er iſt noch in Jena und wurde mit ſeinen privatissimis aus Rudolſtadt ausgeſperrt. Er ſchmerzt mich, da er edel iſt und hülflos. Herder ſchrieb jetzt die zweite Auflage von „Gott", und ſtrich den kleinſten Seitenblick gegen Dich weg, ſo viele Schmerzen ihm auch Dein Spinoza gab, um ſtatt Deiner Seele zu fühlen und zu rügen, mein Heinrich! —

Aber warum ſtößeſt Du nicht öffentlich dieſes transſcendentale Schachſpiel, wozu ſich Fichte die Figuren und Spieler gegeben ausbittet, nur die Combination nicht — um, da Du mir keinen Mann in Deutſchland nennen kannſt, der nur Dein nuntius a latere ſeyn

könnte, keinen? Die Folgen Deiner Werke werden Dir ſchöner folgen, und jetzt ſind geiſtige Märtyrer nöthiger als ſonſt körperliche.

Herder's Metakritik wird Dir durch den Muth, durch die Thetik, durch einzelne vortreffliche Capitel, z. B. über die Kategorieen, gefallen. Faſſe, da er mich ſchon darnach gefragt, Dein Urtheil über ſie ſchonend ab, damit ich es ihm mit freier Bruſt eröffnen kann. Dieſer ätheriſche Menſch, den ich täglich lieber gewinne, ungeachtet ſeiner kleinen Sonnenhöfe, kann vor lauter Schaffen ſchwer ſehen; wie einem Rieſen werden ihm nur große Maſſen, z. B. Völker, hell. —

---

250. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 15ten Oct. 1799.

Guten Morgen, mein innigſt geliebter Schenk; Ich ſitze hier in meinem geräumigen Bücherſaale, der etwas größer iſt, als mein mittleres Zimmer in Pempelfort. Die Ausſicht iſt in den Garten, hinter dem eine ſchöne Allee und der Hofgarten liegt. Mein Nachbar links iſt

Stolberg und rechts der Hofprediger, der ein guter, fleißig leſender Mann iſt. Das Haus, das wir bewohnen, iſt ſehr bequem und angenehm; es ſteht im Garten und wir haben lauter Gärten neben uns. Ich bin alſo nun ganz leidlich eingerichtet.

Allerhand Hinderniſſe haben den Abdruck meines Briefes an Fichte aufgehalten. Ich bin ungeduldiger, ihn in Ihren Händen zu wiſſen, als Sie ſeyn können, ihn zu erhalten. Werden Sie nur beim Leſen der erſten achtzehn Seiten nicht müde, ſondern gehen Sie über die Abrakatabra Stellen, die ſie aufhalten wollen, ſchnell weg; weiter hinein wird die Sprache menſchlicher.

Ihre Bemerkung über den Contraſt zwiſchen der Ehre, die man mir jetzt widerfahren läßt, und den ehemaligen Beſchimpfungen war mir nicht unerwartet; ich wundere mich alle Tage über das Anſehen, zu dem ich ſo unerwartet in der philoſophiſchen Welt gelangt bin. Göthe ſchrieb vor einiger Zeit an meinen Sohn Max: „Ihr Vater hat jetzt die Satisfaction, daß ſeiner Bemühungen allgemein mit Ehren gedacht wird. Ich freue mich, daß er es erlebt. Denn gewöhnlich, wenn

die Einſicht eines vorzüglichen Mannes von der Vorſtellung ſeiner Zeit zu ſehr abweicht, iſt die Ehre, anerkannt zu werden, nur den Manen aufbehalten.“ Unter meiner jetzt ziemlich zahlreichen Jüngerſchaft habe ich ganz neuerlich einen Mann entdeckt, der ſich, wie kein anderer, in mich hinein gedacht und empfunden hat, und deſſen Name und Schriften mir bis dahin ganz unbekannt geblieben waren. Er heißt Reeb, und war Profeſſor zu Bonn. Im Jahre 1797 iſt ein Buch von ihm erſchienen: Vernunft gegen Vernunft, oder Rechtfertigung des Glaubens. Gerſtenberg, da ich ihn jüngſt beſuchte, nannte mir dies Buch als eines der merkwürdigſten, die er, ſeit wir uns nicht geſehen, d i. ſeit einem Jahre, geleſen hätte, und war ganz verwundert zu hören, daß es mir unbekannt geblieben wäre. Ich forderte das Buch ſogleich bei Perthes; ſeit acht Tagen iſt aber hier ſo viele Störung geweſen, daß ich noch kaum durch die Hälfte bin. Meine Freude an dieſem Menſchen iſt über allen Ausdruck, und es verdrießt mich nur, daß er mir ſo lange verborgen blieb. Wer meinen Brief an Fichte lieſt, und hernach dieſes Buch, könnte

denken, ich hätte daraus geſtohlen, ſogar Einfälle und Gleichniſſe mir zugeignet.

Für Ihre Verwendung für Fichte danke ich Ihnen ſehr und er dankt Ihnen mit mir. Dieſen Winter durch wird er in Berlin bleiben; unterdeſſen ſchreibe ich Ihnen einmal ausführlicher über ihn. Wollte man in den akademiſchen Anſtalten und Einrichtungen, die überall noch ein ungereimtes Gemiſch von Cultur und Barbarei ſind, etwas verbeſſern, ſo wäre wohl kein Mann in Europa, der dabei mit Rath und That beſſer an die Hand gehen könnte und es lieber möchte, als Fichte. Wer ihn bei Zeiten aufnähme, machte einen guten Erwerb. Ueber ſeine Rechtſchaffenheit iſt nur eine Stimme.

An unſeren lieben Hompeſch möchte ich gerne ſchreiben, Worte der Freundſchaft und Dankbarkeit, ſo wie ich ſie für ihn im Herzen habe und an das ſeinige legen möchte. Ich muß mir eheſtens hierüber Genüge thun. Sagen Sie das meinem alten würdigen Freunde, der vor fünf Jahren beim Abſchiede in meinen Armen weinte, wie ich in den ſeinigen. Gern will ich hoffen, was Sie mir ſagen, daß er mit Ihnen wünſche. Wenn Euch wohl mit

einander iſt bei edlen Entſchlüſſen und Thaten, dann gedenket meiner, wie ich mich Eurer freue und Euch ſegne! Ich würde mich der Ruhe, die ich von Euch entfernt genieße, ſchämen, wenn ich nicht ſo äußerſt ſchwächlich und kränklich wäre. So aber verdiene ich nur Mitleiden und kann mir selbſt in meinem Innern ein gutes Zeugniß geben. Ich bin wirklich ſehr alt geworden in den verfloſſenen fünf Jahren, habe in jeder Betrachtung abgenommen, und darf es meinen Freunden nicht verſchweigen.

Der Verfaſſer des Précis militaire, der General Dumas, (ich darf ihn jetzt wohl nennen) iſt Ihnen unendlich dankbar für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben, ihm einen Correſpondenten in der Armee des Erzherzogs zu verſchaffen. Noch hat ſich niemand dazu gemeldet. Dumas hat in den zwei Jahren, die er hier im Lande zugebracht hat, zum Bewundern gut Deutſch gelernt. Seinen Freund, den berühmten Portalis, habe ich bei Reventlow untergebracht, wo er noch mit ſeinem älteſten Sohne unter dem Namen Darſilmont lebt. Ein dritter Deportirter hat ſich neben mir in Eutin niedergelaſſen: Quatremere de

Quincy, hier Quartini genannt, und ein Italiener, dem ich den Beinamen Sans quartier gegeben; auch ein höchſt merkwürdiger und durch und durch guter Mann. — —

---

280. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Weimar den 22ſten Dec. 1792.

Theuerſter! Ich habe die Wiſſenſchaftslehre nun geleſen; das Product meiner Ergrimmung liegt hier bei; ſey Richter der Vorausſetzungen oder Mißverſtändniſſe.

Je weiter und tiefer ich wieder mit den philoſophiſchen Landſtreichern in ihre Minotaurus-Höhle hineingerathe, und es merke, wie aus ihrem Ariadnens-Faden nur etwas zum Stranguliren zu ſtricken iſt, deſto mehr haſſe ich das lahme, öde, genieloſe Volk. Du kannſt es nicht verantworten, Heinrich, wenn Du — da Dein Triumphbogen mit ſeinen Füßen in zwei Welten ſteht, — dieſe Stellung nicht mehr benutzeſt, und nicht Deine Lampe daran anzündeſt, zu Deiner Ehre und zu fremder Erleuchtung. Dein ganzer Decalogus heißt bloß: Schreibe!

Dein Brief an Fichte gefällt allen kräftigen Köpfen in den beiden feindlichen Lagern. Fichte antwortet Dir öffentlich, und ich wollte ſchwören, er bringt ſein altes Wünſchhütlein wieder in ſeinem Kopf, nämlich die Frage, womit er die Realität des NichtIchs zerſetzt: wo denn anders jenes Wahre und das Streben darnach ſey, als wieder im Fragenden? —

Herder, der jetzt Kant's Urtheilskraft kritiſirt, wo er mehr Spielraum für ſeine Kräfte hat, möchte wiſſen, was Gerſtenberg von meinen Sachen hält; für dieſen, meint er, wären ſie.

---

281. An Jean Paul Friedrich Richter.

Eutin den 11ten Jän. 1800.

Wie fange ich an, Lieber! um Dich genug zu loben und zu preiſen, wegen Deines Clavis? Denke Dir meinen Beifall im vollſten Maße; Du haſt ihn erworben und verdient. Ich kann es nicht erwarten, dieſen Aufſatz gedruckt zu ſehen. —

Einen der beſten Beweiſe, daß Du Fichte ſtudirt und wohl begriffen haſt, giebſt Du im

Chriſ. Blatt §. 9. Mit dem Vorwurfe des Idealismus, den Du hier den Influxioniſten machſt, habe ich noch jedes mal diejenigen, die über Fichte lachten, ohne ihn zu verſtehen, ſtutzig gemacht und zum Schweigen gebracht. Die Art, wie Du, im Abſchnitte von der VielIcherei, der Hülfe aus der Moralphiloſophie begegneſt, und dem Erfinder den alten grauen Schneeklumpen des Realismus wieder vor die Thüre bringſt, iſt vortrefflich. Nur mit dem letzten, dem Adelgundens-Blatt, bin ich nicht zufrieden. Es iſt zu viel bloßer Spaß beigemiſcht, und es contraſtirt ſeltſam mit allen vorhergehenden durch etwas gedrechſeltes, bloß zuſammengeſtelltes. Alſo mache ein anderes an die Stelle. Ich kann nichts weniger leiden, als wenn ein Werk nicht gut ausgeht.

Auf Deine Frage über Gerſtenberg: es mögen drittehalb Jahre ſeyn, daß ich ihm erzählte, Kant liebe und lobe Deine Schriften ſehr, empfehle ſie bei jeder Gelegenheit, und ihn dadurch heftig reizte, ſie zu leſen. Sogleich machte er ſich daran und verſchlang ſie alle in 14 Tagen. Er lobte dich gewaltig, und ich glaube, es war ihm Ernſt. Daß

er Dich aber recht lieb gewonnen habe, glaube ich nicht. Er iſt ein ganz ſpeculativer Kopf ſeit einigen Jahren, und ein Stockkantianer, wie ich nur noch einen, den Geh. Juſtizrath Treede, kenne.

---

282. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Münſter den 20ſten Mai 1800.

Nein, es ſoll kein ganzer Monat hingehen, ehe ich Dir ein Lebenszeichen gebe, beſter Jacobi! Es iſt uns bisher ſehr wohl gegangen. Die Gallitzin hat ſeit 3 Jahren ſehr gealtert und an Geſundheit abgenommen, an Geiſt und Herz, wie natürlich, zugenommen. Sie läßt Dir ſehr viel Liebes und Schönes ſagen. Fürſtenberg hat ſich eher verjüngt. Er freute ſich ſehr Deines Grußes und ſprach von Dir, wie ſich's geziemt.

Geſtern erhielt ich einen Brief von dem alten Portalis, worin folgendes: Comment se porte notre philosophe Jacobi? Quelquefois on voudrait voir marcher la philosophie sans les philosophes; quant à lui, je voudrais voir marcher le philosophe sans la philosophie.

Welch ein Frühling! So ſchön ſah ich, den in Italien abgerechnet, keinen. Ich erquicke mich auch in Deiner Seele an dieſen wahren Sommerlüften, welche Dir gewiß wohl thun. Grüße herzlich Voß und Erneſtine; auch ihretwegen freue ich mich dieſes ſchönen, milden Frühlings. Gott ſey mit Euch! Ich umarme Dich von ganzem Herzen und von ganzer Seele.

---

283. Von Heinrich Schenk.

München den 21ſten Dec. 1800.

Endlich komme ich zum Vollzuge eines Vorhabens, welches ſeit langer Zeit zu den Dingen gehört, die mit jedem Tage von mir bewerkſtelligt werden ſollten und dennoch unterlaſſen worden ſind. Ich darf nicht auf das Datum meines letzten Briefes an Sie zurückſehen. Es genügt mir nicht, daß ich mein Stillſchweigen rechtfertigen kann. Vielmehr iſt gerade dieß das Traurige meiner jetzigen Lage, daß ſie es mir unmöglich macht, mit mehr Sorgfalt eine Verbindung zu unterhalten, die ſo viele Jahre lang der Stolz und das Glück

meines Lebens war, und worauf ich bis an deſſen Ende den höchſten Werth zu ſetzen nicht aufhören werde.

F. wird Ihnen ſchon geſchrieben haben, in welchem Strudel der Geſchäfte ich dieſes ganze Jahr hindurch verſchlungen geweſen bin. Ein beſonderes Commiſſariat folgte dem andern; der Kurfürſt ernannte mich bei ſeiner Abreiſe zum Mitgliede der Hof-Commiſſion, die ihn repräſentirt, mit der beſondern Beſtimmung, daß ich das Organ dieſer Commiſſion bei den franzöſiſchen Behörden ſeyn ſollte. Ich hatte einen Theil dieſes Geſchäftskreiſes ſchon im Herzogthum Berg durchwandelt; aber welch ein Unterſchied zwiſchen einem kleinen Lande und Baiern, wohin ſich zum dritten male der Hauptſchauplatz des Krieges zog, wo Eine ungeheure Requiſition auf die andere folgte, unaufhörlich Bedürfniſſe gefordert wurden, die nicht ſchnell genug, oft gar nicht beigeſchafft werden konnten! Es wäre ungerecht, Moreau's billiger Denkungsart und ſeiner Ordnungsliebe das gebührende Lob zu verſagen; aber wenn man ihn und ſeinen ganzen Generalſtab, auch Grenier und Richepanſe mit Achtung nennen darf, ſo giebt es dagegen

Lecourbe's, Ney's und Andere von altgalliſcher Härte, bei denen die billigſten Vorſtellungen nur wenig Eingang finden. Und was kann im Grunde die Billigkeit des menſchenfreundlichſten Feldherrn bei der jetzigen Art der Franzoſen, Krieg zu führen, leiſten? Magazine werden zwar, aber nur zur Nachfuhr für den Nothfall, errichtet. Die erſten und augenblicklichen Bedürfniſſe der Truppen müſſen jedesmal an den Orten, wo ſie anlangen, befriedigt werden, und damit es ja nicht an dem Nöthigen gebreche, wird immer das Uebermäßige gefordert. Dazu kommen die hiedurch begünſtigten und immer noch fortdauernden Betrügereien der Commiſſarien und die Schwelgerei ſo vieler Generale, weil die freie Tafel als ein Theil ihrer Beſoldung betrachtet wird. Moreau ſelbſt hat mir auf eine dringende Klage über verſchiedene Unordnungen mit Achſelzucken geantwortet: Que voulez-vous? Tout ce que je puis ſaire, c'est d'organiser le pillage. Und ſo hat dem von den Franzoſen beſetzten Theile des baieriſchen Kreiſes, vom Einmarſche der Franzoſen an, die Verpflegung dieſer Truppen allein zwanzig Millionen Franken gekoſtet. Rechnen

Sie ſechs Millionen Contribution, die gelie-ferten Kleidungsſtücke und Anderes nebſt der Vorſpann hinzu, ſo erhalten Sie den unge-heuren Betrag von ſechs und dreißig Milli-onen für fünf Monate. Selbſt jetzt, da das franzöſiſche Heer ſich über 40 Stunden weit von uns entfernt hat, läßt der Druck nicht nach. Von der Armee kommen Gefangene und Verwundete, aus dem Innern Rekruten an. Die Adminiſtrationszweige, die in der Ferne für die Armee arbeiten, ſind auch noch hier zurückgeblieben, und ſind ſo erfindungsreich an Forderungen, daß ihre Zuſchriften kein Ende nehmen, immer unter dem löblichen Vorwande, d'assurer les besoins de l'armée. Ich bin unterdeſſen keinen Abend zu Bett gegangen und keinen Morgen aufgeſtanden, als mit dem Nachſinnen über Mittel, dem Drucke abzuhelfen, mit Entwürfen zu Vorſtel-lungen darüber, bald bei dieſer bald bei jener Oberbehörde, mit Planen zur Herſtellung der Ordnung und zur Abwendung des Betrugs.

— Sie haben mich in Ihrem letzten Schreiben nach dem hier herrſchenden Geiſte gefragt; dieß iſt ein Gegenſtand, worüber ich mir vorbehalten muß, Ihnen in ruhigeren

Zeiten ausführlicher zu ſchreiben. Durch den Illuminatismus haben ſich hier unter den Geſchäftsleuten und Landpfarrern weit mehr Kenntniſſe und weit mehr Aufklärung verbreitet, als man unter dieſen Claſſen in unſerem Vaterlande, dem Herzogthume Berg, findet; aber mit der Aufklärung hat ſich, wegen des langen Drucks derſelben unter der vorigen Regierung, eine Abneigung gegen die Religion und gegen die beſtehende Regierungsform, überhaupt eine ſolche Reform-Sucht gepaart, daß die Franzoſen ſelbſt geſtehen, nirgendwo einen ſo leicht entzündbaren Revolutions-Stoff, als in Baiern und in dem Herzogthume Wirtenberg, gefunden zu haben. Der Kurfürſt und ſein Miniſterium können gewiß nicht beſchuldigt werden, daß ſie nicht beſſere Verwaltungs-Grundſätze zu befolgen, Toleranz zu verbreiten, der Geſetzgebung eine vernünftigere Richtung zu geben und Mißbräuche aller Art abzuſchaffen ſuchen. Aber jenen Herren iſt dieß alles nicht genug. Sie möchten gern ſämmtliche Klöſter aufgehoben, Religions-Gebräuche abgeſchafft, die Zehnten verworfen, ein ganz gleiches Abgaben-Syſtem, ohne alle Rückſicht auf erworbene Rechte, eingeführt, und

ſelbſt die Landes-Verfaſſung zur Beſchränkung des Adels, der Geiſtlichkeit und des Fürſten verbeſſert ſehen. Dieſe übertriebenen und leidenſchaftlichen Forderungen erregen den Widerſtand der Gegenparthei und machen ſie gegen jede auch noch ſo weiſe Verbeſſerungen mißtrauiſch, weil ſie fürchtet, es möchte dadurch der Weg zu den verhaßten Reformen gebahnt werden. Beide Partheien rufen laut um einen Landtag, der ſeit 120 Jahren in Baiern nicht mehr verſammelt war, betrachten die Vollmachten der landſchaftlichen Verordnung als erloſchen, und wollen aus ganz verſchiedenen Rückſichten und zu ganz verſchiedenen Zwecken die Macht des Fürſten beſchränkt wiſſen. Die landſchaftliche Verordnung ſelbſt iſt auf ihre Seite getreten. Es wird ſchwer fallen, den Landtag zurückzuhalten, beſonders da nach der Verfaſſung verſchiedene Reformen von allgemein anerkannter Nothwendigkeit ohne ihn nicht vorgenommen werden können. Alles aber kommt darauf an, wem es gelingen wird, ihn zu leiten. Die Obſcuranten ſind nicht zu fürchten, da ſie unter einander viel zu uneinig ſind; die Neuerer hingegen deſto mehr, und dieſe würden das Kind mit dem

Bade ausſchütten. An Muth fehlt es unſerem Kurfürſten nicht, und dem Miniſter Montgelas nicht an Gewandtheit und Entſchloſſenheit; er hat ſogar für ſich, daß er den Geiſt der Zeit genau genug kennt, und ihm, ſo weit es ſeyn kann, gern nachgiebt. Gleichwohl wünſchte ich, daß dieſer Zeitpunct ſchon vorüber wäre, der zwar keine Folgen, wie in Frankreich, nach ſich ziehen wird, aber dennoch einen wichtigen und vielleicht ſchädlichen Einfluß auf unſer Regierungs-Syſtem haben kann.

Unſer alter Hompeſch iſt im verfloſſenen Sommer geſtorben, als ich eben nach Augsburg in Kriegs-Angelegenheiten verſendet war. Er iſt Ihnen bis an ſein Ende mit ſeiner Achtung und Freundſchaft treu geblieben und hat Sie oft hieher gewünſcht. Sein Tod iſt mir nahe gegangen. Bei allen ſeinen Fehlern und Schwächen hatte er entſchieden große Geſchäfts-Fähigkeiten und mehr Herzlichkeit und Güte, als gemeiniglich einem grau gewordenen Miniſter übrig bleibt. Meine äußere Lage iſt übrigens durch ſeinen Tod in nichts geändert worden. Ich beſitze das Vertrauen des Kurfürſten und die Achtung der Miniſter, ſelbſt

des Präſidenten Grafen von Törring, dieſes hartnäckigen Antagoniſten des alten Hompeſch. Ich bin alſo in einer Lage geblieben, worin ich meiner Liebe und Freundſchaft zu Ihnen Erfolg verſprechen kann. Ihnen gebührt Ihr Gehalt wegen Ihrer ehemaligen wichtigen und nützlichen Dienſte; hat doch der Kurfürſt auch dem Rumford das ſeinige gelaſſen, obgleich er in England iſt. —

---

284. An Sophie von La Roche.

Eutin den 11ten Mai 1801.

Ihr freundſchaftlicher Brief, meine theuerſte, ewig geliebte und verehrte Sophie, hat mich tief in der Seele gerührt. Dreißig verfloſſene Jahre ſtellten ſich vor mich, und ich ſegnete noch einmal den ſchon ſo oft von mir geſegneten, unvergeßlichen Tag, an welchem ich Sie kennen lernte; an welchem mir durch Sie ein Geſicht wurde, wie ich zuvor noch keines in dieſer Klarheit hatte, von dem was die wahre Liebe, die unſichtbare, unvergänglich und den Geiſt in ſich gewiß macht — durch einen andern Geiſt. Jenes Geſichtes wegen konnte meine Freundſchaft zu Ihnen nie erlöſchen; Sie blieben mir heilig; Ihr

Haus blieb es mir. Vieles andere kam mir noch von Ihnen, das in meinem Herzen wohl gedeihte und noch bis auf dieſe Stunde Früchte trägt. Darum, wie das Gute in mir wohnt, ſo wohnt auch Ihr Andenken in mir, und wie jenes ſich in mir erhält, ſo wird auch dieſes ſich in mir erhalten.

Mit dem innigſten Danke habe ich die zarte Sorgfalt empfunden, die Ihnen das Anerbieten eingab, mir meine und Betty's Briefe in eigene Verwahrung zu geben. Es iſt eine der größten Bekümmerniſſe meines Lebens, daß ſo viele vertrauliche, ſorglos hingeſchriebene Briefe von mir in der Welt zerſtreut ſind, wovon Eitelkeit und Gewinnſucht früher oder ſpäter, wahrſcheinlich einen Theil wenigſtens, gemein machen werden. Sie vermindern dieſen Kummer, beſte Sophie, ſo viel an Ihnen iſt, und ich möchte Ihnen ſagen können, in welchem hohen Grade Sie mich dadurch verbinden.

Warum aber, liebſte Sophie, geben Sie ſo leicht die Hoffnung unſeres Wiederſehens auf? Ich gebe ſie um ſo weniger auf, da ich ſchon Ende Auguſts Ihnen um vieles näher ſeyn werde, nämlich bei meinem Sohne Georg

in Pempelfort; im October zu Aachen. Von Aachen denke ich im November eine Reiſe nach Paris zu machen, und Ende Jänners wieder dort zu ſeyn. Bis zum Mai werde ich dann noch unter meinen Kindern bleiben; hierauf in der ſchönſten Jahreszeit meine Rückreiſe nach Holſtein antreten. Kann ich, ſo lenke ich dieſe Rückreiſe dann über Frankfurt, und ſage Ihnen, gegenwärtig, mehr als tauſend Briefe ſagen können.

---

285. An Friedrich Perthes in Hamburg.

Aachen den 25ſten März 1802.

Vorigen Sonnabend, mein lieber Perthes, habe ich Ihr ſehnlich erwartetes Bücher-Paket erhalten. Ahndungsvoll ergriff ich zuerſt den Kynoſarg und ſchlug nach Anſicht des Inhalts-Verzeichniſſes, mit Zuverſicht den Frömmling auf; fand mich aber in meinen Erwartungen ſehr betrogen; denn, wahrlich, es verdroß mich dieſe Albernheit auch nicht ein wenig. Nachdem ich die andern fünf Sonette geleſen und an den drei erſten in ihrer Totalität mich ergötzt hatte, ließ ich mir auch

die Einleitung vorleſen und hatte nun für dießmal des Hln. Bernhardi genug. Dieſe Leute miteinander ſind viel zu offenherzig; lügen mögen ſie wohl, aber ſie verſtehen nicht zu betrügen, und ohne dieſes kommt man mit jenem nicht weit.

Zu Anfang Februars ſchrieb mir ein entfernter Freund: „Die neue Schule ſcheint an „Ihre Philoſophie mit eben ſo viel Ingrimm „zu denken, als ſie mit einer gewiſſen Scheu „ihr mit guter Manier aus dem Wege geht.“ Dieſer Ingrimm wird ſich aber allmählich Luft machen, und wenn dieſe Leute einmal jene Scheu überwunden haben, ſo werden ſie auf mich gewaltiger, als auf keinen andern, ſchimpfen. Ihre Antipathie gegen mich iſt nicht in ihrem eigenthümlichen Syſtem, ſondern im philoſophiſchen Syſtematismus überhaupt, ja im Geſammt-Geiſte des Jahrhunderts gegründet. Ich habe dieſe Antipathie, die allgemeine, mit gutmüthiger Schalkheit aus Menſchen, die mich nicht nur perſönlich achteten und liebten, ſondern auch an meinen Schriften Gefallen hatten, mir oft hervorgelockt, und ſie mir dergeſtalt vor Augen ſtellen laſſen, daß ich ſie gemächlich beobachten, zer-

gliedern, vollkommen begreifen, und (nach einer Formel Bardili's) „nach zernichteter Materiatur in mein Denken als Denken aufnehmen" konnte. Was man betrachten kann, das ſcheut man nicht mehr, und das Verſtehen nimmt minder oder mehr jedem Aergerniß ſeinen Stachel. Ich bin neugierig zu erfahren, ob ich über etwas dieſer Art noch einmal werde böſe werden können. Wirklich iſt mir oft die Sorge angekommen, ob nicht meine Galle alle Flüſſigkeit verloren hätte; von dieſer Furcht aber hat mich nun Paris geheilt.

Den 27ſten.

Dieſer Brief konnte vorgeſtern nicht fertig werden. Unterdeſſen habe ich Zeit gewonnen, in Kynoſarges die Abhandlung über Wiſſenſchaft und Kunſt zu leſen. Sie giebt den Commentar zu den vorſtehenden drei Sonetten: Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, und hat mich über alle Maßen ergötzt. Dieſe Leute, ich muß es noch einmal ſagen, ſind allzu offenherzig. Der Bombaſt, womit die Sache angethan wird, kann ſie eben ſo wenig verbergen als verherrlichen. Dieß aber iſt die Sache: weil das Univerſum durch den Verſtand vor dem Verſtande in Rauch

aufgeht, ſo ſollen wir das Wahre, dieſen Rauch, der nun unſer iſt, geſtalten zum edlen Zeitvertreibe, für den göttlichen, nur ſpielenden Geiſt; wir ſollen, wenn die Philoſophie alles aufgerieben hat durch Wiſſenſchaft und Erkenntniß, dieß alles durch Poeſie ſchöner und beſſer wiederherzuſtellen wiſſen, und anſtatt der wahren Realität, die eine Thorheit, uns eine ideale, die eine Weisheit iſt, mit Freuden gefallen laſſen; zuletzt aber, da es nicht anders ſeyn kann, (nach jenem Rathe Leſſing's bei einer andern Gelegenheit) nur ein Herz faſſen und luſtig zum Teufel fahren. In dieſer Courage beſteht die Freyheit, die eigentliche, wahre Menſchheit; ſie iſt die Religion und wahre Seligkeit.

---

286. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 22ſten Jun. 1802.

— — Unſer Freund Hompeſch, der jetzt bei Ihnen ſeyn muß, wird Ihnen, ehe Sie dieſes leſen, ſchon erzählt haben, was ich, in Uebereinſtimmung mit ihm, wünſche. Hompeſch

wollte nicht, daß ich förmlich außer Dienſt treten, ſondern nur einen verlängerten Urlaub wegen meiner zerrütteten Geſundheit erhalten ſollte. Sein herzlicher Wunſch, die Hoffnung meiner Rückkehr in das Vaterland zu behalten, den er mir wiederholt mit Lebhaftigkeit und Wärme ausdrückte, und das Zureden ſo vieler anderer Menſchen aus verſchiedenen Ständen, die mich aufſuchten oder gelegentlich ſprachen, rührte mich nicht allein tief, ſondern erweckte auch in mir die lebhafte Begierde, daß mir dieſe Thüre offen bleiben möchte. Ich kann mir Fälle denken, die mir den Aufenthalt in Eutin unerträglich machen würden. Ja, ich muß es geſtehen, wenn ich wieder in den Beſitz von Pempelfort hätte treten können und weniger Furcht und Abſcheu gehabt hätte vor dem Nachbar jenſeits des Rheins, ich wäre wohl nicht hieher zurückgekehrt. Hart, ſehr hart fiel mir das Scheiden von dem Orte, von dem Lande, von den Menſchen, die mir ſo viel Wohlwollen, ſo große Achtung, ſo ungemeines Zutrauen bewieſen hatten. Ich erkannte, wie wohlthätig meine Nähe für meine Kinder ſeyn würde. Ich riß mich nur los, weil ich mußte.

287. An Jean Paul Friedrich Richter.

Eutin den 31ſten Jul. 1802.

Ich will an Dich ſchreiben mit Gewalt, lieber Friedrich, weil ich es nicht ertrage, Dir länger meinen Dank für die Freude zu verſchweigen, die mir ſchon im vorigen Jahre Dein zweiter Titans-Theil, und für die noch viel größere, die mir der dritte jetzt verurſacht hat. Es iſt mir eine ganz neue Bewunderung für Dich entſtanden, und ich weiß es Dir nicht zu ſagen, wie ich vor Dir ſtehe, Dich anſchaue und betrachte. Ungeduldig eilte ich zum Ende des dritten Theiles, um beim erſten wieder anzufangen. Mit Entzücken las ich ihn durch, und begriff nicht, wie er mir vor zwei Jahren ſo ganz anders vorgekommen war. Jetzt bin ich an der Wiederholung des zweiten, über den ich mir Gott Lob nichts vorzuwerfen habe; denn ich ließ ihm auch beim erſten Leſen Gerechtigkeit widerfahren; doch gewährt auch er mir jetzt noch mehr und noch größeren Genuß, als damals. Aber oft bin ich erſchrocken, und es blieb mir eine peinliche Sorge darüber, daß Du ſchon ſo vieles weißt von dem was das Herz austrocknet und die

Seele tödtet. Woher wirſt Du Speiſe nehmen in der Wüſte, wie unter die Erde kommen mit Ehren? In dem erhaben fürchterlichen Briefe Roquairol's ſteht: „Glaubſt Du, daß die Romanen- und Tragödien-Schreiber, nämlich die Genies darunter, die alles, Gottheit und Menſchheit, tauſendmal durch — und nachgeäfft haben, anders ſind als ich?“ Und die andere Frage, dort an der Stelle: „Iſt das Schwarze weniger optiſch, als das Bunte?“ Freund, Bruder, auch ich hätte dieſen Brief Roquairol's dichten können; ich habe es im Allwill, im Woldemar bewieſen; aber was mich bei dieſem Wiſſen und Können es überſteigen ließ, einer höheren Wahrheit jene mir unterwarf, alle Dichtung einem tieferen Ernſt, der, wie Joh. Müller ſagt, Unſterbliches bereitet — wie heißt in Dir dieſe Wahrheit, und worauf geht unverwandt Dein Ernſt? Darüber ſinne ich und forſche, und ſchwer wird mir, wegen Deiner Mannigfaltigkeit und ihrer Art, das Finden.

Erfreuliches von Dir und Deiner Gattin erfuhr ich in dieſen Tagen durch einen Grafen von Schlaberndorf, deſſen zwei ältere Brüder ich ſeit vielen Jahren kenne. Sollte durch

einen ähnlichen Zufall Kunde von mir zu Dir gekommen ſeyn, ſo kann ſie Dich wohl nicht erfreut haben; denn mein Zuſtand, anſtatt ſich auf der Reiſe zu beſſern, hat ſich nur verſchlimmert, und das Leben, das ich führe, verdient nicht mehr den Namen. Ich brauche Kräuterbäder und andere äußerliche Mittel, und es giebt Stunden, worin ich denke, es könnte noch wohl einige Beſſerung kommen. Wie meine Erwartungen in dieſer Abſicht, ſo ſchränke ich auch meine Wünſche immer mehr ein, und da überraſcht mich denn vielleicht das Ende, ehe all meine Heiterkeit dahin iſt.

Das Wiederleſen Deines erſten Titantheiles hat mich an etwas erinnert, worüber ich Dir ſchon vor zwei Jahren ſchreiben wollte. S. 31. ſteht: „ein Hofmann und das Buch des Erreurs et de la vérité nennen den Jeſuiten-General Gott.“ Ich fuhr auf, da ich dieſes las, weil ich jedesmal, wenn ich ein Beiſpiel über alle Beiſpiele geben will, was für unbegreifliche Abſurditäten ein menſchlicher Kopf ausheckẽn und anderen beibringen kann, den Bodeſchen Schlüſſel zu dem Buche des Erreurs et de la Vérité anführe. Ich habe dieſes Buch vor vielen Jahren, genöthigt durch

mancherlei Aufforderungen, mit Mühe einmal durchgeleſen, und ſeitdem nicht wieder angeſehen; aber der Eindruck iſt mir geblieben, daß ich mir nichts denken kann, wogegen meine Vernunft und mein Gefühl ſich lebhafter empörten, als die von Bode und Nicolai darüber geäußerte Meinung. Ich habe nun den Verfaſſer, Saint-Martin, in Paris kennen gelernt. Die Capitel über die Freiheit in ſeinem Buche sur les rapports, qu'il y a entre Dieu, l'homme et l'univers, ſein Brief über die franzöſiſche Revolution, ſein Eclair, ſein Ecce homo, und der Eingang zu ſeinem Werke de l'esprit des choses, hatten mir ihn als Menſchen und Schriftſteller merkwürdig gemacht. Da er ſehr eingezogen, von allen Pariſer Gelehrten, Theologen, Schöngeiſtern und Weltleuten verachtet lebt, und ich ihn nicht geradezu in ſeiner, auch nicht einmal leicht zu erforſchenden, Wohnung aufſuchen wollte, ſo gelang es mir nur wenige Wochen vor meiner Abreiſe, mich ihm zu nähern. Nachher habe ich ihn in allem viermal und jedes mal einige Stunden hinter einander geſprochen. Er hält Stand in philoſophiſchen Unterſuchungen, wie wenige, iſt immer heiter und voll Witz und

Laune. Beim Abſchiede ſagte er zu mir: Tout le monde vous avait dit, que j'étais un fou; vous avez vu, que du moins je suis un fou heureux; j'ai cette insolence. Je pense d'ailleurs que, s'il y a des fous à lier, il y en a aussi à délier, et je m'estime au nombre des derniers. Er iſt gerade in meinem Alter und hat erſt vor ungefähr zehn Jahren angefangen, deutſch zu lernen, bloß um den Jacob Böhme leſen zu können, den er nun ins Franzöſiſche überſetzt und für den Adler unter den Philoſophen hält. Daß die Martiniſtiſche Schule oder Secte nicht von dieſem St. Martin, ſondern von einem gewiſſen Martinez Pasquali ihren Namen hat, wird Dir bekannt ſeyn. Er ſpielt unter ihnen ungefähr die Rolle, die Mendelsſohn unter den Juden ſpielte; beide Verhältniſſe gleichen ſich durchaus.

---

288. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Meiningen den 3ten Aug. 1802.

Heinrich! die Freude ausgenommen, welche mir im October meine Frau auf ihren Armen, und an, nicht mehr unter ihrem Herzen entge-

gentragen wird, weiß ich keine größere in dieſem Jahre als die, daß ich Deinen Brief gefunden. Aber wo ſoll ich die Rede anheben? Was habe ich Dir ſeit einem Jahre nicht innerlich geſagt, aber nicht äußerlich! Ich bekenne geradezu meinen vorigen Argwohn, daß irgend ein Buch von mir Dich etwa von mir geriſſen — und doch war ich jeden Monat daran, Dich zu fragen, und am meiſten, nach der Leſung Deines Meta-Kant *), den ich im Tiefſinne an, und in der Athletiſchen Diction, in der Demoſtheniſchen Kette und Gewalt, über den Spinoza ſetze. Es iſt das jüngſte Gericht über die Critik, wie über Fichte, wo ſich die Sache mit Feuer endigt. Du haſt ſogar einen neuen, herrlicheren Bilder- — und Perioden-Styl darin. Warum nicht ſchon hundert Widerlegungen dagegen da ſind, könnte ich mir nicht erklären, wenn ich es nicht darin ſuchen müßte, daß ſchon Eine unmöglich iſt. Aber der rechte Grund iſt, Schreiber und Käufer ſind jetzt der öffentlichen Verhandlungen müde — jeder bekehrt ſich im Stillen — alles iſt ſchon kritiſche Nachwelt. Man kann es ſelbſt erleben, daß man für die-

*) Jacobi's Werke Bd. III. S. 61.

ſelben Sätze eine Mit- — und ſpäter eine Nachwelt iſt, welche letztere eine eigene Unterſuchung ihres Anfangs und Werths verdient. — Deine Abhandlung über den Atheismus *) gehört unter die ſäculariſchen, welche geben oder geſetzt zeigen, ſtatt zu ſetzen. Zumal Deine reichen Worte über den Inſtinct, in dem eigentlich das dynamiſche Räthſel der Welt liegt.

Dein Unmuth über den erſten Titan hatte wahren Grund; in Hof ſchon entwarf ich ihn und mengte zwei ſich widrige Zeiten und Manieren zuſammen. In ihm darf durchaus nichts fixleiniſch ſeyn. Roquairol, dieſes Zeitkind, die hohle runde Nulle an der Einheit des Säculums, mußte Dich im erſten Bande, wo er noch fürs Gute zweideutig erſchien, auf meine Koſten erzürnen; ſein Ende wird mich an ihm rächen. Jetzt bin ich durch Weimar und mein Studium ganz über die Gränzen und Forderungen der Poeſie im Klaren, wie Du aus den zwei letzten Bänden des Titans zu Oſtern ſehen wirſt.

Auf Deine Frage: was denn mein Ernſt hinter der Dichtung iſt? antworte ich: Dei-

*) Jacobi's Werke Bd. III. S. 197.

ner. Die Stelle im Allwill, wo Du von poe⸗
tiſcher Aufloͤſung in lauter unmoraliſche Atonie
(Geſetzes⸗Feindſchaft) durch lauter Reflexion
ſprichſt, gab mir die erſte Idee des Titans;
Du konnteſt nicht nur einen Roquairol dichten,
ſondern haſt es ſchon gethan. Mein Ernſt iſt
das uͤberirdiſche bedeckte Reich, das ſogar der
hieſigen Nichtigkeit ſich noch unterbaut, das
Reich der Gottheit, der Unſterblichkeit und der
Kraft. Ohne das giebt es in der Lebens⸗
Oede nur Seufzer und Tod. Mein ganzes
Leben zog darauf zu, nie ließ ich es, ſogar im
fruͤheren Skepticism; und noch haͤlt es mich,
da mir das Leben taͤglich mehr verſchimmelt,
weil es mir gegeben, was es hatte, Alles.
Nur goͤnne ich der Dichtkunſt eine groͤßere
Freiheit, als vorhin; (ſonſt wird ſie ein Her⸗
mes, in Breslau). Die ſittliche Schoͤnheit
muß im Dichten nur die ausuͤbende Ge⸗
walt, die Schoͤnheit die geſetzgebende haben.
Meine zweite Veraͤnderung iſt, daß ich jetzt
weniger auf Menſchenliebe, als auf Kraft und
Selbſtachtung dringe, auch in mir. Doch, ich
ſchade mir durch ſolche Aphorismen, die im⸗
mer ein Buch erfordern.

Wenn Du im Kynoſarges Bernhardi's

Sonnet gegen Dich geleſen, wo die höchſte Ungerechtigkeit zugleich die höchſte Dummheit iſt, ſo ſage ich Dir, da ich ihn oft in Berlin bei mir gehabt, daß er, wie die ganze Claſſe, es nicht ſehr böſe meint, und daß er, der über Dich und Fichte redet, weder dieſen, noch Deinen Spinoza geleſen hat. Wie eine widerlegte Frau, brachte er mir die Meinungen, die ich ihm heute todt gemacht, morgen lebendig wieder. Die Einſeitigkeit trägt jetzt die Fahne der Literatur. Bei Gott, ich folge nie dieſer Fahne, und möchte ſie lieber zerreißen und verbrennen.

Habe Dank für Deine Belehrung über den St. Martin; ich widerrufe ſehr gern. Leider habe ich von ihm nichts geleſen, als Asmus Vorrede, und hatte unſchuldig den dummen Bode — Nicolai unter meinen Excerpten. Ueber Schiller's Jungfrau? Sie iſt ſein Beſtes, ſeine heil. Jungfrau; aber in der Geſchichte ſelber iſt ſie doch größer. Gegen Schiller, den deutſchen Young, habe ich viel; gegen dieſen brittiſchen Proſa — Glanz.

Lebe wohl, mein Geliebter! Du kommſt nie aus meiner Seele: Deine Lehren und meine Hoffnungen ſind die Wurzeln, womit

Du mein Herz faſſeſt. Hätt' ich Dich einmal geſehen, dann könnt' ichs leiden, daß ich oder Du ſtürben. Einmal an Deiner Bruſt zu ſeyn, ſo viel tauſend Worte zu hören! Das iſt mein Wunſch und Glück.

---

289. Von Heinrich Schenk.

München den 27ſten Aug. 1802.

Ihren Brief, theuerſter, verehrungswürdigſter Mann, kann ich heute nicht beantworten. Ich melde Ihnen nur, daß die Organiſation des Herzogthums Berg vollendet und Ihnen eine lebenslängliche Penſion von 500 Rthlr. mit der Erlaubniß bewilligt worden iſt, ſie auch im Auslande zu verzehren. Der letzte Punct hat die meiſten Schwierigkeiten erregt, weil er dem angenommenen Syſtem zuwiderläuft. Nun erfolgte aber das Concluſum: „daß Ihnen in Rückſicht Ihrer 30jährigen Dienſtzeit und Ihrer zuvor mit vorzüglicher Auszeichnung zum anſehnlichen Vortheil des Aerars, beſonders bei dem Rheinzolle, geleiſteten Dienſte, Ihr Geſuch bewilligt ſeyn ſoll, auch im Auslande Ihre Penſion fortzubeziehen.“ —

---

290. Von Heinrich Schenk.

München den 15ten Septbr. 1802.

— — Ich habe Ihnen von einer Unterredung Rechenſchaft zu geben, die ich heute über Sie mit unſerem guten, biedern Kurfürſten gehabt. Er fragte mich, ob denn wirklich Ihre Geſundheit ſo zerrüttet, und das Uebel Ihrer Augen ſo groß wäre, daß Sie Ihre Dienſte in ſeinen Staaten nicht fortzuſetzen vermöchten? Er fügte hinzu, daß er Ihren Verluſt als ſehr wichtig betrachtete; und nun erfuhr ich, daß die Kurfürſtin das Taſchenbuch Ihrers Bruders vom vorigen Jahre geleſen, und ihn auf Ihren Aufſatz in demſelben aufmerkſam gemacht hatte. Ich benutzte dieſe Veranlaſſung, ihm zu ſagen, was Sie von Seiten des Geiſtes und des Herzens ſind, was ich Ihnen zu verdanken habe, und für welche Wohlthat der Vorſehung ich es halten würde, in meiner jetzigen Lage einen Mann, wie Sie, in der Nähe zu haben, durch deſſen Geiſt ſich der meinige ſtärken, an deſſen Herzen ſich das meinige erwärmen und Nahrung für jedes beſſere und ſchönere Gefühl finden könnte. Die Rührung, womit ich dieſes ſagte,

ergriff den guten Fürſten. Er wiederholte mir, daß er Sie ſehr ungern verlöre, und daß ich Sie, wenn Ihre Geſundheit ſich beſſerte, in ſeinen Dienſt zurückzubringen ſuchen ſollte. Ich ſchreibe Ihnen dieſes, geliebteſter und verehrteſter Mann, nicht des Schluſſes der Unterredung wegen, der wohl keine Folgen haben wird, ſondern um Ihnen zu zeigen, daß Sie auch von unſerem edlen Fürſten-Paare gekannt und dieſem nicht gleichgültig ſind. —

---

291. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 27ſten Sept. 1802.

Ehe Sie mir Hoffnung machten, daß mir mein Gehalt würde gelaſſen werden, wäre mir nicht eingefallen, nur die Hälfte, nur ein Drittel deſſelben als Penſion zu fordern; ja ich erwartete nicht einmal, daß man mir, was während meiner Abweſenheit fällig geworden, vergüten würde. Mir begegnet alſo, was über meine Wünſche und weit über mein Hoffen war, und daß ich es Ihnen zu verdanken habe, macht meine Freude vollkommen. Nur

Einen Wunſch habe ich noch, deſſen Erfüllung dem Kurfürſten nichts koſten wird, und den ich Ihnen darum ohne Bedenken vortrage. Durch die neue Organiſation des Herzogthums Berg iſt die ehemals von mir bekleidete Stelle aufgehoben, und mein Titel iſt nur der Schatten eines Schattens. Ich wünſche deßwegen, daß mich der Kurfürſt zu der Würde eines baierſchen Geheimen-Raths erhöbe und mir damit die Befugniß gäbe, auch die Uniform dieſer Stelle zu tragen. Um dieſes letzte iſt es mir eigentlich zu thun. Ich bin oft in dem Falle, gekleidet und mit dem Degen an der Seite erſcheinen zu müſſen, und mag mir dazu keine beſondere Garderobe anſchaffen, die immer, nach ein Paar Jahren, wieder aus der Mode seyn würde. Vor einigen Wochen, da der Erbprinz von Mecklenburg mit ſeiner kaiſerlichen Gemahlin hier war, war ich der einzige am Hofe, der ſchmählich mit einem Gilet über ſeinem Degen und einem Frack erſchien, und wegen erklärten Mangels einer anſtändigen Kleidung ſo erſcheinen durfte. Vor Buonaparte habe ich in dem Ihnen wohl bekannten, nicht über zwanzig Jahre alten, Kleide von Vigogne-Tuch paradirt. Zum Glück

ſchenkte mir Dumas gute Schwiegermutter ſolche prächtige Stahlknöpfe darauf, daß man vor ihrem Glanz das Kleid nicht ſah. Freilich mußte ich ſo viel möglich ſorgen, nicht von hinten, auch nicht von der Seite geſehen zu werden, weil die Taſchen ſo weit unten ſaßen, daß ich bei gerader Stellung mein Sacktuch nicht herauslangen konnte. Eine Uniform würde mich von allem ſolchen Ungemach für den Reſt meines Lebens befreien, mir ein Kleid der Gerechtigkeit geben, unter dem ich überall ein gutes Gewiſſen hätte. Wenn unſer guter Kurfürſt wirklich Achtung für mich hat, ſo däucht mir, es müßte ihm gefallen, daß ich ungern ganz von ihm entlaſſen ſeyn will, daß ich auch im fremden Lande ihm noch anzugehören und das Zeichen ſeiner fortdauernden Anſprüche an mich zur Schau zu tragen wünſche. Sagen Sie ihm, es würde mir weh thun, wenn er mich frei gäbe und nicht ſeine Anſprüche auf mich behalten, ein bleibendes Zeichen davon mir aufdrücken wollte.

— Sagen Sie mir doch, wie es möglich war, daß * * in * * angeſtellt wurde, ich bin darüber in Kiel und hier auf die peinlichſte Weiſe zur Rede geſtellt worden. —

292. Von Heinrich Schenk.

München den 6ten Nov. 1802.

Drei Tage nach dem Empfange Ihres Brie-ſes kam ich zum Kurfürſten, unterrichtete ihn von Ihrem Wunſche, und las ihm die darauf Bezug habende Stelle Ihres Briefes vor. Ihre Verlegenheit vor Bonaparte mit ihrem anterevolutionären Parade-Kleide machte ihn lächeln. Er trug mir auf, alles einzuleiten, was zur Erfüllung Ihres Wunſches führte. Es mußte Vortrag im Staatsrathe erſtattet werden; alles ging gut bis es zur Uniform kam. Die Geheimen Räthe haben, als ſolche, keine eigene Uniform, ſondern tragen die ihrer ſonſtigen Stelle, als Geſandten, Vi-ce-Kanzler, Directoren ꝛc. Sie haben keine ſolche Stelle, die Uniform trug, gehabt. Aus einer Kleinigkeit wurde daher eine Sache von Wichtigkeit. Der Miniſter fand endlich den Ausweg, daß Sie die Uniform eines Direc-tors der bergiſchen Landes-Direction tragen ſollten. Dieſe Directoren-Uniform iſt im Grunde keine andere, als die Uniform der Ge-heimen Referendäre, Vice-Kanzler und ſelbſt der Regierungs-Kanzler; ſie folgt unmittel-

bar auf die Uniform der Präſidenten; in der Sache ſelbſt alſo kam der Vorſchlag des Miniſters mit dem meinigen überein. Ich geſtehe aber, daß ich lieber in das Reſcript geſetzt hätte: „Auch bewilligen Wir ihm die Erlaubniß, die Uniform Unſerer Geheimen Referendäre, als unſerer eigentlichen und wirklichen Geheimen Räthe zu tragen.“ Denken Sie, mein Theuerſter, wegen der Anſtände über eine ſolche Kleinigkeit, nicht ſchlimmer von unſerer Regierung. Sie iſt einer völlig willkührlichen Regierung nachgefolgt und aus Liebe zum Guten in den entgegengeſetzten Fehler verfallen, durchaus und überall nach Principien handeln zu wollen, welches freilich in mehr als einem gegebenen Falle, der ſich unter die Principien nicht ganz geſchmeidig ſubſumiren läßt, faſt ebenſo willkührlich handeln macht.

— Sie wundern ſich über * * Berufung nach * * — Es giebt eine ſehr thätige Parthei in Baiern, die außerordentlich viel auf das Fortſchreiten mit dem Zeitgeiſte hält; und wie kann man ein ſolches Fortſchreiten auffallender beweiſen, als dadurch, das man die alte geſunde Vernunft und den gemeinen Men-

ſchenverſtand weit hinter ſich zurückläßt? Dieſe Parthei hat zwar nicht die Oberhand bei der Regierung; inſonderheit liebt ſie der Kurfürſt nicht, der aus ſeinem ehemaligen Officier-Stande mehr Achtung für den ſchlichten Menſchenverſtand mitgebracht hat, als für die Ultrafortſchritte des Zeitgeiſtes; aber sectenartig weiß ſie oft die rechte Zeit und Stunde abzuwarten, und den guten Willen ſchätzbarer Männer zu mißbrauchen, die berufen ſind, zur Aufklärung in Baiern mitzuwirken, und denen ſie hiezu ſchon manches zweideutige Werkzeug in die Hände geſpielt hat. Was dieſer Parthei einen ſolchen Mißbrauch erleichtert, iſt der ariſtokratiſche und bigotte Unſinn der Gegenparthei. Der ehrliche Mann mag mit dieſen nichts zu ſchaffen haben. Eben ſo wenig will er zwar an die Schwärmereien und Excentricitäten der Zeitgeiſtmänner ſich anſchließen; aber manche ihrer Ideen liegen ſeiner Vernunft viel näher: ſie wiſſen, durch den Zwang der vorigen Regierung zur Heuchelei gewöhnt, ihre rauhe Seite, wenn es ſeyn muß, ſehr gut zu verbergen; und ſo erwerben ſie ſich oft einen Einfluß, bewirken Anſtellungen und Verfügungen, ganz dem Geiſte der Regierung

zuwider, die, wie ich Ihnen aufrichtig verſichern kann, im Grunde nur das Gute will, und ſich ſogar vor dem philoſophiſchen Fanatismus zu hüten ſucht.

---

293. An Eliſe Reimarus zu Hamburg.

Eutin den 21ſten Feb. 1803.

— — Es bleibt dabei, liebe Eliſe, wie ich Hannchen geſchrieben habe, daß ich in der zweiten Märzwoche zu Euch zu kommen hoffe. Es wird gelingen, denn es muß. Sagen Sie mir aufrichtig, ob wir durch unſer Kommen zu dieſer Zeit auch nichts ſtören, und wie früh unſere Sieveking gewöhnlich nach Neumühlen zu ziehen pflegt. Gebe der Himmel nur, wenn ich komme, daß ich Stinchen wieder ganz hergeſtellt finde. Wenn ich von Leuten höre, die mich nahe angehen, daß ſie Krämpfe haben, ſo möchte ich ihnen gleich meine Mittel ſchicken, meine Pulver, meine Tropfen, meine Kräuterbäder und Kräuterküſſen. Der Doctor muß mich nicht auslachen. Daß mir, daß der mit den fürchterlichſten Zufällen be-

hafteten Frau von Dohm, nach Jahren von Leiden geholfen worden iſt, liegt am Tage.

Daß ich Stinchens lieben Brief richtig erhalten habe, wird Perthes hinterbracht haben. Was ſie mir von dem Roman der Frau von Stael, den ſie damals noch nicht zu Ende geleſen, ſchrieb, habe ich unter dem eigenen Leſen ſehr richtig gefunden. Ich erhielt das Buch am Mittwoch vor acht Tagen, und geſtern brachten wirs zu Ende. Die Vorrede iſt vortrefflich: aber die Erwartungen, die ſie von dem Buche erregt, werden nach meinem Urtheile, faſt in nichts erfüllt. Das naturel parfait finde ich nur in den egoiſtiſchen Perſonen der Geſchichte; dieſe ſind meiſterhaft und hie und da mit unnachahmlicher Laune dargeſtellt. Die andern Perſonen ſind da, wo ſie am erhabenſten erſcheinen ſollten, abgeſchmackt, verkehrt, albern, mir unausſtehlich. Leonce iſt mir ein durchaus widerwärtiger Menſch, und ſo oft von ſeinem Caractère imposant Erwähnung geſchah, mußte ich lachen oder mit dem Fuß ſtampfen. Nichts für die Entwickelung der Begebenheiten bedeutendes trägt ſich in dieſem Buche ſo zu, wie es ſich unter wirklichen Menſchen von geſun-

dem Verſtande und wahrem Gefühl zutragen könnte. Einige hors d'oeuvres, wie z. B. die, gleichſam mit dem Fuße hineingeſchleuderte Epiſode von Mr. et Mad[me] de Belmont, mehrere einzelne Briefe, und eine Menge von Bemerkungen und minder oder mehr ausgeführter Gedanken, ſind vortrefflich. Kaum wüßte ich ein Werk, das einen größern Schatz der feinſten, tiefſten, ſcharfſinnigſten und mannigfaltigſten Beobachtungen enthielt. Aber was ich nicht angeſtrichen habe, iſt für mich verloren; denn es noch einmal zu leſen, wäre mir ſchlechterdings unmöglich. Den Roman als Roman hat die Eitelkeit geſchrieben und verdorben; es ſollte ſich darin eine Fruchtbarkeit der Einbildungskraft, und ein Vermögen des Affects und der Leidenſchaft zeigen, wie es noch nie geſehen worden. —

---

294. An Jean Paul Friedrich Richter.

Hamburg den 28ſten April 1803.

— — Ich bin hier ſeit fünf Wochen und wohne bei Reimarus älteſter Tochter, die einen der angeſehenſten hieſigen Kaufleute geheira-

thet hatte, und ſeit vier Jahren Wittwe iſt. Ich kann Dir nichts von dieſem Weibe ſagen, weil Worte nur Allgemeines ausdrücken, und in dieſer Johanna alles Perſönlichkeit iſt. Ein ſinnvolleres, verſtändigeres, thätigeres und ſtilleres, treueres, feſteres und holdſeligeres Weſen iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Ich lebe in ihrem Hauſe wie in meinem eigenen, und ihre ganze Verwandtſchaft und Freundſchaft iſt vollkommen ſo die meine, als die ihre.

Von meinem Befinden kann ich Dir keine erfreuliche Nachricht geben. Es iſt ſeit Ende Februars ſehr ſchlecht geweſen. Im Ganzen iſt jedoch mein Zuſtand viel erträglicher, als er es vor einem Jahre war. Was mich freut, iſt das Vermögen der Heiterkeit, das ich nicht allein behalte, ſondern das ſich mit den zunehmenden Jahren nur noch mehr in mir zu entwickeln und freier zu werden ſcheint. Man ſagt ja auch von den blind gewordenen, daß ſie, einmal an ihr Schickſal gewöhnt, mehr Frohſinn als zuvor beweiſen.

Deinem vierten Titans-Theile ſehe ich mit Sehnſucht entgegen. Im vorigen Sommer las ich zum erſten male die Mumien ganz,

in Einem fort, von Anfang bis zu Ende durch, und ſie haben mir unſägliche Freude gemacht. Der Hesperus hat ohne alle Vergleichung mehr Anſtößiges für mich; er mag daneben des Großen und Herrlichen auch viel mehr haben; aber im Ganzen iſt er dasjenige unter Deinen Werken, worin ich mich am wenigſten mit Dir vertrage; und deßwegen ſcheue ich mich, es wieder vorzunehmen. Das für mich treffliche darin, und deſſen iſt viel, habe ich abgeſondert oft wieder geleſen und werde des Wiederleſens nicht müde werden.

Aus Herders Adraſtea habe ich mir von Zeit zu Zeit etwas vorleſen laſſen, auch ſelbſt hineingeſehen. Es iſt keine Koſt für mich. Herder wird in ſeinen Productionen immer loſer und lockerer, madreporiſcher. Ich vergeſſe, indem ich ihn leſe, eher was ich weiß, als daß ich von ihm etwas lernte; er zerſtreut mich, ohne mich zu erfriſchen. Es muß ein ganz eigenes Unebenmaß in ſeinen Kräften ſeyn, denn was hätte nicht ſonſt aus ihm werden müſſen! Nun gleicht er dem im niederländiſchen Sande ſich verlierenden Rhein.

Lieber! Auch ich hoffe, daß ich Dich ſehen werde, ehe denn ich ſterbe. Jetzt fehlt

es mir an dem zum Reiſen unentbehrlichen Gelde, und wenn meine Einkünfte fortfahren ſollten, in der Proportion abzunehmen, wie ſie es ſeit acht Jahren gethan haben, ſo würde mir am Ende gar noch der Löffel vom Stiele fallen. Vielleicht aber geſchieht das Gegentheil, und dieß iſt ſogar das wahrſcheinlichere; alſo iſt das wahrſcheinlichere auch, daß ich Dich beſuchen werde.

---

295. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Meiningen den 14ten Mai 1803.

— Ueber die Adraſtea bin ich Deiner Meinung ganz. Herder's Tiſchreden ſind viel genialiſcher, weil ſeine Druckreden zu viel politiſche Tendenz und Scheu und Hülle haben. Indeß gehören breite Flügel dazu, ſo viele entlegene Felder zu überſchweben. Und ſeine Leichtigkeit der Geburt und ſeine Fruchtbarkeit gehören doch auch auf die Rechnung ſeiner Kräfte. Herder beſteht aus einem halben Dutzend Genies auf einmal, denen bloß ein alle bindendes beſonnenes Ich fehlt, ohne welches keine Philoſophie und Poeſie ſich vollen-

der. Wie die Weiber, hat er ſein Ich nicht zweimal, ſehend und geſehen; daher fehlt ihm die hohe Freiheit, ein feindſeliges Individuum zu verſtehen und zu benutzen. Völker, deren Individualität immer nur eine Idee ſtatt einer Anſchauung wird, hat er herrlich conſtruirt, wie noch kein Autor; und doch kein Drama, nicht einmal ein leidliches Geſpräch. Letzteres fordert höchſte Gewalt über Menſch und Sache zugleich. Darum iſt Plato ſo dichtend. Dein Dialog im Hume iſt noch nicht genug gelobt worden. Ueber Herder, über ſeinen paſſiv poetiſchen Geiſt, der durch die kleinſte Handlung geht, über ſeinen feinſten Kunſtſinn, über den heiligen, griechiſchen, menſchlichen Zartſinn ſeines obwohl ungeſtümen Herzens — und wieder über ſeine Selbſt-Qual und ſeinen Selbſt-Trug, über den Schattenkampf mit einem Weltlaufe der Zeit, dem er ſelbſt die Schranken geöffnet u. ſ. f. Darüber brauchte man ein Buch für Andere, und für Dich nicht dieſe Seite, weil Du ihn ſelbſt kennſt. Ein anderer könnte mit der Hälfte Seiner Kräfte Wunder thun. Er iſt eine Welt, hat aber keine zweite, worauf er ſtehen könnte, wenn er jene regen will. —

296. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 11ten Jun. 1803.

— — Empfangen Sie zuerſt meinen Dank für die mir ausgewirkte kurfürſtliche Gnade. Der Anblick meines Porträts in Miniatur, das Sie Ihrem jüngſten Briefe beigefügt hatten, hat uns alle ſehr ergötzt. Ich mußte laut lachen, da ich das Blatt aufſchlug und mich bei mir ſelbſt in Galla die Aufwartung machen ſah. Mein erſtes war, mich zu entſchuldigen wegen meiner Schlafmütze und meines Schlafrocks, worin ich mich hatte antreffen laſſen. Mein zweites, der ſehnliche Wunſch, von hier aus nach München erwiedern zu können, nicht in effigie, ſondern in Perſon. Wahrlich, mein liebſter Schenk, es fehlt mir an nichts, als am Gelde, und ich beſuchte Sie noch in dieſem Jahre. Ich habe jetzt kein Verlangen, das lebhafter als dieſes wäre. Nur das verzweifelte Geld iſt zu weit von der Hand.

Mir fällt hiebei eine Anekdote von V. ein. Der Steuermann des Schiffs, auf dem er nach Weſtindien fuhr, ein Däne, kam zu-

weilen herunter in ſeine Kajüte, um ſich mit ihm zu unterhalten. Einmal fand er ihn, daß mehrere von meinen Schriften neben ihm auf dem Tiſche lagen. Der Steuermann fragte, von was dieſe Schriften handelten, und was dieſer Jacobi wäre. V. antwortete, Jacobi wäre ein berühmter großer Philoſoph. Ein Philoſoph? erwiederte der Steuermann nachdenkend; das muß viel Geld verdienen! — Schade, daß es nicht ſo iſt.

---

297. An Dohm.

Eutin den 20ſten Jun. 1803.

— — Ueber Neſſelrode's Tod hat Helene geſchrieben. Du kannſt denken, wie nahe ſein Verluſt mir gegangen iſt. Ein Bild ſeines innern Menſchen zu entwerfen, könnte einigermaßen gelingen, wenn wir drei, Du, Schenk und ich zuſammenträten und unſere Beobachtungen über ihn mit einander verglichen. Er hatte mehr Sinn für das Richtige und Schöne, als für das Wahre und allein in ſich Gute. Seine ganze Denkungsart war bloß verſtändig, ſeine Seele aber wahrhaft ſchön. Ein

edler Menſch blieb er unter allen Geſtalten, und wer, wie wir, in ſeiner unendlichen Liebenswürdigkeit ihn gekannt hat, dem wird das Auge über ſeinem Grabe nie trocken werden.

Ubi saeva indignatio cor ulterius lacerare nequit! ließ Jonathan Swift auf ſeine Gruft ſetzen. Man ſehnt ſich nach dieſem ubi, wenn man erlebt hat, was in unſern Tagen geſchehen iſt, und vorausſieht, was wahrſcheinlich noch wird geſchehen müſſen. — —

---

298. An Klinger.

Eutin den 29ſten Jun. 1803.

Sie haben mir ſo freundſchaftlich geſchrieben, mein liebſter Klinger, daß ich Ihnen wieder ſchreiben müßte, wenn ich Ihnen auch nichts anders vorzutragen und ans Herz zu legen hätte, als meinen Dank, zumal für jene köſtlichen Worte Ihres Briefes: „wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen; und ich ſetze hinzu, es geſchieht gewiß!“ Aber bald denn, lieber Klinger, wenn es wirklich gewiß ſeyn ſoll; denn Ihr Freund, ſchon ein ſechzigjähriger und ſehr ſchwächlich, kann Ihrer nicht mehr

lange warten. Lieber! welch eine Zuſammenkunft wäre die unſere! Es ſind nun bald 30 Jahre, daß wir bei Göthe zum erſten mal uns ſahen. Und ſeitdem, welch eine Mannigfaltigkeit von Schickſalen erfuhren wir nicht beide! Was erlebten wir nicht alles in uns, neben uns, um uns! Jenes einzige dünne Haar, wie Sie es (S. 181. Ihrer Betrachtungen) nennen, mit dem wir uns bei jedem noch ſo befremdenden Wechſel über dem Wechſel empor und aufrecht hielten; daß es nie uns zerreiße, nie abdorre, ſondern ſich verbreite durch unſer ganzes Weſen, ein Nervengewebe, das nie erkranke! Es werde uns mit jedem Tage mehr ein offenbares Wunder!

Hierüber, lieber Trefflicher, und über einige Parallel-Stellen in Ihren Betrachtungen, die bei mir in eine einzige zuſammenfließen (wie N. 3. 18. 22. 61. 65. 132. 137.) wünſchte ich einmal von Sonnen-Aufgang bis zum Niedergange ein Jahr lang mit Ihnen reden zu können. In einem Briefe iſt das nur Anfangen ſchon unmöglich.

Aber eines muß ich doch noch ſchreiben, was mich in Ihrem Buche, das ich von neu-

em ganz durchgeleſen habe, von neuem und allein verdroſſen hat: Ihre zu große Meinung von Bonaparte. Daß ſie zu der Zeit, wo Sie wahrſcheinlich jene Stelle ſchrieben, eine ſehr große von ihm haben konnten, begreiſe ich vollkommen; aber, daß Sie nun da ſtehen, dieſe Stellen, als geſchrieben, oder noch für wahr gehalten im Jahre 1803, darüber bin ich untröſtlich.

Ein in jeder Abſicht ausgezeichneter Mann *), ein Deutſcher, der die ganze franzöſiſche Revolution zu Paris durchgelebt und durcherfahren hat — er wurde ſchon 1786 in London mein Freund, und ich fand ihn vor nun zwei Jahren in Frankreich wieder, — dieſer ſagte zu mir: „Es war acht Jahre lang hier alles drunter und drüber gegangen wie in einer Bauernſchenke, einem Saufgelage, wo einer den andern überſchreit, eine Prügelei die andere ablöſt. Da trat Bonaparte mit ſeinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein erſtes war, alle Lichter auszublaſen. Er brachte keine Entſcheidung, ſondern nur ein Ende aller Fragen.

*) Der im J. 1824 zu Paris verſtorbene Graf von Schlaberndorf.

Gleichviel, ſchrie er, Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion, Moral oder keine Moral; es iſt alles Einerlei; liberté, égalité, dabei bleibt es; und daß jetzt nur keiner mehr das Maul darüber aufthue und ſich anders rühre, als man es ihn heißt; denn wie es nun iſt, ſo ſollte es werden, und ſo muß es bleiben!"

Dieſelbe Rede, nur nach den Umſtänden ein wenig verändert, hat der große Mann ſeitdem an das ganze Europa gerichtet. Das einzige noch übrig gebliebene Jacobiner-Neſt, England, ſoll zerſtört werden, und dann wird es ſich mit dem unverſchämten Selbſtdenken und Selbſtwollen überall wohl geben, und alles draußen ſich eben ſo gemächlich fügen, wie es im Innern ſich wirklich ſchon gefügt hat. Mit dem deutſchen Vorwitz hat es ohnedieß nichts zu ſagen; man droht nur mit dem Stock, und ſogleich iſt alles ſtill.

Mein Freund Chriſtian Reinhard wird ſich in zwei Monaten in Lübeck einſchiffen. Ich freue mich darauf, Ihnen dieſen Mann, den ich innig liebe, mit Grüßen und mündlichen Aufträgen beladen, zu ſenden. Vielleicht folge ich ihm bald. Ich ſagte öfter in Paris

zu denen, die ſich wunderten, daß ich die Rheingegenden verlaſſen hätte, um mich unter den Schwanz des kleinen Bären zu verkriechen: Je me suis retiré derriere l'Elbe en attendant qu'elle devienne à son tour la frontiere naturelle de la République une et indivisible. Il est possible que je vive assez pour devoir me retirer derriere la mer Baltique.

---

299. An Eliſe Reimarus.

Eutin den 7ten Aug. 1803.

— Ich laſſe mir jetzt die Geſchichte des 30jährigen Krieges wieder vorleſen. Wallenſtein's Art, Kunſt und Character hat mich ergriffen, wie noch keinmal, und Guſtav Adolph mir Geiſt und Herz erhoben, wie auch noch keinmal. Unſer philoſophiſches Zeitalter verhindert nicht, daß Menſchen wie jener und ärgere aufſtehen und ſich bilden; Männer wie dieſer aber läßt es nicht aufkommen, nicht gedeihen; ſie ſind nicht mehr anzubringen. Unterdeſſen hat es mir Mark und Gebeine erquickt, dieſe ganze Epoche von Guſtav

Adolph's Abſchied aus Schweden bis zu ſeinem Tode mir wieder lebhaft zu vergegenwärtigen.

---

300. An Eliſe Reimarus.

Eutin den 10ten Oct. 1803.

— Welches Glück hat beim Leſen die Braut von Meſſina unter Euch gemacht? Uns hier hat ſie, einige ſchöne lyriſche Stellen ausgenommen, ungefähr ſo gefallen wie der Alarcos, und nicht viel weniger zu lachen gemacht. Alle Perſonen in dieſem Stück handeln nicht, ſondern werden gehandelt; ein grauſes Schickſal thut alles. Wir lernen: Der Menſch iſt lauter Wahn, und es giebt keinen Weg für ihn, weder zur Wahrheit noch zur Tugend. Wie könnte es auch einen Weg geben zu etwas, das überall nicht iſt? Alles iſt nur Geſtalt, nicht der Sache, ſondern der Geſtaltung. Welch ein ekelhafter Spuk aus zuſammengemiſchter Hölle und Himmel dieſe ganze Braut!

---

301. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 10ten Nov. 1803.

— — Man iſt in hieſiger Gegend allgemein der Meinung, daß man in Baiern zu raſch und zu gewaltſam verbeſſere und aufkläre, in mancher Abſicht mehr thue als nöthig ſey, und auch zu vielerlei auf einmal unternehme. In Hamburg, Lübeck, Kiel, bin ich mehrmals deßwegen angegangen und um meine Meinung darüber gefragt worden. Ich habe jedesmal aus Ihrem Briefe vom 6ten Nov. v. J. geantwortet. Ich möchte aber gern nicht nur, was tadelnswürdig iſt, begreiflich machen, und einſeitig entſchuldigen können; ich möchte auch gern geradezu rechtfertigen können, was ſich geradezu rechtfertigen läßt, möchte gern die baieriſche Regierung von dem Vorwurfe einer unweiſen Eile, Hitze und Ungeduld befreien können. Vielleicht könnten mir dazu die nach und nach erlaſſenen Verordnungen, wenn ich ſie in ihrer Folge beſäße, dienen. — Sie ſehen, daß meine Wünſche die Wünſche eines guten Unterthans und theilnehmenden Dieners ſind. —

302. An Herder.

Eutin den 29ſten Nov. 1803.

Mein lieber Herder, die Frau von Stael bittet mich um ein Empfehlungsſchreiben an Dich. Sie bedarf deſſen nicht, da Du gewiß eine oder die andere ihrer Schriften geleſen, und das geiſtreiche, ganz originale Weib darin erkannt haben wirſt. Ich bin ihr wirklich gut, unter anderem auch darum, weil Bonaparte ihr ſo böſe iſt. Offenherziger als ſie kann man nicht ſeyn. Weil ſie es mit ſo unausſprechlich vielem Witz iſt, darum wird ſie von Manchen ſo unausſprechlich gehaßt. Sey gefällig gegen ſie, mein Lieber, um meinet willen. Du wirſt es um Dein ſelbſt willen ſeyn, ſo bald Du ſie ein paar mal geſprochen haſt.

Durch die dritte, vierte Hand habe ich vernommen, daß Du in Carlsbad geweſen, dort den Reventlows begegnet, und mit ſehr gebeſſerter Geſundheit zurückgekommen biſt. Dieß letztere beſonders und dann auch, daß Du die Reventlows, Weib und Mann, vornehmlich aber dieſen, ſo ganz erobert und Dir zu eigen gemacht haſt, hat mich unſäglich erfreut.

Mit meinem Befinden geht es, ſeit ich ſechzig Jahre alt geworden bin, allmählig beſſer, vornehmlich in Abſicht der Augen. Der anhaltende Gebrauch der Arnika mit aufſteigenden Gaben von Campher bis täglich zu 35 Gran, iſt mir ſehr zuträglich geweſen.

Ich umarme Dich aus Herzensgrunde.

---

303. Von Heinrich Schenk.

München den 6ten Dec. 1803.

— — Ob man in Baiern zu raſch und gewaltſam verbeſſere und aufkläre?... Ich will Ihnen vorläufig nur über einiges meine Meinung ſagen. Verſteht man darunter die Aufhebung der Klöſter, ſo hat man Unrecht. Ich ſelbſt habe dazu meine Stimme gegeben, und bereue es nicht. Die Klöſter haben aufgehört nützlich zu ſeyn, und eben darum ſind ſie ſchädlich geworden und mußten es werden. Man muß in einem katholiſchen Lande, beſonders in Baiern, gelebt haben, um ſich davon zu überzeugen. Sollten ſie nun aufgehoben werden, ſo war der Augenblick dazu jetzt vorhanden oder er verſchwand für eine lange

Reihe von Generationen. Sie ausſterben zu laſſen, ging in Baiern nicht an, weil man alsdann die ſtändiſchen Klöſter, als einen Verfaſſungs-Theil, an welchen ſich die übrigen immer angeſchloſſen haben würden, hätte beſtehen laſſen müſſen. Darum ſuchten die Obſcuranten den Kurfürſten für das Ausſterben, als die mildere Maßregel, wie ſie es nannten, im Grunde aber wegen der bleibenden Wurzel zum neuen Aufwuchſe, zu gewinnen. Der Stamm mußte alſo mit dieſer Wurzel, jetzt da man dazu ermächtigt war, ausgereutet werden. Im Vollzuge der Operation ſind Gewaltſamkeiten oder wenigſtens Roheiten hie und da untergelaufen; aber gegen den Willen der Regierung, welche die Individuen geſchont wiſſen wollte. Die Aufklärung hat ihre Fanatiker wie der Aberglaube; beſonders iſt dieß der Fall bei den neuaufgeklärten in Baiern, die gegen alle Dogmen tolerant ſind, nur nicht gegen den Catholicismus, deſſen Feſſeln ſie abgeworfen haben. Daher auch die Härte, womit die Landrichter in verſchiedenen Gegenden die Bauern behandelten, welche die abgewürdigten Feiertage zu feiern fortfuhren; eine Härte, wodurch es zu einigen Widerſetz-

lichkeiten gekommen iſt, die mit ernſtlichen Maßregeln beigelegt werden mußten. Dem Kurfürſten ſind alle dieſe Zeloten herzlich zuwider; auch der Miniſter verachtet ſie mit ſeinem kalten Verſtande. Aber wen ſoll man zur Ausführung nehmen? Ueberhaupt ſind die Zeiten der Reformen unglückliche Zeiten. Die beſſeren, ſtillen, gemäßigten Menſchen ziehen ſich zurück; die thätigen Augendiener oder Schwärmer wachſen wie Pilze aus der Erde hervor, und man kann ſie nicht alle auf die Seite ſchieben. Ganz ohne Vorwurf iſt indeſſen die Regierung in meinen Augen nicht, obgleich ich in der Hauptſache mit allem was geſchieht einverſtanden bin. Sie vertraut der Wahrheit und der Zeit nicht genug, und aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirkt ſie mit übermäßiger Anſtrengung, dieweil es noch Tag iſt. Selbſt unſere vorzüglichen Köpfe im Staatsrathe, * * u. a., ſind von dieſer Ungeduld zu wirken nicht frei; und was ſie vermehrt, iſt der Umſtand, daß wir alle zu viel arbeiten müſſen. Man lebt und webt daher in den auszuführenden Planen, kommt darüber nicht zur ruhigen Beſinnung, ſondern ſchreitet immer weiter, ohne den zurückgeleg

ten Weg zu überſchauen. Burke hat die Folgen, die hieraus bei der Assemblée constituante entſtanden ſind, vortrefflich zergliedert. Bei dem allen, theuerſter Herr Geh. Rath, kann ich Sie verſichern, daß Sie in keinem der jetzigen Staatsräthe in Deutſchland, (von den übrigen mag ich gar nicht reden,) mehr Redlichkeit, mehr aufrichtiges Verlangen Gutes zu ſtiften, als in dem Münchner, finden werden. Sie müſſen ſelbſt kommen und ſehen. Hierüber faſſe ich Sie bei Ihrem Worte. —

---

304. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Coburg den 30ſten Jänner 1804.

Geliebter Heinrich, im Winter iſt Dein Schweigen beklemmend, weil ich den Froſt als das rechte Nerven-Gift anſehe, und daher auch Deinen Aufenthalt unter der Tatze des Eisbären kaum begreife. Sende mir doch bald ein Wort, da ich ohnehin ſeit dem zermalmenden Tode Herder's nichts weiter habe, als einen leeren blauen Himmel der Nacht; und Du biſt noch der helle freudige Abendſtern. Ziehe langſam Deiner Sonne nach, und gieb

noch dem, der Dich liebt, Dein Auge und Deinen Blick. Ach ich habe meinen Herder recht geliebt; denn nie war mir ein Menſch in perſönlicher Erſcheinung ſo viel; und was fragte ich nach dem, was ich zu vergeben hatte? Ich wußt' es ja kaum. Ein (zuletzt phyſiſch) kränklicher Ehrgeiz war ſeine einzige Schwäche; warum ſoll aber der Freund nicht den Freund lieben, wie die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten, und an ihm, wie der Fromme an Gott deſſen beſte Welt, ertragen? Jacobi! hätte ich doch nur Einmal Dein lebendiges Geſicht geſehen, Dein lebendiges Wort gehört, dann möchte von uns welcher wollte zuerſt von dannen gehen!

In meinen äſthetiſchen Abhandlungen komme ich oft an oder in das heilige Land, wo Deine Seele wohnt; und Du wirſt in ihnen überhaupt auf weniger abenteuerliche Thiere und Bildungen ſtoßen, als in meinen andern Werken.

---

305. An Heinrich Schenk nach München.

Eutin den 1ſten Febr. 1804.

Heute vor acht Tagen, mein Liebſter, trat ich mein 62ſtes Jahr an, und an eben dieſem

Tage erhielt ich in einem Briefe aus Aachen die niederſchlagendſten Berichte von dem Zuſtande der gemeinſchaftlichen Handlung, und wie mein Vermögen ſich dabei von neuem wieder ſehr vermindert habe. Ich ſehe wirklich keinen andern Rath, als daß ich mich in einen wohlfeilen Ort zurückziehe und da meinen Tod in trauriger Einſamkeit erwarte. Von neuem Dienſte nehmen kann ich nicht; ich wüßte keinen, den ich bei meiner zerrütteten Geſundheit nnd meinen kranken Augen zu leiſten im Stande wäre.

— — Ich vergaß in meinem vorigen Briefe Sie zu fragen, welchen Grund oder Ungrund das ſeit einigen Monaten allgemein verbreitete Gerücht habe, der eigentliche Finanz-Miniſter in Baiern ſey ein Jude, Namens Seligmann. Dieß behauptete mir unter andern der *iſche Miniſter in Berlin, hier bei Hofe, vor ein Paar Monaten. Ich ärgere mich immer, wenn ich dergleichen anhören muß und nicht den rechten Beſcheid zu geben weiß.

306. Von Heinrich Schenk.

München den 15ten Febr. 1804.

— — Seligmann', Finanz-Miniſter! Was doch die Anekdoten-Sammlerei unſeres Zeitalters in der Welt verbreitet! Ueberhaupt lobt und tadelt man uns zu ſehr. Im Grunde ſind wir ein Schlag guter Menſchen, die vieles ſchlecht gefunden haben, auf einem andern Wege es gern beſſer machen möchten, von den Umſtänden begünſtigt und verhindert werden, deßhalb die Segel manchmal zu hoch, manchmal zu niedrig ſpannen, aber das Hauptziel doch noch ſo ziemlich in den Augen behalten. Seligmann iſt ein reicher Bankier, welcher den Kurfürſten, ehe er noch, und als er Herzog von Zweibrücken war, aus manchen dringenden Geldverlegenheiten geriſſen und dadurch deſſen Erkenntlichkeit ſich erworben hat. Dieß hinderte aber nicht, daß ihm nicht 1799 ſein Tabak-Monopol eingezogen, 1801 eine große Forderung an die Salinen abgeſprochen und 1802 die Lieferung des Proviants und der Fourrage für das Militair abgenommen wurde. Wem man dieſes thun kann und darf, der iſt nicht allmächtig. In allen ſolchen Fällen

iſt der Kurfürſt der erſte, welcher ihn aus- lacht, wenn er klagt. Freilich beſorgt er als Bankier die Zahlungen an die Geſandtſchaften u. ſ. w.; allein gegen Proviſionen, die durch die Concurrenz beſtimmt ſind. Sein ganzer Einfluß beſteht in dem ganz natürlichen, wel- chen ein großes Geld-Vermögen bei noch nicht ganz geordneten Kaſſen in dringenden Momenten auch jedem andern Bankier ver- ſchaffen würde. Sagt man aber, die Kaſſen ſollten geordnet ſeyn, ſo hat man Recht; und obgleich ſich vieles zu unſerer Entſchul- digung ſagen ließe, ſo muß ich doch geſtehen, daß hier unſere geheime Wunde liege.

— Sie müſſen, müſſen ſelbſt kommen und ſehen. Man ſchreibt Bogen voll und erklärt ſich nicht. Was Sie von Ihrer Aachner Bilanz melden, betrübt mich tief. Vielleicht machen wir, wenn wir zuſammen ſind, doch noch ein Project.

307. An Jean Paul Friedrich Richter.

Hamburg den 10ten März 1804.

— Du fragſt mich, warum ich unter die Tatze des Eisbären gekrochen bin? Der Gründe und Veranlaſſungen dazu waren ſo viele, daß ich ſie nicht erzählen kann. Nun bin ich eingewurzelt, und wie ſehr ich es bin, wäre wieder weitläufig zu erzählen. — Es lohnt wahrlich der Mühe, daß Du kommſt und ſiehſt, wie ich in Eutin wohne und lebe.

Deine Trauer um Herder iſt ſo ſchön, daß Du mir noch einmal ſo lieb darum wirſt. Ich fühle das ganz ſo wie Du, daß der Freund den Freund ſo lieben ſollte, wie die Frau den Mann, die Geliebte den Geliebten, und an ihm, wie der Fromme an Gott deſſen beſte Welt, ertragen. Sonderbar, daß ich dieſen letzten Gedanken gerade bei Herder zum erſten male recht lebhaft faßte *). Alles, was Du mir in dem vorigen Briefe über dieſen außerordentlichen Mann geſchrieben haſt, finde ich durchaus wahr und vortrefflich; es nöthigt mich aber nicht, etwas von dem, was ich Dir über ihn geſchrieben, zurückzunehmen.

*) S. Jacobi's Werke Bd. III. S. 534.

308. An Dohm.

Eutin den 24ſten März 1804.

Deine zwei Briefe, mein innigſt geliebter, habe ich in Hamburg erhalten, wo ich vom 16ten Febr. bis zum 21ſten April in dem Hauſe meiner Freundin Sieveking mich aufgehalten und in unendlichen Zerſtreuungen gelebt habe. Dir von dort aus zu antworten war unmöglich. Ich hoffte es gleich nach meinee Zurückkunft zu thun. Aber da war ſo viel noch dringenderes, was zuvor geſchehen mußte, neben der eigenen Plage, die jedes Heute unfehlbar gebiert. Alle Verhältniſſe bekommen mit dem Alter, wenn es nicht unrühmlich erlebt wurde, Kinder und Kindeskinder, während das Vermögen, ihnen genug zu thun, immer mehr abnimmt. Ich nun vollends, der unaufhörlich Kranke — und krank an welchen Uebeln! Wenige Menſchen können ſo unglücklich ſeyn, als ich es oft Wochen und Monate lang bin. Unausſprechlich habe ich dieſe letzte Zeit her wieder gelitten. Etwas minder niedergeſchlagen bin ich heute wieder zum erſten male; darum will ich Dir, anſtatt zu klagen, ſchreiben und antworten.

Was Du mir von Deiner Geſchäftigkeit in Goslar und ihren guten Erfolgen meldeſt, hat mir tief im Herzen wohlgethan. Du haſt vollkommen Recht in Deiner Ueberzeugung, die Du ſo rühmlich darſtellſt in Deinem Leben, daß noch immer viel Gutes zu wirken iſt, wenn man nur das minder vollkommene aber erreichbare nicht verſchmäht, und „nicht von Empfindlichkeit und Unmuth ſich hinreißen läßt.“ Zu dem erſten habe ich mich wohl auch verſtanden, nie aber die Faſſung erringen können, die zu dem letzteren gehört. Ich habe die Deine oft bewundert, noch kein mal aber wegen ihrer Dich ſo beneidet und geſegnet, wie dieſes mal. Ich wäre zehnmal davon gelaufen, und hätte aus Ekel und Abſcheu vor der Ungerechtigkeit dieſer Unvernunft alles Preis gegeben, nur unmächtige Verwünſchungen gegen ſie ausſtoßend. Weit entfernt daher, Deine Uebernehmung der Präſidenten-Stelle zu Heiligenſtadt zu tadeln, lobe ich Dich darum und preiſe Dich glücklich. Ich ſelbſt kann nicht mehr umkehren in meinem 62ſten Jahre, und mein ſpeculatives Leben in ein unmittelbar praktiſches verwandeln, und ſollte es auch wohl nicht, könnte ich auch; daß ich aber

glücklicher wäre, wenn ich könnte und ſollte, oder früher gekonnt und geſollt hätte, davon bin ich überzeugt. Doch muß ich hinzuſetzen, daß, wenn ich ſo mein Glück gemacht hätte, es das Glück einer andern Perſon wäre, als die ich bin.

Du verlangſt zu wiſſen, was ich von den neueſten Begebenheiten in Frankreich denke. Ich bin von dem Augenblicke an, da mit Moreau's Gefangennehmung die Nachricht von einer entdeckten Verſchwörung erſcholl, feſt überzeugt geweſen, daß keine förmliche Verſchwörung, die erſt jetzt entſtanden und unerwartet ſich hervorgethan, vorhanden geweſen ſey. Das wußte Bonaparte längſt, daß, wenn die Bourbons nur einen Augenblick hervortreten könnten, die ganze Nation auf ihre Seite treten würde. Du wirſt Dich erinnern, was ich Dir hierüber vor zwei Jahren ſagte. Seitdem hat die Unzufriedenheit der Nation, die Scham über ihren Zuſtand noch um ein Großes zugenommen, und in demſelben Maße Bonaparte's Grimm über dieſe Scham. Daß auch die Bourbons und ihre Anhänger wiſſen, was in den Gemüthern vorgeht, ſagt er ſich täglich, und fürchtet ihre Anſchläge, denen nur

ein glücklicher Augenblick zu Hülfe kommen darf. Er ſieht klar, daß er ſich nur immer mehr Gewalt verſchaffen, und, um ſich zu erhalten, ſich ſelbſt allein im Auge haben muß. Dieſem Bedürfniß gemäß hat er eine ſcheinbare Verſchwörung ſelbſt angezettelt, wie es aus den eigenen franzöſiſchen Berichten nun genugſam erhellt. Die unverſchämte Argliſt verſchmäht ihr Geheimniß länger zu bewahren, weil es ſüßer iſt, lauter und immer lauter nur zu trotzen. Welch eine That, der Raub und Mord des Herzogs von Enghien! — —

---

309. An C. V.

Eutin le 17. Jun. 1804.

Depuis avant-hier je possède le gros livre de M. Degerando. J'y ai d'abord cherché d'abord mon article et je l'ai trouvé p. 257 — 62 du second volume. L'exposé qu'on y donne de ma doctrine est assez bien fait. J'ai été surtout content de mon épitomateur à l'endroit où il dit: „Jacobi analysa avec une exactitude nouvelle la nature de la croyance; il ne lui accorde pas le droit de suppléer aux démonstrations, encore

moins celui de les contredire; mais il la fait consister au contraire dans le sentiment de cette vérité, de cette réalité absolue et primitive qui doit être antérieure à toute démonstration, parce qu'elle doit servir de point d'appui aux leviers de la raison.“ Mais quel a été mon étonnement ensuite, quand, en feuilletant dans le 3me volume, je suis tombé sur la note p. 231 — 33. L'écrivain du passage cité au second volume semblait m'avoir compris; celui de cette note ne m'a certainement compris en rien. Ma croyance est la vue des principes, tant de ce qui est dans la nature, que de ce qui est au-dessus de la nature. Je crois un Dieu comme je crois un monde sensible; je suis entre deux, et ma raison fait que je me trouve pour ainsi dire comme un mot composé de cette voyelle (Dieu) et de cette consonne (univers). Je voudrais bien que vous fissiez entendre cela à M. Degerando, et que vous lui explicassiez comment toute ma philosophie repose sur le dualisme et l'antagonisme d'une nécessité aveugle et d'une liberté intelligente, dont le problème fait

l'essence de l'homme. Ce problème, l'homme est appelé à le résoudre d'une manière effective et en quelque sorte miraculeuse par la vie et par la mort. C'est un miracle, que nous puissions appercevoir les objets que nous appellons matériels; qu'un non-moi puisse entrer dans le moi, le contraire de la pensée dans la pensée. C'est un plus grand miracle, que l'homme puisse échapper en tout sens, en toute direction, au mécanisme, qui le contraint de toute part, non seulement au dehors, mais encore au dédans de lui-même, et créer par cet instinct divin, que nous nommons liberté, le génie des arts, le génie des vertus, la vraie religion, qui n'est que la raison se contemplant dans sa source. — M. Degerando est inexcusable d'avoir hésité finalement sur le sens que je donnais au mot de croyance, puisque je me suis expliqué vingt fois là-dessus dans mes ouvrages de la manière du monde la plus nette. Il n'avait qu'à relire dans son propre ouvrage ce qu'il avait écrit au second volume p. 258. „Jacobi fit sentir que le système de nos connaissances doit reposer

sur un fondement vrai, certain et réel par lui-même; que son absolue vérité, son absolue réalité, sont nécessairement attachées à ce caractère même de primauté qui lui appartient; que tout effort pour le démontrer ou le définir, devient par-là même déraisonnable, puisqu'il tendrait à donner une preuve à ce principe de toutes les preuves, à éclairer le foyer même de la lumière.

---

310. An F. L. Grafen von Stollberg.

Eutin den 1ſten Sept. 1804.

Mein ewig geliebter Stolberg! das bleibſt Du, trotz dem Scheidebriefe, den Du mir vor zwei Jahren ſandteſt *). Es gilt nicht, weil es vor Gott nicht wahr iſt, weſſen Du mich darin anklagſt. Heute will ich Dich nur bitten, daß Du meinen Söhnen, die morgen

*) So nennt Jacobi die Antwort, die er damals von dem Grafen von Stolberg, auf die Zuſendung ſeiner Erklärung (im deutſchen Mercur 1802) über die Bekanntmachung ſeiner Briefe, den Uebertritt des Grafen zur römiſchkatholiſchen Kirche betreffend, erhalten hatte. Dieſe Briefe ſind in gegenwärtiger Sammlung nicht aufgenommen worden, weil es Jacobi ausdrücklich unterſagt hat.

nach Münſter reiſen, vergönnſt, Dich und Sophie zu begrüßen. Von mir und überhaupt von Eutin werden ſie euch alles erzählen können, was ihr zu wiſſen verlangen möchtet. Grüße die Fürſtin und Fürſtenberg von mir, wenn ſie Grüße von mir annehmen wollen. Je älter ich werde, je dankbarer wird mein Herz gegen jeden, der mir Gutes erwieſen hat. In dieſem Sinne gedenke ich Deiner und auch Sophiens öfter und inniger, als ihr es ahndet.

---

311. Von F. L. Grafen von Stolberg.

Lütgenbek bei Münſter den 11ten Sept. 1804

Als ich geſtern durch einen Brief von unſerem Claudius erfuhr, daß Deine Söhne nach Münſter kämen, erwartete ich, daß Sie mich beſuchen, mir Grüße von Dir, vielleicht einen Brief mitbringen würden.

Ich danke Dir, geliebter Jacobi, daß mein Vertrauen gegründet war. Wolleſt bemerken, daß es ſich mit dem Scheidebriefe, den ich Dir vor einigen Jahren, nach Deiner Meinung, ſoll geſchrieben haben, nicht wohl reimt. Ich weiß dieſen Augenblick nicht beſtimmt,

was ich Dir vor einigen Jahren ſchrieb; nur ſo viel weiß ich, daß ich mit Beſonnenheit ſchrieb, und mit der Empfindung, welche Dein Andenken immer in mir erweckt. Es iſt keine ſolche, die einen Scheidebrief eingeben könnte; vielmehr iſt es die Empfindung des entflammten Verlangens innigſter Vereinigung.

Doch keiner ſolchen, in welcher ich den Standpunct meines Seyns verlaſſen könnte, der mir allein das Seyn werth macht; wohl aber einer Vereinigung, in welcher ich Dich mit Jugendkraft — denn ewige Jugend gehört der Liebe — hinüber ziehen möchte in mein Element, weil es mir ausgemacht iſt, daß es unſer Element ſey. Mit entflammten Wünſchen möchte ich Dich hinüberziehen, liebſter Jacobi, und Dich dann ewig an mein Herz drücken. Was ich Dir von mir ſage, kann ich Dir auch in Sophiens Seele ſagen, welche mit mir Dich und Deine Schweſtern mit Rührung grüßt.

312. Von Heinrich Schenk.

München den 30ſten Septbr. 1804.

So eben, mein Theuerſter, erhalte ich Ihre Nachſchrift vom 20ſten d. M. zu einem darin angezeigten langen Schreiben, welches aber noch nicht angekommen iſt. Beſtimmt kenne ich alſo Ihre Wünſche nicht. Es iſt mir aber genug, daß ich aus dieſer Nachſchrift Ihre Bereitwilligkeit ſehe, einen wiſſenſchaftlichen Ruf nach Baiern anzunehmen, um keine Zeit zu verlieren, dieſen auf eine, Ihren Verhältniſſen, Ihren Jahren und Ihrem Geſchmack angemeſſene Weiſe zu bewirken. Der Plan zur neuen Einrichtung der Akademie iſt entworfen. Noch geſtern ſprach ich wegen Ihrer Anſtellung dabei mit Zentner. Es ſind einige Schwierigkeiten wegzuräumen; ſie müſſen ſich aber wegräumen laſſen, nachdem Sie ſelbſt über die Ihrigen ſich hinwegzuſetzen willig ſind. Was Sie an Freunden verlieren, wird Ihnen hier nicht erſetzt; auch durch mich nicht. Ich bin ſeit neun Jahren unter einem ſteten Drange von Geſchäften ein Fremdling in der Litteratur geworden. Höchſtens verſtehe ich Sie noch. Aber was treue, innige Liebe und

Anhänglichkeit erſetzen kann, werde ich erſetzen. Nie denke ich an Sie, nie nenne ich Ihren Namen, als mit der wärmſten Verehrung und Liebe. Das Schickſal bringt uns wieder zuſammen. Wer weiß, welcher von uns beiden dem andern die Augen ſchließt; aber ich fühle es, wie tief bis zu dieſem Augenblicke das Gefühl der Liebe uns vereinigt halten ſoll und wird.

---

313. Von Heinrich Schenk.

München den 6ten Oct. 1804.

Ihr Schreiben vom 18ten v. M., mein theuerſter Herr Geh. Rath, iſt erſt verwichenen Mittwoch, alſo drei Tage vor deſſen Nachſchrift angekommen. —

— — „Ihnen ſteht der Verſtand ſtill, „und es wird Ihnen angſt und bange, wenn „Sie ſich in ein Land denken, wo ſo geurtheilt, „gewählt und gehandelt wird.“ Dieſes finde ich ſehr begreiflich, noch begreiflicher, als daß man uns ſo ſehr lobt. Indeſſen fehlt es uns auch nicht an guten Seiten, und ich hoffe in allem Ernſte, daß wir deren noch mehr herauskehren werden, wenn Sie in unſere

Mitte kommen und mit Ihrer imponirenden Vernunftkraft uns auf den böſen Kleiſter aufmerkſam machen, der an uns ſitzt. Es iſt ein bitterböſer Kleiſter, weil man ſich zuweilen dabei ganz wohl gefällt!

In dieſer Hoffnung, mrin Theuerſter, darf ich Sie jetzt nicht mehr fahren laſſen, da Sie Ihre Bereitwilligkeit zu kommen erklärt haben. Ich habe Ihren Ruf als Mitglied der Akademie für das philoſophiſche Fach mit 3000 Rthlr. Gehalt eingeleitet. Als Mitglied der Akademie ſollten Sie zwar jährlich zwei Abhandlungen liefern; dieſe wird aber niemand von Ihnen fordern. Den Sitzungen wohnen Sie bei, wenn Sie geſund ſind und Luſt haben. Einſam können Sie auch hier leben; wer lebt, außer den Amtsverbindungen, ſtiller und einſamer als ich? Wollen Sie Umgang — eine Menge Menſchen werden Ihnen mit Verehrung und Wißbegierde entgegen kommen. Dem Läſtigen und Ungeſtümen verſchließen Sie Ihre Thüre. Das hieſige Clima iſt nur ungeſund für den, welcher auf die ſchnellen Abwechslungen in der Temperatur der Atmoſphäre nicht genug achtet. Sie finden hier eine ſehr große Zahl ſteinalter Leute. —

— — Hier ſind Sie unabhängig, aber gewiß keine Null. Sie wirken, wie man am ſicherſten wirkt, durch unmittelbaren mündlichen Rath, bei denen, von welchen die Entſcheidung abhängt... Guter Wille iſt überhaupt hier weit mehr vorhanden, als tiefe Einſicht in die Natur des Menſchen und den Zuſammenhang der Dinge. Vielleicht verhindern Sie manches unſelige Getreibe, das man für hohe Weisheit hält und welches nichts als Nachbeterei zum Grunde hat.

— — Ich habe nur die Möglichkeit zu erkennen gegeben, daß man Sie vielleicht erwerben könnte, und aufmerkſam auf die Wichtigkeit dieſer Acquiſition gemacht. Förmlich zuſagen in Ihrem Namen werde ich nicht eher, als bis auch Sie, nach völliger Kenntniß der Sache, zugeſagt haben.

Alle die meinigen grüßen auf das herzlichſte. Die Tage einer fröhlicheren Zukunft, der Wiederherſtellung Pempelforts, werden ſchon zum voraus genoſſen. Gott wolle, daß ſie kommen, und gebe ſeinen Segen dazu!

314. An Heinrich Schenk nach München.

Hamburg den 5ten Febr. 1805.

Geſtern, mein innigſt Geliebter, erhielt ich Ihren Brief vom 27ſten v. M., und Sie hätten die Freude ſehen ſollen, womit er mich und unſere Freunde erfüllte. Daß Sie ein Haus für mich mit einem Garten, in der Nähe Ihres Gartens, dicht vor der Stadt ſchon ſo gut als gemiethet haben: es war mir bei dieſer Nachricht, als faßte ich zum erſten male wieder Grund, und allen andern, als ſähen ſie mich wieder Grund faſſen. Da das Haus vor dem Thore liegt, ſo hoffe ich, der Garten dabei werde etwas geräumiger ſeyn, als mein Eutiner, obgleich ich auch damit ſchon zufrieden ſeyn würde. Vor dem zu großen iſt mir nicht bange. Was ich Ihnen in meinem vorigen in Abſicht der Wohnung geſchrieben hatte, machte mir hintennach Sorge; Sie könnten fürchten, daß ich alles zu klein und eng finden würde, und darüber ängſtlich werden in der Auswahl. Da ich eine anſehnliche Bücher-Sammlung aufzuſtellen habe, und eine Menge Scripturen ſo zu vertheilen, daß mir alles

gleich bei der Hand ſey, ſo brauche ich ſchlechterdings für meine Perſon allein ſchon etwas viel Raum; und da ich mein Leben faſt ganz im Hauſe zubringe, ſo iſt es natürlich, daß ich mir dieſes behaglich wünſche, und vornehmlich ein großes Arbeitszimmer, in dem ich einen großen Arbeitstiſch und ſonſt allerlei ſtellen und mich auch daneben noch bewegen könne. Ich bin ſeit unſerer Trennung ein gewaltiger Schreiber geworden, nicht von Briefen, obgleich ich auch deren mehr als ehemals zu ſchreiben oder zu dictiren wohl gezwungen werde, ſondern von Reflexionen, kurzen Betrachtungen und Fragmenten allerlei Art. Wenn man auf dieſe Weiſe die Feder gebraucht, ſo kommt man zuletzt in den Fall, daß man alle Mühe von der Welt hat, nur nicht in ſeinem eigenen Fett zu erſticken. Ich freue mich darauf, Sie zum Zeugen dieſer meiner Noth zu machen. Trotz all dem werde ich mich nach dem Platze, den ich finde, einzurichten und mit meinem Zuſtande zufrieden zu ſeyn wiſſen. Daß ich vor dem Thore zu wohnen komme, iſt mir ein Großes und wiegt mir vieles auf; ein engeres Haus im Freien iſt mir lieber, als ein geräumigeres zwiſchen den Mauern.

Gott erhalte Sie mir; für alles übrige iſt mir dann nicht bange. So innig vereinigt, wie wir beide es ſind, kommt man über vieles leicht hinweg nnd iſt ſehr ſtark. Selige Stunden, wie wir noch keine miteinander verlebt haben, ſtehen uns bevor.

---

315. An den Grafen von Holmer nach Oldenburg.

Eutin le 6. Mai 1805.

Je vous écris, M. le Comte, au milieu des derniers tourmens et des dernieres angoisses de mon grand départ qui aura lieu après-demain à la pointe du jour. J'ai été à Kiel, j'ai été à Windebug, j'ai vu partir Nicolovius et sa famille; tous mes adieux les plus cruels sont faits, je touche à la fin de ma longue et douloureuse agonie, et mon sentiment est tout-à-fait celui d'un homme qui dans quelques instans ne sera plus. Ce mourant vous adresse, et pas vous à S. A. Sérénissime, des voeux, des actions de graces, des bénédictions qu'il ne peut exprimer. Vous avez l'ame sensible, et vous devez

imaginer ce que j'éprouve; je ne souhaite pas que vous le sentiez.

Veuillez présenter mes respects à Mme la Comtesse. Je m'approche d'elle et de vous, M. le Comte, environné de mes soeurs, de ma fille, de mon fils et de sa femme, même de mes enfans éloignés. C'est une troupe bien reconnaissante, bien pénétrée de vos vertus. Soyez bien persuadés tous deux, que les souvenirs que nous emportons sont impérissables. Mes pleurs coulent, ma main tremble. Adieu, Monsieur le Comte! Adieu, Mme la Comtesse! Adieu Prince aimable et généreux!

---

316. An Friedrich Köppen nach Bremen.

Ems den 24ſten Jul. 1805.

Mittelbar haben Sie Nachricht von mir aus Dresden erhalten durch die guten Bremerinnen, die Sie mir empfahlen. Die neueſten Berichte von Ihnen empfing ich durch Horn, deſſen Beſuch in Frankfurt, mit einem liebenswürdigen weiblichen Weſen an der Seite, mich

auf die angenehmſte Weiſe überraſchte. An allen Orten, wo ich mich auf meiner Reiſe aufgehalten habe, iſt mir ähnliches begegnet. Ueberall traf ich auf Menſchen, die ich, hier zu finden, mir nicht von weitem hätte einfallen laſſen. Daß zu dieſen auch der Helmſtädtiſche Aeneſidemus gehört, werden unſere Bremerinnen Ihnen gemeldet haben. Es war mir ganz unerwartet, daß dieſer Mann die Freude haben könnte, mich anzutreffen, die er mich ſehen ließ, und zwar auf eine Weiſe, die allen Verdacht der Verſtellung unmöglich machte. Sie würden über die Geradheit dieſes Mannes erſtaunen, wie ich darüber erſtaunt bin, wenn ich Ihnen die Hauptunterredung, die ich mit ihm hatte, ausführlich erzählen könnte. Man könnte weit reiſen, ehe man noch einen ſolchen Profeſſor der Philoſophie anträfe. Daß ich ihm nichts hinterhielt, können Sie denken. Er faßte alles, und wunderte ſich nur, wie ich auf einem Lehrgebäude ſolcher Art ſo feſt ſtehen könnte, daß ich nie wankte.

Noch einen ſehr wackern Profeſſor habe ich an Carus in Leipzig gefunden. Die zwei Tage, die ich dort zubrachte, habe ich ihm

größtentheils widmen müſſen, und gern gewidmet. Einen ernſtlicheren, einſichtsvolleren, erweckenderen Frager und ſcharf prüfenderen Hörer, als ihn, habe ich kaum noch vor mir gehabt.

Von dem mißlichen Geſundheitszuſtande, worin Göthe ſich ſeit dem Anfange dieſes Jahres befindet, werden Sie gehört haben. Meine Erſcheinung machte ihn ſehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er ſich dergeſtalt, daß ich die zwei letzten Tage faſt meinen alten Göthe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philoſophie ganz zu erfahren nnd hierauf ſie mit der ſeinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in ſein Syſtem aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des ſeinigen mangelten. Einmal wurde er faſt ärgerlich, da ich es ihm zu klar machte, daß, wie Pascal ſagt, ce qui passe la géométrie, nous surpasse, und deßwegen eine ſpeculative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngeſpinſt ſeyn könne. Er erholte ſich aber gleich wieder, da, ich mit Heiterkeit den Beweis fortſetzte und die Gründlichkeit meines

Dualiſmus gegen alle neuere Identitäts-Syſteme ins Licht ſtellte.

In Eiſenach geſellte ſich Dohm zu mir. Mit ihm beſuchte ich den Hof in dem benachbarten ſchönen Wilhelmsthal, und wurde, wie alle Menſchen, von der lieblichen Großfürſtin Maria Paulina bezaubert. Den 11ten Jul. langte ich zu Frankfurt an und begab mich mit meinen beiden Schweſtern hieher. Der Hauptbeweggrund zu dieſer letzten Reiſe war die große Begierde, die während meiner Wanderungen in den Gegenden um Dresden in mir entſtanden war, noch einmal den Rhein herunterzuſchwimmen von Mainz bis Coblenz, und die Rheinufer mit den Elbufern zwiſchen Schandau und Dresden zu vergleichen. Nun kann ich Ihnen mit noch tieferer Ueberzeugung als ehemals ſagen: über den mächtigen Rhein und ſeine majeſtätiſchen Umgebungen geht nichts. Wie gerne ſchwämme ich nun auch noch von Coblenz nach Bonn, da dieſer untere Theil dem obern nichts nachgiebt; aber ich muß es mir verſagen, kann es auch leichter, da ich dieſe Fahrt viel öfter gemacht habe.

317. An N.

München den 20ſten Sept. 1805.

— — Den 11ten Auguſt erreichte ich München, ſchmerzvoll von der Scheitel bis zu den Fußſohlen in allen Muskeln und Nerven, aber voll Hoffnung, bald wieder zu einem beſſern Geſundheitszuſtande zu gelangen. Allein Anſtrengung folgte auf Anſtrengung und Niederlage auf Niederlage. Ich lebte, wie ein Märtyrer und fühlte mich an jedem Morgen erſchöpfter. Nun kam noch der Tumult dazu mit dem Einrücken der Oeſterreicher. Kurfürſt und Miniſter reiſten plötzlich ab; die zwei unentbehrlichſten Geheimen Räthe, mein Freund Schenk und Hr. von Zentner, mußten ihm folgen. Der zurückgelaſſenen Verwaltung wurde ich auf das nachdrücklichſte empfohlen; aber ich mußte nun auch dieſe Männer aufſuchen, Abrede mit ihnen nehmen, meine Lage hie und da anders beſtimmen — und kam darüber wirklich zu liegen. Erſt geſtern bin ich wieder aufgeſtanden, und heute ſchreibe ich Ihnen in Angſt und Eile, damit Sie doch etwas von mir erfahren, mein langes Stillſchweigen begreifen, und mich nicht entweder todt ver-

muthen, oder auch geflüchtet nach Würzburg mit dem Hofe, und im Quartier bei Schelling.

Wollte es ſich nur wieder etwas geben mit meiner Geſundheit, ſo würde ich hier ſehr vergnügt leben. An der Nachricht, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnten, meine Anſtellung bei der Akademie ſey zurückgenommen worden, war rein gar nichts wahres. Auch ſchwört S. hoch und theuer, er habe nichts dergleichen nach Göttingen geſchrieben. Gleichwohl halte ich für möglich, daß er ſchuld an dem Gerücht ſey, weil er Rumford unausſprechlich haßt, oder vielmehr ſo lange unausſprechlich haßte, als es eine ausgemachte Sache ſchien, daß er zum Präſidenten der hieſigen Akademie würde ernannt werden. Rumford, wie Sie wiſſen werden, achtet die Wiſſenſchaften nur nach Maßgabe ihrer Tüchtigkeit zum Gewerbe und Erwerbe. Er iſt von Haus aus ein Garkoch und ſieht am Menſchen nichts anderes als ein Weſen, das einen Magen hat, der gefüllt, und eine Haut, die bedeckt werden muß. Dieſe Beſchaffenheit der menſchlichen Haut, die ihr eine künſtliche Bedeckung nöthig macht, iſt die gelegentliche

Urſache der Erhebung des Menſchen über die Thiere; aus ihr gehen, gleich der unmerklichen Ausdünſtung, die Künſte und Wiſſenſchaften hervor. Daß nun ein ſolcher Menſch über alles andere hinaus ſpeculative Philoſophie verachten, daß er ſie von ganzem Herzen haſſen und verfolgen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Wurde er Präſident der Akademie, ſo wendete er gewiß alles an, um in ihr keine beſondere Claſſe für ſpeculative Philoſophie zu haben: dieſe Rubrik wäre ihm ein ewiges Aergerniß geweſen; er hätte das Inſtitut und ſich ſelbſt dadurch für beſchimpft geachtet. — Nun iſt er weg, und ganz entſchieden auf immer.

— — Von Weiller muß ich Ihnen noch ſagen, daß die gute Meinung, die ich von ihm hatte, durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft vollkommen gerechtfertigt worden iſt. Er iſt ein kräftiger, durch und durch biederer Mann.

318. An Friedrich Köppen nach Bremen.

München den 23ſten Oct. 1805.

Mein innig und ewig geliebter Freund! Ich habe vor drei Wochen einen Brief für Sie angefangen, der lang werden ſollte. Bis auf die ſiebente Seite bin ich gekommen, aber damit war ich noch nicht am Ende des Anfangs. Daß ich überall ſchwer ein Ende finde, wiſſen Sie von mir; aber ich pflege jetzt auch bald meinen Anfang zu verlieren, und gerathe dann nur immer von einer Mitte in eine andere, ohne ſelbſt zu wiſſen und finden zu können, wo ich bin. Ich habe deßwegen den ſchon langen Anfang ohne Ende meines an Sie begonnenen Briefes heute zerriſſen, und will nun verſuchen, einen kurzen ins Werk zu richten.

Daß ich krank hierher gekommen bin, wiſſen Sie. Mannigfaltiger, anhaltender, ſchmerzhafter, angreifender, habe ich noch nie an meinem Körper und durch ihn gelitten, wie dieſesmal. Seit einigen Tagen kann ich wieder ganz kräftig gehen. Meine Augen aber bleiben krank und mein Geiſt verfinſtert. Dieß

iſt doppelt traurig für mich, da mir gerade jetzt recht viel Heiterkeit und Tüchtigkeit noth wäre, um mir Gegenwärtiges und Zukünftiges aus dem Sinne zu ſchlagen.

Ich höre ſo eben, daß Bonaparte, den man ſchon ſeit zwei Tagen vergeblich erwartet hat, heute gewiß ankommen ſoll. Außer dem Geläute aller Glocken werde ich in meiner entfernten Wohnung von dem Lärm auch nicht das mindeſte vernehmen. Ich nenne ſie entfernt, ob ſie gleich nicht einmal recht vor der Stadt, ſondern dicht daran, zwiſchen den abgetragenen Wällen liegt. Sie wird aber von dem bevölkerteren Theile der Stadt durch alte, nicht mehr brauchbare Kaſernen, durch Ställe und durch einen großen leeren Platz, auf dem ehemals ein Kloſter ſtand, und auf dem am letzten Sonnabend Bernadotte unſere, 10000 Mann ſtarke Beſatzung aufziehen ließ, geſchieden.

Es ſcheint unglaublich, und doch iſt es wahr, daß ich hier ſtiller wohne, als ſelbſt in Eutin. Die ſchönſten Spaziergänge habe ich in der Nähe; rechts hinter meinem Garten, über den Wall hin, zur Iſarbrücke und nach der Vorſtadt Au; links, ebenſo über den Wall hin,

nach dem engliſchen Garten. Eine reizendere Umgebung, als die von München an dieſer ganzen Seite, habe ich nie geſehen. Das Revier, welches man den engliſchen Garten nennt, iſt von einem ſolchen Umfange, daß keiner von uns neuen Ankömmlingen, ſo viel wir auch darin herumgewandelt ſind, ſich rühmen kann, ſeine Gränzen zu wiſſen. Man gelangt von einer entzückenden Stelle zur andern, ſo daß der Luſt und Bewunderung kein Ende wird. Der mächtige Iſarſtrom mit ſeinen vielen Armen, Inſeln, und zu ſeiner Bändigung und Benutzung angelegten Kanälen, Schleuſen und Mühlen, trägt viel zur Pracht und Schönheit der Gegend bei. Eine ſtarke halbe Stunde von der Stadt, dicht am engliſchen Garten, aber von ihm durch die Iſar getrennt, liegt das Dorf Bogenhauſen. Aus dem engliſchen Garten führt eine lange hölzerne Brücke hinüber. Das ganze uns jenſeitige Ufer der Iſar iſt, wo nicht bei den Brücken Wege und Pfade durch die Kunſt angelegt ſind, meilenweit auf- und abwärts ſteil und faſt thurmhoch. Auf dieſem hohen Ufer kann man nun, bei Bogenhauſen aus dem engliſchen Garten kommend, den Rückweg nach München neh-

men, und umgekehrt. In welcher Richtung gehend man den mächtigſten Eindruck empfängt, bin ich noch ungewiß. Geht man bei München über die Iſar, ſo macht der Weg über zwei ſteinerne Brücken, und was man rechts, links und vor ſich erblickt, einen gewaltigen Eindruck. Er hat bei mir den weit übertroffen, iſt aber auch anderer Art, als der, welchen man zu Dresden auf der Elbbrücke empfängt. Wie hier der Strom ſelbſt lebendiger iſt, ſo iſt es auch alles um ihn her. Wie man über die Brücken hinweg iſt und den Steig hinauf wandert, wächſt der Eindruck noch immer; was man geſehen hat, erblickt man bei jedem Fortſchritte anders geſtaltet wieder und immer Neues und Neues hinzu. Doch ſtellt ſich näher bei Bogenhauſen Abnahme ein, und darum möchte vielleicht der umgekehrte Weg vorzuziehen ſeyn. Dieſer hat auch noch das Empfehlende, daß man auf ihm die himmelhohen baieriſchen, Salzburger und Tiroler Gebirge immer gerade vor Augen hat. Wie weit das uns jenſeitige, hohe und ſteile Ufer ſich den Strom aufwärts erſtreckt, weiß ich nicht. Eine gute Stunde aufwärts ſind wir gewandert, und der Blick in das Thal wurde mit

mit jeder Minute entzückender. Max und Anna haben dieſe Ausſichten mit denen auf dem Hügel von Richmont und zu Windſor verglichen, und Helene und ich finden die Vergleichung paſſend.

den 25ſten.

Ich wurde vorgeſtern nicht auf die angenehmſte Weiſe von dieſem Briefe abgerufen. Ich hörte Lärm auf meinem Hofe und faſt in demſelben Augenblick wurde mir auch ein Einquartierungs-Billet überreicht, für einen Colonel und einen Adjutant-Major von Napoleons Garde mit fünf Bedienten, einem Trompeter, neun Pferden und Kutſchen und Karren. Ich hatte Einquartierung erwartet, aber nicht eine ſo ungeheure Belegung meines Hauſes. Wir enthielten uns gleichwohl des Verdruſſes und der Klage, weil wir ſo lange verſchont geblieben waren, und uns auch jetzt noch, in Vergleichung mit unſeren Mitbürgern in der Stadt, für mäßig belaſtet halten mußten. Es iſt unbegreiflich, wie ertragen, geleiſtet, herbeigeſchafft werden kann, was man unter ſolchen Umſtänden ertragen, leiſten und herbeiſchaffen ſieht. Man muß ſich wundern, wie die Märkte der Stadt mit allerhand Le-

bensmitteln noch ſo beſetzt ſeyn können, als man ſie findet, und nicht nur mit Nothdürftigem, ſondern auch mit Ueberflüſſigem. Vorgeſtern Nachmittag wanderte ich mit Helene über den großen Hauptplatz, und wir fanden da eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit von Obſt rund um aufgeſtellt, ausgeſuchtes und gemeines, daß wir uns nicht erinnerten, je an irgend einem Orte einen ſolchen Vorrath beiſammen geſehen zu haben. Daß jetzt die Preiſe aller Lebensmittel ſteigen, verſteht ſich. Die größte Noth iſt nur das Brod. Korn-Vorrath iſt zwar jetzt wieder da, aber es iſt nicht gemahlen, und die Mühlen können ſo viel Mehl, als gebraucht wird, nicht liefern. Das Getümmel um die mit Wache beſetzten Bäckerhäuſer, von Morgens früh vor vier Uhr an bis in die Nacht, iſt ängſtlich anzuſehen. Zu der ſteigenden Theurung, der Laſt und den Koſten der Einquartierung, kommen nun auch noch die Abgaben an Geld. Jeder Einwohner von München hat für's erſte nach Maßgabe der jährlichen Miethe beitragen müſſen, und zwar zehn vom Hundert. Die Gehalte ſind bisher nicht allein richtig, ſondern ſogar im Voraus bezahlt

worden; die es monatlich zu empfangen gewohnt waren, erhielten einen Monat, die es vierteljährlich bezogen, ein Vierteljahr voraus. Geringere Bediente ſind noch auf länger hinaus verſorgt worden. Die Regierung benimmt ſich überhaupt ſo gut, ſo offen und ſo human, es herrſcht in allen ihren Abtheilungen ein ſo biederer Geiſt, daß alle Herzen mit ihr ſind. Auf dem gemeinen Manne laſtet nichts, was nicht der Vornehmſte über das Verhältniß hinaus mit übernimmt. So hat bisher alles noch erträglich geſchienen, und, wenn es ſeyn muß, wird man ſich noch Härteres ohne Murren gefallen laſſen.

---

319. An C. V.

Munic le 6. Nov. 1805.

— Si la guerre du continent ne fût pas survenue, et que ma santé eût pu encore une fois se remettre, ma situation ici serait devenue vraisemblablement la plus agréable que j'eusse pu me souhaiter. Maintenant elle pourra devenir telle, que je ne la supporterai pas. Je n'ai plus un long avenir

devant moi, cela me console. Mais il y a dans cette consolation même une amertume, qui n'est pas celle de la mort. Je ne serai plus, mais il restera des hommes après moi; je suis entouré de ceux, qui me survivront, et je ne peux m'empêcher de sentir mon existence se prolonger en eux. Voilà un avenir dont je ne vois pas la fin; il me fait frémir, il m'accable. Bientôt tout principe de vertu sera éteint en Europe. Où il n'y a plus de vertu, il n'y a plus de véritables lumières. L'intelligence s'éteint dès que le coeur est flétri. Déja il ne convient plus qu'aux femmes d'avoir de l'esprit comme un ange. Pour louer un homme, il faut dire qu'il a de l'esprit comme un démon, et pour le louer encore mieux, il faut s'écrier: c'est un démon. Bientôt on dira de tout homme que l'on verra mû ou retenu par des principes de justice, d'honneur, de vertu, qu'il est sot comme un ange. Un Français de marque m'a fait entendre à Berlin, qu'on désignait maintenant dans son pays toutes les manifestations de cette espèce de sottise par le mot générique

d'idéologie; on n'en veut plus, me disait-il, l'expérience en a fait reconnaître les inconvéniens; il faut se garder des rechûtes et les éviter de loin.

La personne que je viens de citer était bien loin de vouloir faire la satyre de son siécle ou de son pays; elle était très-contente de l'état actuel des choses, surtout en France, et ne cherchait qu'à me faire voir comme elle voyait elle-même; mais on ne vient pas facilement à bout d'un homme aussi imbu d'anciens préjugés que l'est votre ami. Je ne compris pas même d'abord mon répondant. Notre conversation avait commencé par une question que je lui avais faite sur un homme, que je savais qu'il estimait et qui semblait être en discrédit dans ce moment. Ce discrédit lui parut une chose impossible. Je lui dis que j'avais jugé de même, et si bien, que j'avais offert à la personne même de parier avec elle contre son opinion. — Comment, repliqua-t-il, notre ami lui-même avait donc des doutes? Cela me confond et me fait douter à mon tour. Y aurait-il peut-être un peu d'idé-

ologie dans son fait? — Qu' entendez-vous par idéologie? J'entends, me répondit-il, que N. aurait pu faire des objections prises dans son opinion, à des ordres précis, hésiter, modifier, différer. Cela ne convient plus, on ne veut plus de ces idéologismes, il faut se tenir aux principes dont l'expérience a démontré la solidité, ne pas imaginer contre des lois dictées, contre des ordres reçus. J'assurai que certainement N. n'avait rien de ce genre à se reprocher, et qu'on le connaissait bien mal, si on pouvait l'en soupçonner. Mais, ajoutai-je, si je comprends bien ce que vous me dites, un homme, qui aurait ce qu'on a toujours et partout appellé des principes, qui en aurait fait, selon l'ancienne façon de parler, sa religion, et serait prêt à tout moment à sacrifier à cette religion sa fortune et sa vie, cet homme à qui je ne veux pas donner d'autre épithète, ne serait donc plus bon à rien? Mon répondant parut un peu embarassé; puis, après m'avoir fait retirer avec lui dans l'encoignure d'une fenêtre, il me dit en souriant: que ce que je ve-

nais de lui observer, pouvait être vrai jusqu' à un certain point pour le moment, mais que cela ne durerait pas. Que le grand homme, qui gouvernait à présent en France, avait placé partout des germes dont on verrait peu-à-peu éclore les plus beaux fruits. Qu'il fallait laisser à ces germes le temps de se développer et en attendre la saison. Ne les pas laisser sous terre, serait les perdre. Que cette terre s'ouvrirait et qu'on en verrait sortir toutes les prospérités. Que toutes les mesures et les précautions que je voyais prendre n'étaient que pour que cette végétation secrète ne fût pas troublée. Qu'il fallait empêcher les hommes de force, pour leur propre salut, de ne pas prévenir les temps, et par cette raison ne leur pas même présenter des espérances; que c'était le seul moyen de leur faire attendre patiemment et tranquillement l'état heureux et glorieux qu'on leur préparait. — —

---

320. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 17ten Dec. 1805.

— — O wie wirft ſich die Zeit durch einander, Heinrich! Und immer bereitet ein Chaos nur ein neues vor! Wahrlich nur die Buchläden ſind die Kaſamatten der Zeit; über den chaotiſchen Waſſern ſchwebt der gedruckte Geiſt. Ohne Bücher wäre die verdorbene Wel — die ſich nicht immerfort wie ſonſt mit Völ kerquellen aus Norden erfriſchen kann, und die zuletzt keine anderen Natur-Wilden zur Lehre und Wehre mehr haben wird, als die ſie ſelber erzeugt unter dem Namen Kinder — zugleich eine verlorene Welt, eine gerichtete ohne Auferſtehung. Aber Licht wird zuletzt alles beſiegen, nicht nur das Feuer. Was wäre nicht zu ſagen und zu hören, Lieber, wenn ich an Deinem Tiſche ſäße, oder Du an meinem? —

---

321. An Jean Paul Friedrich Richter.

München den 19ten Jän. 1806.

Lieber! Ich will Dir heute mit Gewalt ſchreiben, mein Brief mag ſo trocken werden als er will.

Es geht mit mir gewaltig und immer ſchneller bergab, und wenn Du Wort hältſt und mich im Frühjahr beſuchſt, ſo wirſt Du ſehen, daß es ſchon nicht mehr der Mühe lohnte; und ich werde Dich dahin bringen, daß Du es geſtehen mußt, wenigſtens durch ſichtbare Verlegenheit beim Leugnen. Daß Du in meinem Hauſe einkehrſt, verſteht ſich. Das Quartier wird Dir gefallen, auch die Stadt München. Ihre nächſten Umgebungen ſind ſchön, die einzige Seite ausgenommen, von der Du ankommen wirſt. An dieſer haben die Herzoge, Kurfürſten und Kaiſer ihre Luſtſchlöſſer angelegt.

Auf Deine Erziehungslehre bin ich begierig, vornehmlich darauf, wozu man jetzt erzogen werden ſoll, und wie und durch welche. Praktiſch wirſt Du doch ſeyn wollen, zumal da Du ſelbſt ſchon mehrere Kinder haſt. Viele Leute, Geiſtesverwandtnachbaren von Dir, tröſten ſich jetzt univerſalhiſtoriſch. Sich und Andern univerſalhiſtoriſch zu rathen und zu helfen iſt nicht ſo leicht, da einen die Individuen mit der gegenwärtigen Zeit beim Kragen halten.

Deine Vorſchule habe ich mehr als einmal und, dem größten Theile nach, mit Be-

wunderung und Entzücken geleſen. Jetzt laſſe ich mir die Flegeljahre vorleſen und bin im zweiten Hefte. Viel Herrliches habe ich ſchon gefunden, aber über manches komme ich auch nicht ohne Verdrießlichkeit weg, und muß ſchelten und brummen und mich wundern.

Meine hieſige Lage, wie ſie ſich geſtalten wird, weiß ich ſelbſt noch nicht. Komm und ſiehe. Unterdeſſen thue das Deine um unſerem Briefwechſel wieder aufzuhelfen. Ich liebe und umarme Dich von Herzen.

---

322. An Charles de Villers nach Lübeck.

Munic le 20. Janv. 1806.

— — Je ne me rappelle plus exactement comment je me suis expliqué dans ma lettre à C. V. sur votre discours couronné, mais il est impossible, que je n'en aïe pas parlé avec estime et même avec admiration. Je suis même certain, que dans la critique mêlé à mes éloges mes expressions ont été telles, que j'aurais pu me les

permettre, étant assis gaiement à table entre vous et C. V., nous connaissant, comme nous nous connaissons. Mon seul regret et ma seul critique était, que vous faisiez souvent violence à la langue dans laquelle vous écriviez, non par ignorance, mais puisque tel était votre bon plaisir, et que ce goût de violence que j'appellai votre courage, se faisait remarquer plus ou moins dans tout votre faire comme auteur. Vous ressemblez un peu à Bonaparte, quand il a dit: et si les Anglais étaient dans le fauxbourg St. Antoine, je répéterais encore, qu'il faut rendre Malte; et de temps en temps aussi, et quand il y a urgence, vous vous permettez de composer comme son ministre des affaires étrangères, quand il avait par exemple à prouver, que l'occupation de Lindau valait bien celle de l'état de Gènes, et que l'Europe aurait bien plus raison de songer à ce que l'Empereur de Russie se permettait contre la Turquie, que d'imaginer des inquiétudes sur la conduite innocente de son maître à l'égard de la Hollande et des états d'Italie.

— — Je ne puis rien vous dire encore aujourd'hui touchant M. N. Nous sommes si prodigieusement occupés de l'arrangement de notre royaume, en attendant que nous en apprenions l'étendue et les véritables limites, qu'il n'y a pas moyen de songer à autre chose. Avant cette époque nous étions absorbés par les embarras de la guerre. Ce qu'on voit se passer ici à la suite de ce qui s'y est passé depuis cinq ans, pourrait rappeller le conte des trois souhaits, et faire craindre un dénouement à-peu-près pareil. Comme tout le monde, vous avez connu de ces hommes incommodés au physique, qui après voir usé pendant quelque temps de toutes sortes de conseils et de remèdes, mécontens de leur effet, y renoncent avec humeur et se persuadent, que le seul bon parti à prendre est de laisser faire la nature, c'. à. d. le hasard, et d'être content de sa santé telle qu'elle est. C'est à-peu-près notre histoire au moral. Il ne faut pourtant pas désespérer de la chose publique. Nous sommes au moment où il se peut faire une nouvelle crise; et à force de changemens peut-

être rencontrera-t-on une direction vers le mieux.

Que ne donnerais-je pas, mon ami, pour vous entendre faire le récit de ce que vous avez vu et observé pendant les deux années de votre séjour à Paris! Dites-moi quelque chose, je vous prie, sur l'état présent de l'instruction publique en France, et si vous croyez, qu'on parviendra à en éloigner de plus en plus ce qui devrait en être partout la fin première et derniere: l'homme moral. La nation française consentira-t-elle à devenir une nation barbare? J'aime à croire qu'il sera impossible de la dégrader entierement. J'ai été confirmé dans mon espérance par le grand succès qu'a eu la tragédie des Templiers. J'ai lu cette tragédie et j'en ai été transporté. Il y a dans cette pièce un goût de Sophocle, en général un esprit poëtique, une véritable inspiration, tout-à-fait nouvelle en France.

— Un des grands inconvéniens de Munic est, qu'il n'y a pas une seule librairie passable ici Il faut tout faire venir ou attendre 2 à 3 mois. Il y a une con-

solation; c'est que la bibliothèque publique est une des plus riches de l'Allemagne en toutes sortes de trésors littéraires, et qu'elle fait venir toutes les nouveautés remarquables. Au musée on trouve toutes les gazettes littéraires et politiques. La présence de l'armée française et de Napoléon même n'a pas empêché qu'on n'y lût le Morning post, la Revue britannique, enfin tous les papiers. A la premiere entrée des français un maréchal a voulu faire le soupçonneux, on a ouvert quelques lettres à Augsbourg, on a voulu mettre en surveillance ici 3 ou 4 personnes; mais l'Empereur lui-même y a mis ordre. Il s'est borné à recommander aux autorités plus de circonspection dans l'expédition et l'acceptation des passeports; on a délibéré là-dessus, et la paix est venue. Il paraît certain aujourd'hui que Napoléon veut s'abstenir de se mêler de notre intérieur. Vous êtes bien heureux, dit-il à notre bon roi, d'oser vous mêler a la foule comme vous faites, sans être accompagné de personne. C'est encore un grand bien pour ce pays, que le roi a pu voir

clairement à l'occasion de la dernière guerre, qu'on l'avait trompé en lui insinuant qu'il s'était aliéné le coeur de ses peuples par ses réformes. Ses sujets ont montré une ardeur pour ses intérêts, un dévouement, un esprit national, comme il n'y en avait pas eu précédemment d'exemple; il en a été pénétré. —

---

323. Von F. L. Grafen v. Stolberg.

Lütgenbek bei Münſter den 7. Mai 1806.

Du wirſt vielleicht ſchon wiſſen, was ich Dir mit tiefgerührtem Herzen melde. Am 27ſten v. M. übergab die Gallitzin ihre ſchöne, große, liebevolle Seele in die Hände Gottes. Seit vorigem Herbſt hatte ſie weit mehr als je an iſchiatiſchen Schmerzen gelitten. Seit dem 3ten März lag ſie im Bette. Das Uebel ergriff die Eingeweide; dieſe wurden entzündet. Hieraus entſtand eine Waſſerſucht. Sie hat während acht Wochen unausſprechliche Pein gelitten. Ihr innerer Friede blieb unangefochten; ihr ganzes Weſen war Glaube, Hoffnung, Liebe. Jedesmal daß wir ſie ſahen,

ergriff uns der Anblick ihres äußeren Zuſtandes und Ausſehens; wir verließen ſie nie ohne Troſt des Himmels. Ihr Ende war nicht ſanft, aber triumphirend, wie das Ende der Märtyrer. Ihr Puls hörte auf zu ſchlagen unter ſchrecklichen Schmerzen. Ihr letzter Gedanke war Dankgebet für ſo eben empfangene heilige Communion.

Du haſt ſie gekannt, das heißt, geehrt und geliebt, wie man wenige auf Erden ehren und lieben kann. Du kannſt Dir meinen und Sophiens namenloſen Verluſt vorſtellen. Ich war ſehr beſorgt für Fürſtenberg; Du weißt, wie er ſie liebte, und ſie ihn. Er hat an ihrem Todestage die Kraft gehabt, den jungen Theologen die Frequentirung eines äußerſt unchriſtlichen Profeſſors der Theologie, den die Preuſſen hergeſetzt haben, zu unterſagen, und ins Kapitel zu gehen, um dieſe Maßregel anzuzeigen. Er läßt Dich grüßen und Dir ſagen, daß er nie ohne Liebe und Wehmuth an Dich denke.

Lebe wohl, lieber Jacobi. Ich habe das vorige Jahr die Unruhe und Sorgen Deiner Lage ganz mit Dir getheilt. Aber wir ſind beide in einem Alter, welches uns lehrt, die

Beſchwerden und den Kummer dieſes zeitlichen Lebens als Mückenſtiche eines ſchwülen — wohl ſchwülen — Abends zu empfinden.

Meine Sophie empfiehlt ſich mit mir Deinem und Deiner Schweſtern gutem Andenken. Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

---

324. An F. L. Grafen v. Stolberg.

München den 15ten Jun. 1806.

Wohl, Lieber, habe auch ich ſie gekannt, geehrt und geliebt, die nun von der Erde befreite! Ich kann ihn ganz fühlen, Deinen und Sophiens namenloſen Verluſt. Nicht zu vergeſſen Geſichte des Göttlichen, wo ſie mir wurden, iſt die unabläſſige Sorge meines leidvollen Alters. So traure ich mit Euch und tröſte mich mit Euch.

Man ſchreibt mir, Ihr würdet Münſter verlaſſen und wahrſcheinlich nach Sachſen ziehen. So kämet Ihr mir wieder näher, und ich dürfte hoffen, Euch noch einmal wieder zu ſehen. Doch der Hoffnung des ſich wieder ſehens iſt nur zu viel geworden; ſie darf überall, aus jeder Entfernung laut werden;

denn wer mag ſagen, daß er eine bleibende Stätte hat, einen Aufenthalt nur bis zum morgenden Tage? Ich muß hinzuſetzen: es iſt auch keine Flucht mehr. Ehemals wanderten die Völker, jetzt wandert ihnen der Boden unter den Füßen hinweg, und ſie taumeln vorwärts und rückwärts über einander hin und her. O, wie war es köſtlich noch vor zwölf Jahren, da ich mich retten konnte nach Holſtein in die Arme meiner Freunde! Wo iſt nun ein Zufluchts-Ort, dem man vertrauen dürfte bis zum nächſten Frühling? Ehe Du zugerüſtet haſt, langen die Flüchtlinge an, daher, wo Du hin wollteſt.

Napoleon ſoll geſagt haben, er werde nicht ruhen, bis ſeine Dynaſtie die älteſte in Europa geworden ſey. Ich zweifele, daß er ſelbſt dieſe Worte ausgeſprochen habe; aber unwiderſtehlich dahin getrieben, daß er ſie erfülle, ſehe ich ihn mit jedem Tage mehr.

Habe Dank, Lieber, für Deinen Oſſian, den mir Perthes zu meiner großen Freude in Deinem Namen geſandt hat. Iſt keine Hoffnung zur Vollendung Deines Aeſchylus? Und haſt Du nichts für meinen armen Freyburger in ſeine Iris? Er wird im Auguſt mit Weib

und Kind auf ein paar Monate zu uns kommen.

Ich lebe hier ſehr ſtill und ziemlich einſam. Was ich gerne noch ausarbeiten und bei meinem Leben bekannt machen möchte, iſt das Syſtem meiner Ueberzeugungen. Es fehlt mir jetzt nichts als der Beiſtand meines Leibes, der aber eben jetzt auch ſchwerlich zu haben ſeyn wird. Früher verſagte der Geiſt mir die Vollendung.

Möge es Dir und Sophien und Euren Kindern ſo wohl gehen, als ich es Euch aus treuem, liebevollem Herzen wünſche. Sage Fürſtenbergen in meinem Namen aus Deiner ahndungsvollen Seele, was die meine Dir anbefiehlt. Mit uns allen ſey Gott, der, wie Lavater irgendwo anführt, „jedem begegnet; wer ihn nur grüßen könnte.“

Ich umarme Dich mit unſterblicher Freundſchaft.

---

325. An Friedr. Köppen nach Bremen.

München den 16ten Sept. 1806.

— — Die Fichte'ſchen drei neuen Bücher habe ich geleſen; zuerſt die Anweiſung, hierauf die Grundzüge, und zuletzt die Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten. Weit den mehrſten Genuß haben mir die Grundzüge gewährt, die ſehr viel vortreffliches enthalten, was Fichte nicht aus ſeinem Syſtem, ſondern in daſſelbe geſchöpft hat. Man kann dieſes vortreffliche ohne weitres abgießen aus dieſem Gefäß in ein anderes, und ihm das ſeine zurückgeben. Ueber die Anweiſung zum ſeligen Leben hätten Sie gedrucktes von mir zu leſen bekommen, wenn ich nicht krank geworden wäre. Jetzt habe ich einen Brief an Fichte ſelbſt angefangen, der aber wahrſcheinlich Fragment bleiben wird. Er hatte mir ſeine drei Werke geſchickt, und ſehr freundſchaftlich dazu geſchrieben. Deſſen was ich Ihnen über die in dieſen Schriften enthaltene, alt- und neuFichte'ſche philoſophiſche Lehre zu ſagen hätte, iſt zu viel, als daß ich in dieſem Briefe davon anfangen möchte. Ich bin un-

tröſtlich darüber, daß Sie nicht bei mir ſind, und ich nicht an den Mann bringen kann, wovon ich den Kopf und das Herz voll habe zum Ueberlaufen. Meine Einſicht in das Seichte und Verkehrte der neueſten Philoſophieen wird mit jedem Tage vollkommener und tiefer; ich möchte es von den Dächern predigen, nnd habe nur keine Füße um hinaufzuſteigen, keinen Athem zu einer vernehmbaren Rede.

---

326. Aus einem Briefe (wahrſcheinlich an Dohm von 1806 oder 1807).

..... „Es iſt unmöglich, daß, wen alle haſſen, in der Dauer über alle herrſche!“... Ich für meinen Theil fühle mich jetzt auch weniger gebeugt und gekränkt, als ſeit Monaten. Einmal, ſterben wir auch ab, als ein thatenloſes hülfloſes Volk, — ich ſehe doch, es giebt eine Menge ächt deutſcher Gemüther; die werden den Saamen der Freiheit gewiß unvertilgbar weiter tragen, und ſo ein neues Geſchlecht deutſcher Art entſtehen und weiter blühen. Deuſchland geht nicht unter! und

dann, ich habe Hoffnung, auf Erfahrung, auf genaue Beobachtung und Thatſachen gegründet! Dieſe Ruhm- und Regierungswuth hat keinen Raum auf dieſem Erdball hienieden.

Einmal ſich begnügend und gemäßigt verfahrend — wir wären verloren; der Strick feſt um den Hals; aber das iſt nicht zu befürchten.

Ich weiß, daß der Aberglaube an ſich ſelbſt ſo weit geht, daß er ſich noch wird anbeten laſſen. Er hat ſo gar keinen Glauben an Etwas Ober oder Unter; Er hat ſo ſich nur allein; er ſieht ſich — wie ſoll ich ſagen? es iſt ja außer dem Kreiſe der Menſchheit — ſo beſtimmt als das Werkzeug des Fatums an; er will nicht, er wird gewollt durch ſich ſelbſt — daß das Schrecklichſte noch an den Tag kommen wird, was bis jetzt nur in dunkeln Sagen herumirrt.

Cardinal Maury, haſt Du geleſen, arbeitet an einem Plane zur Vereinigung aller Religionsparteien. Man ſchreibt, der Kaiſer werde ſich dann zum Oberhaupte dieſer Geſammtkirche ernennen laſſen.

Bewundert habe ich, wie man ſich zu modificiren weiß. Die Rede des Königs von

Holland iſt ſo ganz anders, als was bis jetzt proclamirt wurde an meine Völker, die Leidenſchaft und Verſtand haben, im Süden. Hier wird geſprochen zu Völkern, die Tugend und Freiheit beſitzen.

Lies doch ja Fichte's Grundzüge der Zeit. Du wirſt daraus am beſten die Aufſchlüſſe erhalten, die zum Begreifen des Weſens des Gewaltigen gehören. Denn ſo gewiß Er ein Grundzug der Zeit iſt, iſt es Fichte auch. —

---

327. Aus einem Briefe an C. V.

Munic le 24. Déc. 1806.

Ce que je crains, c'est que bientôt nous n'aurons plus de journaux du tout, plus d'écrivains, plus de lecteurs, plus de libraires; on nous dira que l'Alcoran, c. à. d. les feuilles officielles suffisent à notre instruction; on suivra en tout point les conseils de l'abbé Sabatier de Castres. Mais on aura beau faire, on ne tuera pas l'histoire; le génie de l'humanité se fera jour à travers toute la corruption du siécle où nous vivons; il rendra compte} en son

temps de ce qu'il a opéré en secret au milieu des éclats d'une guerre folle, entreprise contre lui; il attachera des grelots aux couronnes de laurier dont ses ennemis s'étaient trop vite décorés. Je voudrais qu'un historien comme Jean Muller fit un essai d'écrire l'histoire de nos jours comme on l'ecrira après 30 ans, et qu'il fût en lieu de sureté pour la publier.

---

328. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 6ten Sept. 1807.

Lieber Heinrich, ein Briefchen iſt doch immer beſſer als kein Brief. Nimm es denn an als Weiſſagung großer Briefe, die einer von uns beiden ſchreiben wird.

Zum Glücke ſagt mir zuweilen ein Reiſender, daß Du zwar im Schlafrocke, aber doch nicht im Bette biſt. Deine akademiſche Rede, auf die ich nicht bloß wegen ihres erhaltenen Lobes, ſondern wegen ihrer Dicke ſo begierig bin, habe ich hier noch nicht aufgetrieben, aber meine Stellnetze darnach ſchon ausgeſtellt. Du ſollſt darin „viele Wahrhei-

ten" geſagt haben, d. h. ſcharfe. Sonderbar, daß die Menſchen unter Wahrheiten ſagen nur tadelnde, nie lobende meinen; ſo ſchwer und ſelten iſt dieſen guten Seelen das Tadeln.

Schlichtegroll habe ich um die Leute und ihre Adreſſen gebeten, wodurch man in die Akademie hineinkommt; ich ſehe beim Henker nicht ein, warum ich gar nichts werden und haben ſoll.

Eben lege ich Aſt's Geſchichte der Philoſophie aus der Hand, die mir ſehr gut zu ſeyn ſcheint, und worin man die immer dünner auf einander liegenden Luftſchichten bis zum Ausgehen des Athmens herrlich hinter einander durchſteigt. Aſt hält Schelling für den vorhöchſten und ſchließt mit einer Verweiſung auf eine Luftſchicht oder ein Werkchen von ihm ſelbſt, das natürlich erſt ein anderer philoſophiſcher Hiſtoriker einzuſchalten hat. Hegel ſogar überraſchte mich — nach ſeinem verworrenen Denken und Schreiben gegen Dich — in ſeinem neueſten philoſophiſchen Syſtem durch ſeine Klarheit, Schreibart, Freiheit und Kraft.

329. Von Joh. Fr. Flatt, Prof. der Theol. in Tübingen.

Tübingen den 29ſten Sept. 1807.

Innigſt beſchämt fühle ich mich darüber, daß ich die Erfüllung der Pflicht, Ew. für den letzten mir gegebenen Beweis Ihrer ganz unverdienten Gewogenheit meinen ehrfurchtsvollen Dank darzubringen, bis jetzt aufgeſchoben habe. Entſchuldigen kann ich dieſe ſo lange Zögerung nicht. Aber, im Vertrauen auf Ihre edle Denkart und auf Ihre längſt gegen mich bewieſene ausnehmend gütige Geſinnung, und bei dem Bewußtſeyn, daß nicht Mangel an Verehrung gegen Sie, Verehrungswürdigſter, ſondern manche zufällige Umſtände (z. B. Ungewißheit Ihres Aufenthaltes und der Art, einen Brief ganz ſicher in Ihre Hände zu bringen) Urſache meines langen Stillſchweigens ſind, glaube ich doch zuverſichtlich hoffen zu dürfen, daß Sie meine ehrerbietige Bitte um nachſichtsvolle Beurtheilung meiner Langſamkeit, und die zwar ſehr ſpäte, aber gewiß aufrichtige Verſicherung meines lebhafteſten Dankes für das letzte höchſt ſchätzbare Geſchenk, mit dem Sie mich beehrt haben, genehmigen werden.

Würde mir das Glück noch in dieſem Leben zu Theil, Ihnen meine große Verehrung perſönlich bezeugen zu können, ſo würde einer meiner angelegentlichſten Wünſche erfüllt. Sollte ich aber auch nie die Freude haben, Sie in dieſer Welt perſönlich kennen zu lernen, ſo darf ich doch mich der Hoffnung freuen, Sie einſt in dem überirdiſchen Reiche Gottes und Chriſti, Sie einſt in dem Reiche zu finden, in welchem alle Verehrer Gottes und Chriſti zuſammen bei dem Herrn ſeyn werden allezeit, und ſeine Herrlichkeit ſehen.

Gott ſchenke Ihnen, Verehrungswürdigſter, die Freude, für ſeine Zwecke in dieſer Welt noch recht lange und mit dem glücklichſten Erfolg fortzuwirken, und einſt in jener Welt recht viele ewig bleibende Früchte Ihrer edlen und wohlthätigen Wirkſamkeit zu ſehen!

Nehmen Sie das angeſchloſſene Exemplar der, von einem meiner Freunde und von mir herausgegebenen, Predigten meines unvergeßlichen mir ewig theuren Lehrers und väterlichen Freundes, Storr, als ein kleines Zeichen meines ehrfurchtsvollen Andenkens gütig auf.

---

330. An Friedrich Bouterwek nach Göttingen.

München den 12ten Jän. 1808.

Ich mache mich endlich auf die Beine, mein Theuerſter, um Ihre zwei lieben Briefe zu beantworten. Ich ſage, auf die Beine, weil ich meiner kranken Augen wegen dictiren muß, und dabei herumgehe, aus Ungeduld über das Elend. Zuerſt will ich mich mit Ihnen freuen über den Sohn, der Ihnen geworden iſt, dann Ihnen danken, daß Sie ihm meinen Namen gaben und zu ſeinem Pathen mich ernannten. —

— Das wunderlich zuſammengeſetzte Schiff, das ich führe, hat ſich vor verborgenen Klippen und noch mehr vor Sandbänken zu hüten, und ich habe für's erſte genug zu thun, es über Waſſer zu halten. Von meiner Reiſe damit ſollen Sie mehr erfahren, ſobald ich eine gewiſſe Station, nach der ich ſteure, erreicht habe.

Ich danke Ihnen für die freundſchaftliche Beurtheilung meiner Abhandlung über gelehrte Geſellſchaften in den Gött. Anzeigen. Vielerlei iſt Urſache, daß dieſe Schrift nicht um vie-

les beſſer geworden iſt. Ich habe nicht Zeit zu erzählen, um mich zu rechtfertigen.

Vorigen Sonntag las ich mit Breyer noch einmal Ihre treffliche Abhandlung über die Wiederherſtellnng der Moralphiloſophie. Es war gut, daß Sie nicht dabei waren; ſonſt hätten wir Sie nicht loben dürfen, wie wir Sie gelobt haben.

331. An Göthe.

München den 19ten Febr. 1808.

Der Dank, den Du mir geſchrieben haſt, war mir lieb, und ich will mehr verdienen. Ich weiß, daß, was ich Dir heute ſende, Dir große Freude machen wird. Es ſind Steindrücke nach ganz köſtlichen Handzeichnungen von Albrecht Dürer. Du ſollteſt ſie als ein Geſchenk von mir erhalten, und mußt ſie nun als ein Geſchenk des Unternehmers dieſes Werks, des Ober-Bibliothecars von Aretin, annehmen. Ich mußte ihm, weil die Blätter noch nicht ausgegeben werden, meinen Wunſch, Dir vor allen andern eine Freude damit zu machen, eröffnen, und da ließ er es ſich nicht nehmen, daß er ſelbſt ſie Dir verehren wolle.

Ich lege zwei Broſchüren bei. Aus der einen wirſt Du ſehen, wie es um mich, aus der andern, wie es um Dich ſteht. Es mögen nun vier Jahre ſeyn, da erzählte mir jemand, der aus Jena kam, man ſage dort laut, es werde bald um Göthe ſtehen, wie jetzt ſchon um Wieland, wegen des ungeheuren Fortgangs. Ich hielt das für eine Poſſe. Aber man hat viel ungeheurliches nicht glauben wollen in unſern Tagen, bis man es mit Augen ſah. —

Werner, der Sohn des Thales, ſcheint mir auch zu der Gattung Menſchen zu gehören, in und an denen, wiſſentlich und unwiſſentlich zugleich, der Ernſt zum Spaß und der Spaß zum Ernſt, die Grimaſſe zur Phyſiognomie, und die Phyſiognomie zur Grimaſſe wird. Solches Spiel treiben und mit ſich treiben laſſen, zerrüttet unfehlbar auch die vornehmſten Naturen. Der Dichter iſt Seher, und darf eine Lüge erſinnen, ihr dienen, ſich ihr hingeben. Die entgegengeſetzte Lehre: er müſſe nur Lüge erſinnen, bloß Geſtaltungen ohne Inhalt, und der abſolute Phantaſt ſey das wahre Götterkind, iſt ein neuer Einfall, deſſen eine beſſere Nachwelt ſpotten wird.

Ich denke zunächſt an Werner und ſeinen Attila. Er wird oder kann Dir geſagt haben, daß ich ihm die zwei erſten Aufzüge ſehr gelobt, die drei folgenden aber eben ſo hart getadelt habe. Er glaubte, das Myſtiſche wäre mir fremd und zuwider. Ich verſicherte ihm, daß mir im Gegentheile das Hohe und Wahre darin zu lieb ſey, um zu ertragen, daß man bloß damit gaukle und es en masquerade aufführe. Das iſt überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß ſie den Parnaß zu einem Redouten-Saale macht, und dann ſpricht: dieß iſt die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung! — —

332. An Christine Reinhard, geb. Reimarus.

München den 4ten Mai 1808.

Was Helene Ihnen von mir geſagt hat, meine theuerſte, innigſt geliebte Freundin, warum ich keine Briefe ſchreibe, keine ſchreiben kann, iſt wahr; aber das allerwahrſte, und was Sie ganz beſonders angeht, hat ſie Ihnen nicht geſchrieben, nämlich, daß ich gerade das, was ich Ihnen geben möchte, ſelbſt nicht

habe, ein frohes Herz, einen gewiſſen Geiſt. Nur aus dem Innerſten der Seele mag ich mit Ihnen reden, und das Innerſte meiner Seele iſt finſter und traurig. Was ich ehemals poſitiv war, bin ich jetzt faſt nur noch negativ, d. h. ich weiß, daß das Entgegengeſetzte von jenem Lüge und Thorheit iſt; aber wo iſt Wahrheit? Sie iſt in die Hände von Räubern gefallen, die ihr zwar einen Purpurmantel umhängen und einen Zepter in die Hand geben, aber ſie auch mit Dornen krönen und ihr ins Angeſicht ſchlagen. Die Worte der Wahrheit, die ich dreißig und mehr Jahre lang geredet habe, nimmt jetzt die Unwahrheit überall in den Mund und macht ſie zur Fabel. Ich höre, und es iſt oft meine eigene Rede, die ich vernehme; dennoch iſt der Geiſt darin Lüge und durch und durch ungöttlich. Das ſagen jene aber auch von meinem Geiſte, und ihre Zahl iſt Legion; ich dagegen bin nur Einer und muß ſo an mir ſelbſt faſt irre werden. Und wo iſt nur etwas in unſern Tagen, woran man freudiger wieder zu ſich ſelbſt kommen und ſich ermannen könnte? Es iſt als wenn Himmel und Erde vergehen und nichts übrig bleiben ſollte.

Glauben Sie aber nicht, theuerſte Freundin, daß ich, weil ich ſehe und empfinde, wie ich geſchrieben habe, nun auch vom Morgen bis zum Abend nichts thue als die Hände ringen und weinen. Ich habe aus dem Candide die koſtbare Maxime behalten: qu'il faut toujours cultiver son jardin, und befolge ſie redlich. Ich arbeite für das Heil von Baiern, als hätte ich die feſteſte Zuverſicht, hier das ewige Jeruſalem zu gründen. Meine Freunde, unter denen vortreffliche Männer ſind, ſchaffen mir auch Troſt und Erheiterung. —

Nehmen Sie mit meinem Schwarz auf Grün — lieber ſchriebe ich Grün auf Schwarz — vorlieb. Wie ich Sie hochachte, liebe, bewundere, ſagen keine Worte. Solche Gefühle ſind doch Grün auf Schwarz. Bleiben Sie mir gut.

---

333. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 22ſten Jul. 1808.

Mein theurer Heinrich, Wie kamſt und kommſt Du über dieſen Sommer hinweg, der mit

allen ſeinen Farben doch nur eine ſchillernde Giftſchlange der Nerven iſt?

Ich wünſchte, ich wüßte noch eine Lobrede auswendig, die ich Dir über den Manns-Styl, die Mannskraft und das Geſchicht-Auge Deiner Antritts-Rede halten wollte: jetzt habe ich alles vergeſſen. Sage mir lieber ſelber, war ſie denn wirklich ſo vortrefflich, als ich und meine Bekannten ſie gefunden?

Ueber das politiſche Jetzt möchte ich Dich vor allen in Europa am erſten hören. Freilich, ehe ich mich ſelbſt darüber hören ließ in meiner Friedenspredigt, wär' es noch zehnmal beſſer geweſen. Geſchichte — Geſchäfte — ein philoſophiſches rechtes, ein poetiſches linkes Auge — und die Ahnung und Pflege der ſittlichen Welt — mit dieſem zuſammen könnte, glaub ich, ſogar ein Mönch, ein Ximenes, alle Staatsmänner im Errathen überflügeln.

Mich engt die Unentſchiedenheit der jetzigen Welt in allen meinen Planen ein, oft in ſolchen, die ſich auf ſechs Groſchen oder ſechs Schritte belaufen. Indeß wird mir doch die Ueberzeugung immer durchgreifender, daß ja überall die äußere Welt nur von einer Unentſchiedenheit in eine andere überſchwanke, und

man alſo, um etwas zu wagen, warten müßte, bis der jüngſte Tag nicht nur, ſondern auch das jüngſte Gericht vorüber wäre. So fiel es mir neulich recht ſtark auf, als eine Selbſtdummheit, daß ich durchaus nicht froh ſeyn wollte, weil einige Befürchtungen, nicht zehn Jahre Hoffnungen vor mir lägen. —

— — Nichts giebt's, worüber ich lieber Deine beſtimmte Meinung — wovon Du nur das Allgemeine in Deinen Schriften giebſt — hören würde, als den Punct, worüber die jetzigen Schwärmer nicht einmal viel ſchwärmen, weil ihnen mehr an ihrem Woher als Wohin gelegen iſt. Herderiſche, ſogar Lavateriſche Analogieen, über das beſtimmte Ob und Wie der Zukunft, ſind mir gleichſam Hin- und Herſchritte und Wendungen in einem finſtern Bergwerk, in dem man auf dem Boden einen lichten kleinen Fleck erblickt; man trift vielleicht doch endlich mit dem Auge oben den Stral, der ihn macht und der in den Himmel ein wenig ſehen läßt. —

---

334. An Jean Paul Friedrich Richter.

München den 13ten Sept. 1809.

Lieber Jean Paul, Es mögen drei oder vier Monate ſeyn, da las ich im Morgenblatt die Auszüge aus Deinen Dämmerungen, und freute mich ſo ſehr darüber, daß ich Dir ſchreiben wollte, um Dir für dieſe Labung zu danken. Nun habe ich geſtern im Morgenblatt die zwei neuen Auszüge aus den Dämmerungen geleſen, und mich von neuem ſo über Dich gefreut, daß ich nun wirklich dieſes Blatt an Dich dictire.

Köppen wird Dich, glaube ich, nächſtens beſuchen. Von ihm wirſt Du recht genau erfahren können, wie es um mich ſteht, und auch einigermaßen, wie meine Verhältniſſe ſind. Ich wollte, mein König nähme ein Beiſpiel an dem Fürſten Primas und gäbe Dir ſo viel, daß Du nach München ziehen und ſeine Akademie der Wiſſenſchaften ſchmücken könnteſt. Wie iſt aber der gute Primas dazu gekommen, Dir Werner beizugeſellen, und ein Gleiches für euch beide zu thun? Indeſſen haben wir uns alle ſehr gefreut, daß doch einmal etwas für Dich von einem aus dem Vaterlande gethan worden iſt. Möchte nur

auch für unſer Vaterland ſelbſt geſchehen, das ihm frommte! Jüngſt, da ich in Herders älteſter Urkunde etwas nachſchlug, ſtieß ich auf folgende Stelle aus einem Propheten: „Es weiden uns Hirten, die uns nicht kennen, die unſere Sprache nicht verſtehen. Sie freſſen uns und können's nicht genießen, zertreten uns und wiſſen's nicht mehr. Die Aſche unſerer Häupter iſt ihnen Weihrauch und das Geſchrei der elende Geſang ihres Ruhms."

Ich bin gegenwärtig daran, mein altes, vor 13 Jahren in Hamburg angefangenes Werk über Offenbarung zu vollenden. Ob ich es wirklich noch zu Ende bringen werde, iſt die Frage, denn meine Kräfte nehmen immer mehr ab. Ich wollte, ich hätte Dich hier, und könnte Dir, was von meinem Werke fertig iſt, vorleſen. Du ſchriebeſt es dann vielleicht an meiner Stelle zu Ende. Mir will oft aller Muth und alle Luſt vergehen, wenn ich um mich ſchaue und niemand erblicke, der mir für das zeugte, was ich Wahrheit nenne, als etwa Dich. —

Nimm vorlieb mit dieſem dürftigen Schreiben. Du mußt Mitleiden haben mit dem abgelebten, kranken Manne, und ihn lieb

beßalten ſeine wenigen noch übrigen Tage. Ich herze Dich brüderlich *).

---

335. An C. V.

Munic le 23. Sept. 1809.

Je suis occupé à achever un ouvrage que je regarde comme mon testament philosophique. Toutes mes convictions y seront exposées avec leurs fondemens, et je tâche surtout de faire voir comment j'ai pu les conserver au milieu des révolutions que la philosophie a éprouvées en Allemagne depuis 30 ans, et malgré les progrès qu'a faits presque dans toute l'Europe une doctrine tout-à-fait contraire. Tout le monde est naturaliste: je ne le suis pas, et je veux le confesser encore une fois hautement et vigoureusement avant de mourir. Mon ouvrage est fort avancé, et si j'étais encore comme vous m'avez connu, je pourrais dire avec une espèce de certitude, qu'il serait achevé dans deux mois;

*) Eine Abſchrift des Briefes 331. war dieſem beigelegt.

maintenant, dans l'état de santé ou je suis, je ne puis plus répondre de rien.

— O, mon cher U. si vous saviez comment je songe aux jours que j'ai passés avec vous! Quel serait mon bonheur, si je pouvais vous posséder ici, comme je vous ai possédé autrefois à Eutin! Dites-moi, que je vous reverrai!

---

336. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 21ſten Sept. 1809.

Deine liebe Handſchrift fuhr wie ein Sonnenblick aus dem Winterhimmel in mein Aug' und Herz, lieber Heinrich. Ich erfreue mich, daß Du mich nicht ganz vergeſſen haſt, und will daher nicht wägen, wie groß das Stück iſt, das Dir von mir geblieben. Eigentlich ſollten Freunde in dieſer dumpfen Zeit ſich näher an einander drängen, um gegen die Verflüchtigung der Plane und Ausſichten und der äußeren Thätigkeit ſich durch die innere der Liebe und der darin zurückwirkenden Vergangenheit einen feſten Lebenskern zu bewahren. Es geſchieht aber gerade das Gegentheil; die

Menſchen lieben einander weniger wenn ſie neben einander nur zuzuſchauen haben.

In meinen ſehr ernſten Dämmerungen, (ſie ſind die fortgeſetzte Friedenspredigt,) wirſt Du mehr für Dich finden, als in meinen komiſchen Werken, welche Dich, glaube ich, zu wenig anſprechen, wie mich zu viel.

Ueber Werner bin ich Deiner äſthetiſchen und philoſophiſchen Meinung. Am tollſten wurde ich über ſeinen Luther; daß er aus Luther und Eliſabeth ſolche zerfloſſene Fratzen-Schatten gemacht, dafür hätte ihm Luther ſeinen ächten Band Tiſchreden an den Kopf geworfen. Nicht die Darſtellung des Myſtiſchen iſt hier die Entheiligung deſſelben, ſondern die Armuth daran bei dem Beſtreben, den Leſer in der Guckkaſten-Nacht unbeſtimmter Floskeln mehr ſehen zu laſſen, als der Kaſten-Künſtler ſelber ſieht und weiß. Die letzten Auftritte des Attila waren mir eine wahnſinnige Verſchraubung aller menſchlichen Empfindungen, wie ſie nur jetzt florirt. —

Du biſt der jetzigen, ſich ſelber immer durchſichtiger aushöhlenden Zeit Deine Fülle ſchuldig. Aber wie Johnſon Geſpräche über Leſen und Schreiben ſetzt, ſo Du wahrſchein-

lich Briefe über Bücher; und in Rückſicht des Genuſſes habt ihr beide Recht. Schriftſtellerei muß man ſich zuletzt zur Pflicht machen. —

---

337. An Friedrich Perthes in Hamburg.

München, den 25ſten Jän. 1810.

— — Was Ihren Entwurf angeht, mein liebſter Perthes, ſo wünſche ich von Herzen, daß Sie in der Ausführung nicht die Hinderniſſe antreffen, die ich befürchte. Es iſt eine Rotte in Deutſchland, welche ſich die Vertilgung des deutſchen Sinnes vorſetzt, und ihn geradezu für aufrühreriſch erklärt. Dieſe Rotte genießt offenbar Aufmunterung und Unterſtützung. Ueberhaupt ſcheint der franzöſiſche Kaiſer den Gelehrten, die nicht bloße Mathematiker und Phyſiker ſind, zu mißtrauen, vornehmlich aber den Deutſchen und Proteſtanten. Es iſt merkwürdig, daß die Herausgabe einer Bibliothèque germanique zu Paris verhindert wurde, da doch eine Bibliothèque britannique ungehindert dort beſtanden hatte.

Wenn ich nicht ſehr irre, ſo habe ich den Eingang Ihres Einladungsſchreibens in einem öffentlichen Blatte ſchon vor einigen Monaten geleſen. Sagen Sie mir doch, in welchem, und ob ſie nicht gehört haben, daß hie und da Anſtoß daran genommen worden. Die hieſigen Francomanen würden Sie wegen der Ausſage ſteinigen, daß wir Deutſchen ein unterjochtes Volk geworden ſeyen.

Glauben Sie nicht, mein lieber Perthes, daß ich die Abſicht habe, Sie von Ihrem Vorhaben abzuſchrecken; ich wünſche nur, daß Sie mit der äußerſten Vorſicht dabei zu Werke gehen. Ihre Bemerkung, daß noch immer Preßfreiheit genug in Deutſchland und ſelbſt in Frankreich für den ſey, der nichts ausſprechen wolle als das Gute, iſt gewiſſermaßen wahr, wenn Sie von Büchern; iſt aber nicht wahr, wenn Sie von Zeitſchriften reden. Das Schlimmſte iſt, daß die franzöſiſchen Geſandten und Geſchäftsträger in beſtändiger Angſt leben, daß ihnen irgend ein Ankläger zuvorkomme, mit Berichten nach Paris von Wahrheiten oder Lügen; daß ein Argwohn laut werde, den ſie ſie nicht zuerſt gehabt und ſchon kund gethan hätten. Die unter ihnen am billigſten und

vernünftigſten denken, ſind gerade die beſorgteſten und gefährlichſten. —

---

338. An Friedrich Perthes in Hamburg.

München den 9ten Sept. 1810.

Mein liebſter Perthes, ich habe geſtern das zweite Heft des vaterländiſchen Muſeums erhalten und ſogleich mit großer Begierde durchgeleſen. Dieſes zweite Heft übertrifft das erſte weit. Aber ich fürchte, Ihr Journal erlebt nicht viele Hefte. Werden die Reflexionen des Orion verſtanden, ſo wird ihre Abſicht unfehlbar auch verläumdet. Daß der Kaiſer Napoleon mißtrauiſch iſt gegen deutſchen Sinn, gegen unſer ganzes Weſen, unſere Philoſophie, unſere Litteratur; daß er den Geiſt unſerer Bildung nicht liebt, ihn nicht gefördert und ausgebreitet wiſſen will, iſt auf mancherlei Weiſe und von neuem wieder durch das den Buchhandel betreffende Edict offenbar geworden. Wird er nicht zürnen, wenn er hört, dieß alles ſolle dennoch wider ſeinen Willen erhalten, und, trotz allen ſeinen Gegen-Anſtalten, nur immer

mächtiger werden; wird es ihn nicht bewegen, raſcher zuzufahren, um ſchnell darzuthun, wie verwegen und thörigt es ſey, ſo zu weiſſagen? Wäre es nicht klüger, dem großen Kaiſer ſeine Vorurtheile wider unſere Nation zu widerlegen, indem man der Nation bewieſe, daß er ſie in Wahrheit nicht habe, nicht haben könne; daß es gewiß in ſeinem Plane nicht liege, alle Völker und Zungen in Eine zu verſchmelzen, uud einen Thurm zu Babel nach einem neuen Entwurfe, der ihn auf die Spitze ſtellte, anzulegen? Freilich dürfte auch dieſes nur mit der äußerſten Vorſichtigkeit geſchehen. Wenn ich zu ängſtlich bin, mein Freund, ſo weiſen Sie mich zurecht, ſtärken und erfreuen Sie mich.

---

339. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 18ten Dec. 1810.

Mein alter und verjüngter Heinrich! Wie viel Freude und Hoffnung hat mir Dein letzter Brief gebracht! Freilich Deine perſönliche Erſcheinung wäre mehr — aber zu viel geweſen, und all Dein Verſtand hätte da nicht

vermocht, den meinigen wieder zurecht zu rükken auf der Stelle. Ich halte auch den ganzen Vorſatz für einen flüchtigen, ſechsfach geflügelten Einfall.

— Ach, gieb uns doch Deine Gedanken ſo wie ſie funken- oder ſternweiſe aus Dir ſpringen. Was ſoll eine beſondere ſteife Soldaten-Rechnung im Firmament? Ich habe bei Dir noch keine Wiederholung gefunden, und zwar darum, weil Du organiſch, nicht baukünſtelnd (ſyllogiſtiſch) erſchaffſt. Kann ein Vater denſelben Sohn wieder erzeugen? Familienähnliche Brüder höchſtens.

Mir thun jetzt Deine Schriften noth, und Leibnitz, den ich eben wieder leſe und bewundere, erinnert mich zu oft an Dich. Ein ſolcher Doppelrieſe (von Philoſophie und Mathematik) iſt doch nie erſchienen, wie er geweſen. Ueber ſeine fünf Briefe an Clarke und deſſen fünf Antworten ſollte man Vorleſungen zur Gymnaſtik halten, um zu beweiſen, was Du einmal geſagt, daß auch in Wiſſenſchaften Streiter nicht viel erobern, ausgenommen, ſetze ich hinzu, Fechter-Arme und Fechter-Augen.

Auf Deine Seelenwanderung, nicht durch Leiber, ſondern durch Syſteme, freue ich mich

innigſt, zumal in der jetzigen Zeit, wo der meiſte repos im Bücher-Repoſitorium iſt. Indeß verzagt niemand weniger an der Zeit oder Nation, als ich; oder gar an der Vorſehung. Wer überhaupt in einer Theodicee irgend ein kleines Uebel mit der Gottheit zu reimen weiß, muß es auch mit jedem größeren können, da der Einwand bei Größe und bei Kleinheit derſelbe bleibt. Sonnenfinſterniſſe und längſte Nächte bedecken gleich ſehr die Urſonne. —

---

340. An Friedrich Jacobs nach Gotha.

München den 27ſten März 1811.

— — Ich wurde auf eine ganz eigene Weiſe, die ſich nicht beſchreiben läßt, bewegt, da ich in Ihrem Briefe las, daß Sie Pascal's Schriften vorgenommen hätten, weil ich, da wir uns trennten, ſie von neuem zu leſen angefangen, und der Gedanke Ihnen wohlgethan habe, mit mir zugleich daſſelbe Buch, obgleich in der Entfernung, zu leſen. Mir war als wären wir beide ſchon abgeſchieden von dieſer Welt, und führten wiedervereinigt

Geſpräche in einer beſſern. Wehmüthig ſagte ich zu meiner Schweſter, die mir den Brief vorlas: Ja ich will mit ihm leben im Reiche der Schatten und hier Hütten mit ihm bauen; hier iſt Sicherheit des Bleibens; wir trennen uns nicht wieder.

Herrlich, mein liebſter Jacobs, ſind Ihre Worte über Pascal, Ihre Bemerkungen über den Unterſchied ſeiner Miſanthropie und der Miſanthropie Diderot's, Chamfort's und anderer franzöſiſchen Atheiſten.

Was Sie bei Ferguſon's history of civil society anmerken, daß man von dieſem Buche bis jetzt noch wenig Gebrauch gemacht habe, iſt ſehr wahr, und ich habe oft in meinem ſtillen Geiſte Betrachtungen über die Urſachen davon angeſtellt, auch etwas darüber im Woldemar, weniger geſagt als zu verſtehen gegeben. Seine, wenn ich nicht irre, frühere Schrift: Institutes of moral philosophy wurde 1772 gut überſetzt und mit Anmerkungen begleitet, die zum Theil vortrefflich ſind. Das Buch muß wenig Eingang gefunden haben, weil keine zweite Auflage erſchienen iſt. Von Ferguſon's ſpäterem herrlichen Werke: Principles of moral and political

science, das 1792 in zwei Quartbänden erſchien, wurde der erſte Theil ins Deutſche überſetzt, der zweite aber blieb aus, wahrſcheinlich weil der erſte keine Liebhaber gefunden hatte. Du ſollſt nicht haben andere Götter neben Kant, hieß es damals in Deutſchland. So blieben auch zwei kurz zuvor erſchienene vortreffliche Werke von Thomas Reid unbeachtet. Die Deutſchen bedürfen immer eines goldenen Kalbes, das vor ihnen hergehe, und eines Aarons, der es ihnen gieße und fertig aufrichte, mit einem Altar vor ihm, „ſie loſe mache durch ein Geſchwätz, womit er ſie fein anrichte.“ Aber ſie dulden auch, daß man ihnen das Kalb verbrenne und in Pulver zermalmt zu trinken gebe; nur darf ein Moſe dieß nicht thun, ſondern ein anderer Aaron mit einem andern Kalbe.

Wir feiern heute den Stiftungstag unſerer Akademie, den Geburtstag meiner Schweſter Helene, uud Thierſch's Geneſung; darum muß ich eilen, meinen Brief zu ſchließen.

341. An Friedrich Roth nach Stuttgart.

München den 1ſten Oct. 1811.

— Geſtern war die akademiſche Sitzung wegen der zu krönenden Preisſchrift. Quamquam o! *) iſt ohne Widerſpruch erwählt worden. Der diplomatiſchen Abhandlung; hic sapiens, hic generosus erat — haben wir einen nicht Ehren-, ſondern Arbeitslohn von 200 fl. zuerkannt. Die Abhandlung: Sola bona quae honesta — A. **) — hatte beim erſten Leſen * * wie mich getäuſcht, und auch nach dem zweiten Leſen war ihm die Meinung geblieben, daß ſie wenigſtens eine ehrenvolle Erwähnung verdiene; er ſtand aber davon ab, nachdem Ihr Urtheil darüber abgeleſen war, welches wir beide denn doch ein wenig hart fanden. Es war eine ſchöne Sitzung.

Mannert war am Sonntage als ein Durchreiſender hier. Sehr unerwartet trafen wir ihn bei Berger, deſſen Geburtstag gefeiert wurde. Ich ermahnte beim Abendeſſen zur

*) Kaiſer Ludwig IV. oder der Baier, von Mannert. Landshut 1812.

**) Als Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich nachher, da er ſie drucken ließ, Kotzebue genannt.

Nüchternheit, weil wir am folgenden Morgen das wichtige Urtheil über die Preisſchrift zu fällen hätten, und trank auf die Geſundheit des noch unbekannten Siegers.

Am 11ten, wo die öffentliche Sitzung wahrſcheinlich ſeyn wird, will ich mir in meinem Seſſel die Zeit damit vertreiben, daß ich mir unaufhörlich vorſage: heute über acht Tage kommt mir mein Roth wieder.

---

342. An Friedrich Jacobs nach Gotha.

München den 10ten Jän. 1812.

Daß Sie nicht mehr bei uns ſind, mein liebſter Jacobs, darüber fahre ich nicht nur fort zu trauern, ſondern ich traure mit jedem Tage tiefer darüber. Und das iſt minder oder mehr der Fall mit uns allen bis zum Könige hinauf. Geſtern ſpeiſte Graf Weſterhold bei Hofe; es war wieder die Rede von dem unglücklichen Becker *) gekommen, und der König hatte

*) Welcher damals auf Befehl des Kaiſers Napoleon zu Magdeburg in engem Verhaft gehalten wurde. Keinem baieriſchen Unterthan iſt unter jener Oberherrſchaft etwas ähnliches wiederfahren.

geſagt: „Vielleicht aber kommt für uns das Gute dabei heraus, daß wir Jacobs wieder gewinnen. Wenn mir nur der wiederkäme.

„Wenn mir nur der wiederkäme“! So ſeufzt aus tieferer Bruſt der Präſident; ſo ſeufzt auf ſeine Weiſe auch der Miniſter; auf ſeine Weiſe auch der biedere Ringel. Es wurde von neuem ſo auffallend bei Hamberger's Entfernung, wie noth es thun kann um einen Mann. Wäre Jacobs geblieben, ſo war ein Bibliothecar an Hamberger's Stelle gleich gefunden. Können Sie ſich unſerer Noth denn nicht erbarmen, und durchaus nicht wieder zu uns kommen?

Was Sie jetzt am liebſten thäten, wie Sie mir am 10. Nov. ſchrieben, das müſſen Sie thun: eine neue Fahrt nach Griechenland. Roth ſagt das mit mir, daß Sie müſſen. Ich las ihm jene Stelle vor und möchte Ihnen nur beſchreiben können, wie er davon ergriffen wurde. Hierauf zeigte ich ihm auch die ihn betreffende Stelle; ſie erfreute ihn, wie Sie denken können, ſehr. Eine ähnliche und wohl noch größere Freude verurſachte ich dem alten Weſtenrieder, indem ich ihm vorlas, was von ihm in Ihrem Briefe ſtand.

Das Herz wurde ihm ſo groß davon, daß es mich wahrhaft rührte. Ich ſoll Sie ohne Ende von ihm grüßen und Sie auch von ihm zum Wiederkommen einladen.

Zu Ende Novembers wurde mir eine höchſt angenehme Ueberraſchung. Früh am Morgen pocht es an meiner vordern Thür; mein Hereinrufen aus dem Cabinet wurde nicht gehört; ich ſpringe hervor, öffne die Thür, und es ſteht vor mir ein Mann, der mich mit einem ganz eigenen Blicke faßt. Sie kennen mich nicht mehr? ſagte er lächelnd und mir die Hand bietend. Ich bringe Ihnen Grüße aus Wien von Wilhelm v. Humboldt. Gott! rief ich, Alexander! und fiel ihm um den Hals. Es war ein ſchönes Wiederſehen für uns beide. Leider blieb er nur vier Tage; dieſe aber ſind nach Möglichkeit und bis zum letzten Augenblick genoſſen worden.

Zur Jubilate-Meſſe wird der erſte Band meiner ſämmtlichen Werke erſcheinen. Roth ſteht mir treulich bei mit ſeinem Geiſt und ſeinen Augen; ich würde ohne dieſes ſchlechterdings nicht fertig. Um ihm nicht zu viel zuzumuthen, habe ich auch Niethammer noch

zu Hülfe gerufen. Was Sie, mein Theuer-ſter, mir über mein Büchlein von den göttlichen Dingen in Ihrem jüngſten Briefe ſagen, hat um ſo wohlthätiger auf mich gewirkt, da mir ſonſt aus der Ferne faſt noch kein Laut darüber geworden iſt, welches mich etwas befremdet, ohne mich niederzuſchlagen.

Empfehlen Sie mich Ihrer trefflichen leidenden Gattin. Wie ich Theil an ihr nehme, drücken Worte nicht aus. Ich kann über den guten Lavater nicht ſpotten, der ſich Wunderkräfte wünſchte, um helfen zu können, wo Gott allein zu helfen vermag.

---

343. An Niethammer.

München den 22ſten März 1812.

Ich hoffte, mein theuerſter Freund, geſtern ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Da es mir nicht geworden iſt, ſo muß ich Ihnen heute ein zweites von mir geben. Der hierbei kommende Brief ſoll den erſten Theil meiner Werke ſchließen. Mir iſt nicht wohl bei ihm zu Muth, weil er ſo arg im Heuſchrecken-Styl geſchrieben iſt. Ich habe Zeit ſatt zu

Ihnen zu kommen und Ihre Meinung zu hö-
ren, wenn Sie mir nur die Stunde melden wollen, in der ich Sie am wenigſten ſtöre. Gott erhalte mir die Geduld und Nachſicht meiner Freunde bis ich ende.

---

344. An den Grafen von Chotek *) in Wien.

München den 1ſten Mai 1812.

Unter heftigen Kopf- und Augenſchmerzen dictire ich einige Zeilen an Sie, edler Freund, die Ihnen nur vorläufig meinen Dank für Ihr herzliches Schreiben bringen ſollen.

Ich kann Ihnen die Gemüthsbewegung nicht beſchreiben, worin ich bei dem Anblick Ihres Briefes gerieth. Nicht lange zuvor hatte ich Ihre und Wilczeck's Briefe von den Jahren 1770, 71 und 72 in der Hand gehabt und ſie wieder durchgeſehen; ich erkannte alſo die Züge der Aufſchrift, zweifelte dennoch, ent-
ſiegelte haſtig und ſuchte zuerſt am Schluſſe den Namen. Es war Erſcheinung, da ich ihn

*) geſt. zu Wien im J. 1824. An eben denſelben iſt der Brief 11 gerichtet.

erblickte; wie einem Jünglinge ſchlug dem Greiſe das Herz, ich hing weinend an Ihrem Halſe.

---

345. An Jean Paul Friedrich Richter.

München den 10ten Aug. 1812.

Lieber Jean Paul, Du weißt ſchon durch Schlichtegroll, daß ich am 28ſten Jul. mit meinen zwei Begleiterinnen hier wieder eingetroffen bin; an meiner Geſundheit, wie ich es vorausgeſehen hatte, um nichts gebeſſert, übrigens aber mit meiner Wanderung im höchſten Grade zufrieden. Ich habe erfahren, daß ich mich noch freuen und genießen kann wie vor dreißig Jahren; habe viele der trefflichſten Menſchen meiner Zeit geſehen und im Umgange mit ihnen das Leben und mich ſelbſt wieder etwas lieb gewonnen. Ich fürchte aber, der Muth, den ich mir ſo geholt, wird nicht bei mir bleiben, oder, die Wahrheit zu ſagen, er hat mich wirklich ſchon wieder verlaſſen, und ich ſehe nicht, wie es zugehen ſoll, daß ich mit der Herausgabe meiner Werke weiter komme. Daß ich gleichwohl den Vorſatz dazu behalten muß, eben das quält und

ängſtigt mich. Zuerſt muß ich an das Geſpräch über Idealismus und Realismus gehen, und deßwegen Dich bitten, mir die verheißenen Anmerkungen zu dieſer Schrift unverzüglich zu ſenden. Du haſt mir in der letzten Umarmung unveränderliche Liebe verſprochen; Du wirſt mir und Dir ſelbſt Wort halten.

Ich beiße mir ſeit vorgeſtern alle Morgen eine halbe Stunde lang die Zähne an Reinhold's Grundlegung aus. Welch ein unbegreiflicher Menſch dieſer Reinhold! Ein ſolcher Scharfſinn und eine ſolche Stumpfheit hat ſich wohl noch nie in einem Menſchen beiſammen gefunden. Die Spontaneität reibt in ihm alle Receptivität auf.

Lebe wohl, Lieber! Es verlangt mich herzlich nach einigen Zeilen von Deiner Hand.

---

346. An Johann Neeb in Niederſaulheim.

München den 7ten Jän. 1813.

Auf Ihre köſtliche Epiſtel vom 6ten Dec. kann ich leider nur ungenügend antworten, weil ich in keinem Fache ein Kunſtrichter bin, geſchweige in allen Fächern. Meine Kunſt,

meine Manier, mein Styl, alles iſt mir unwillkührlich und auf eine ſo nothwendige Weiſe geworden, daß es mir nicht anders werden konnte. Ich werde ſchwanger, und wenn das Ziel erfüllt iſt, tritt mir aus dem Dunkel, in dem er gebildet wurde, ein Sohn ans Licht. Meine Schwangerſchaften ſind beſchwerlich und in der Hälfte verzweifle ich regelmäßig, daß ich werde gebären können, oder fürchte die Erſcheinung eines Ungeheuers. Vergleichen Sie mit dem hier geſagten die Vorrede der Allwillſchen Briefſammlung. Die Form meines Vortrages iſt überall die Form meiner Empfängniß. Ich bemühe mich zu bewirken, daß dem Leſer eben ſo geſchehe, wie mir. Daß mir dieß zuweilen in einem hohen Grade gelingt, darin beſteht mein Talent, meine Individualität und Originalität. Zum eigentlichen Lehrer tauge ich nicht; ich kann mich nur hingeben, daß andere nicht von, ſondern aus mir und durch mich lernen, nach Maßgabe ihres Bedürfniſſes und ihrer Faſſungskraft.

Was die Form Ihres Aufſatzes über das abſolute Wiſſen angeht, ſo finde ich daran nichts auszuſetzen. Der Styl iſt, wie in allen

Ihren ernſten Aufſätzen, vortrefflich. Mit Ihren ſcherzhaften Aufſätzen bin ich minder durchgängig zufrieden. Aber, noch einmal, mein Liebſter, ich bin kein Kunſtrichter, kein Kritiker, ſondern, wie Hamann von ſich ſagte, — doch mit viel wenigerem Grunde als ich — nur ein Genießer. Wie ich meine Vortheile nicht in meiner eigenen Gewalt habe, ſo auch nicht meine Urtheile.

Der Reiſende aus München hat Ihren Buchhändler nicht ganz recht berichtet. Der König wird mir keinen Nachfolger geben, und am wenigſten unter allen Menſchen auf Erden den Baron Aretin. Ich habe Urſache zu glauben, daß man mich ungern entlaſſen hat, wenigſtens bin ich wiederholt auf die ehrenvollſte Weiſe ermahnt worden, nicht auf meinem Entſchluſſe zu beſtehen. Der Vorwurf wegen ** hat mich ergötzt, weil ich notoriſch bei ihm alle Mittel angewandt habe, um ihn dahin zu bringen, daß er mehr für die Akademie arbeite. Uebrigens glaube ich nicht, daß es mir zur Schande gereichen kann, wenn ich wirklich die Meinung hatte, eine Akademie ſey keine Schule, in der man Lectionen aufgiebt und herſagen läßt, keine Fabrik von Ab-

handlungen u. ſ. f. Man muß wiſſen, wie die Akademie zuſammengeſetzt iſt, wie wenige Mitglieder ordentlich beſoldet ſind, und noch manches andere, um mir in Abſicht deſſen, was ich demungeachtet als Vorſtand des Inſtituts zuwege gebracht habe, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

---

347. An Friedrich Jacobs in Gotha.

München den 5ten März 1813.

Ich habe ſo eben die drei Briefe, die ich ſeit dem Mai des vorigen Jahres von Ihnen erhalten habe, wieder geleſen, und kann Ihnen nicht beſchreiben, wie untröſtlich ich, gleich beim Leſen des erſten, darüber wurde, daß ich Ihnen ſo lang nicht wieder geſchrieben hatte. Ich erhielt dieſen Brief in den erſten Tagen des Mai, mitten unter den Vorbereitungen zu einer Reiſe, die eigentlich nur ein mißmuthiges Entweichen, kein freier Ausflug war. Am letzten Tage des Julius kam ich nach München zurück. Was ſich gleich darauf entwickelte, iſt Ihnen hinlänglich bekannt. Mit der Zuſtimmung aller meiner Freunde bat ich um meine Ent

laſſung. Schenk, und zuletzt vornehmlich der Chevalier de Bray bewirkten, daß mich das Beſtehen auf meiner Bitte, von der ich abzuſtehen auf eine ehrenvolle Weiſe war ermahnt worden, der Gnade des Königs nicht verluſtig machte. So wurde mir denn endlich mit dem Schluſſe des Septembers wirkliche Befreiung.

Mein Befinden, das im October und November erträglich war, iſt nachher ſehr ſchlecht geworden. Man ſchob es auf die eingetretene harte Kälte und den vielen Schnee. Nun hat die Kälte längſt nachgelaſſen und der Schnee iſt geſchmolzen, mit mir aber iſt es, anſtatt beſſer, nur noch ſchlimmer geworden. Mit dem Anfange dieſes Jahres ſollte der zweite Theil meiner Werke, und auf Oſtern der dritte erſcheinen; nichts iſt fertig geworden. Was mich aufhält, iſt eine neue Vorrede zu dem alten Geſpräch über Idealismus und Realismus. Ich will in derſelben darlegen, wie meine Philoſophie allmählig das geworden, was ſie gegenwärtig iſt, und damit dem Leſer einen Wegweiſer geben durch alle meine Schriften. Die Folge dieſer Schriften ſelbſt wird dann die Geſchichte meiner philo-

ſophiſchen Bildung unverfälſcht darſtellen, und es dem aufmerkſamen Leſer leicht machen, zu erkennen, in welchem Sinne ſie zuſammen ein Syſtem ausmachen, und in welchem Sinne nicht.

Es hat mich betroffen, daß Sie mir, in Ihrem Briefe vom October, von dem erſten Theile meiner Werke ſagen, Sie hätten nicht alles darin verſtanden. Wie? es ſollte in dieſem Theile etwas für Jacobs unverſtändliches ſich befinden? Das iſt mir unbegreiflich.

Die mich betreffenden Stellen in Tieck's Phantaſus haben mich um ſo angenehmer überraſcht, da ich ſo etwas von ihm nicht erwartet hatte. Horn's Geſchichte der deutſchen Litteratur iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen. Wie ehrenvoll darin auch meiner gedacht ſeyn mag, ſo geht mir doch über alles, was Sie, mein liebſter Jacobs, mir bei dieſem Anlaß aus Ihrem Herzen ſagen.

Geſtern waren wir bei Roth verſammelt, Niethammer und ſeine Frau, Breyer, Thierſch, ich und meine Schweſtern, um das Friedrichsfeſt zu feiern. Der präſidirende Friedrich, unſer Roth, brachte des abweſenden Friedrichs zu Gotha Geſundheit in altem Rheinwein

aus. Nicht nur die Gläſer klangen, lauter wurden die Herzen, und die Rede von dem lieben Unvergeßlichen dauerte fort bis, wir uns trennten.

---

348. An Jean Paul Friedrich Richter.

München den 14ten Mai 1813.

Ich ſehne mich nach einem Worte der Liebe, der Erweckung, der Kräftigung von Dir, und ſchreibe Dir, um Dich zu bitten, daß es mir werde. Ich habe es ſchon lange thun wollen, aber ich bin ſo tief ermattet, ſo durch und durch leidend, daß es kein mal geſchah, wie von Herzen ich auch wollte. Nun geſchieht es heute aus Uebermacht von Unmacht. Ich habe viel an Dich gedacht, viel und oft, und Dich inniger geliebt und geehrt, als je zuvor.

Geſtern, nachdem ich die politiſche Zeitung *) geleſen hatte, holte ich mir in der Angſt Deine Dämmerungen, und las von neuem den ſchon ſo oft wiedergeleſenen Aufſatz:

*) Nachrichten von den Folgen der Schlacht bei Lützen.

über den Gott in der Geſchichte und im Leben. Hierauf die Sphynxe in dem Schlegelſchen Muſeum. O Du Herrlicher! Wie hat mein Herz, meine ganze Seele Dir gedankt! Haſt Du noch ähnliches zu geben, ſo gieb es Deinem verſchmachtenden Freunde. Ich bin betrübt bis in den Tod und ich weiß nicht zu finden das Rufen um Hülfe und Troſt, womit es andern gelingt, die Himmel zu zerreißen und ihr Herz zu ſtillen.

Du ſchriebſt mir im vorigen Auguſt: „Mein Innerſtes und Beſtes hat jetzt nur Hoffnung und Sehnſucht des Lichts, aber keines, und ich bin 1812 darüber noch trauriger geworden. Indeß kann man, ſobald man das Licht nur recht will, ja warten; die Völker müſſen auf daſſelbe Jahrtauſende warten, das Individuum aber nur bis an ſeinen Tod." Dieß, Lieber, iſt eine harte Abweiſung, und könnte an jene Worte im Buche Hiob erinnern: „Segne Gott und ſtirb!"

Schreibe mir, daß Du mich liebſt, daß Du meiner theilnehmend gedenkſt. Mein Verlangen nach einem Briefe von Dir iſt ſo eigen, daß mir deucht, es müßte ſchon heute aus der Ferne Dich berühren.

349. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 21ſten Mai 1813.

Mein alt- und neugeliebter Heinrich! Dein Herzbrief hat mich eben ſo ſehr überraſcht und erfreut, als doch betrübt. Letztes durch Deine, gewiß nur augenblickliche Stimmung über die Verſtimmung der Zeit. Wie? Du Beliſar ſprichſt einen Mitkrieger unter Deinem Commando um einen Obolus an? Freilich, wer wird unter dem jetzigen Erdgeiſte nicht der alte Beliſar?

Auch ich habe ähnliche Verſtimmungen des Augenblicks, und dergleichen iſt ſchon zu viel für uns bloße Augenblick-Menſchen; aber der Glaube an die längere, ausgleichende und ausſöhnende Zukunft kehrt mir ſehr bald zurück; und ich wünſchte nur, ich hätte über den Menſchengang hinter unſerer Erdkugel ſo viele Gewißheit, als über den Völkerfortgang auf derſelben. Die Zweifelſtelle aus meinem Briefe in dem Deinigen bezog ſich bloß auf das elende, kalte Mondlicht der Metaphyſik, das ein Nebenmondlicht, ja ein Mondhoflicht iſt, das oft ſo erbärmlich nach Zurückſtralungen von Zurückſtralungen der Selber-Sonne zu dem ar-

men Herzen kommt, welches die Selber-Sonne näher in ſich finden konnte, nur aber, wie Des-Cartes die Erde nannte, als soleil encrouté.

den 24ten.

Welche Deutſche waren beſſer, die von 1770 — 90 oder die jetzigen? Ich ſage, die jetzigen. Alles Nebenwerk von Unglück, das eben ſo gut Erdbeben, Hungersnoth, Seuchen könnten geſtiftet haben, überwiegt den Gewinn der Erweckung und Stärkung nicht.

Der Krieg, der alles ſteigert und zuſammendrängt, ſteigert auch die Hoffnungen zu einem Grade hinauf, der nie im Frieden Statt hätte, wo man alles ſchwächer und ſpäter erwartet; und doch klagt man die Vorſehung über Fehlſchlagen unmäßiger oder vorſchneller Hoffnungen an.

Ich bitte Dich noch einmal, lies doch meine neue Corday im Katzenberger, damit ich in meiner Anſicht der heroiſchen und kühnen Tugend entweder berichtigt oder beſtärkt werde.

Könnt' ich Dich, Guter, nur dahin bringen, daß Du einen ganzen Dreiviertelband bloß mit Deinem hingeworfenen Diamanten-Sande fülleſt, welcher wahrlich keine neue Form vonnöthen hat.

In Deinem Hauſe würd' ich Dich, ohne Deine und meine Zerſtreuungen, ganz anders genoſſen haben als in Nürnberg. So würd' ich da alle Deine herrlichen Bruchſtücke leicht in Ein Ganzes zuſammenregiſtriren, zumal da ich dieſes Zuſammen-Kitten der membra disjecta längſt an meinen eigenen Arbeiten gelernt.

---

350. An Gerhard Fleiſcher in Leipzig.

München den 18ten April 1814.

Wenn Sie, mein verehrteſter Freund, aus meinem langen Schweigen auf Ihren Brief vom 4ten Jän. geſchloſſen haben, daß ich nicht mehr ſey, ſo haben Sie die Sache ziemlich getroffen; möge dann mein heutiges Sie über den Verluſt nicht ſchon getröſtet finden. Sie wiſſen, daß ich immer krank bin und beſonders an Kopf und Augen unerträglich leide; während der zwei letzten Monate aber des vorigen Jahres, und der drei erſten des gegenwärtigen, nahmen meine Leiden dergeſtalt zu und vervielfältigten ſich in ſolchem Maße, daß ich glaubte, und noch mehr hoffte, der Tod werde ihnen bald ein Ende machen. Aber ich konnte nicht ſterben vor Freude an den herr-

lichen Ereigniſſen, die ich erlebte, und erhalte mich nun auch vielleicht noch etwas länger. Ich habe viel Sorge um Sie gehabt, mein liebſter Fleiſcher, vor und nach der Leipziger Schlacht, erfuhr aber zu meiner großen Freude, bald nach dem Tage der großen Entſcheidung, daß Sie mit den Ihrigen erhalten geblieben waren. Ich habe das Herz ſo voll von dem, was ſeit 1812 geſchehen iſt, finde meinen Geiſt davon auch über die Vergangenheit ſo wunderbar erleuchtet, daß ich, ſobald ich darüber zu reden anfange, kein Ende mehr zu finden weiß. Nie hat ſich die Gewalt des Unſichtbaren über das Sichtbare, des Göttlichen über das Ungöttliche, ſo mannigfaltig und durchgreifend offenbart. — —

---

351. An Johann Neeb in Nieder-ſaulheim.

München den 18ten Oct. 1814.

Geſtern, mein theuerſter Freund, erhielt ich Ihr Paket vom 17. v. M. Ich kann Ihnen die Freude, die mir der Anblick Ihres Namens im Briefe und Büchlein verurſachte,

nicht beſchreiben. Unausſprechlich hatte ich mich ſeit langer Zeit geſehnt, irgend eine Nachricht von Ihnen zu erhalten. Schon im März 1813 hatte ich einen Brief an Sie angefangen. Ich weiß nicht mehr, was mich damals an der Fortſetzung hinderte; wohl aber erinnere ich mich, daß ich um jene Zeit eine Nachricht erhielt, die mir bitteren Kummer und viele Sorge verurſachte. Bald darauf wurde mein älteſter und treueſter Freund, der Geh. Rath Schenk, derſelbe, dem ich die zweite Auflage der Briefe über Spinoza zugeeignet habe, mir durch den Tod entriſſen. Mein Geſundheitszuſtand wurde immer ſchlechter; dazu kamen neue Bekümmerniſſe und Sorgen; und ſo, mein lieber Neeb, iſt es fortgegangen bis auf den heutigen Tag. Unter allem dieſem Jammer wird mir doch auch manche Aufrichtung; ſo wurde mir eine recht kräftige geſtern durch Ihren Brief und Ihr Büchlein. Trefflich haben Sie geredet über meinen Hemſterhuis und ſeine Schriften, und ich möchte Ihnen gern all das Lob ſchreiben, das Sie nach meinem Urtheil dafür verdienen; das kann aber heute nicht geſchehen, weil ich durchaus will, daß mein Brief noch heute abgehe. Mit

dem Lobe bleibe ich Ihnen auch noch ein Paar kritiſche Anmerkungen ſchuldig, vornehmlich über Thomas Reid, deſſen im Jahre 1786 erſchienenes Werk: Essays on the intellectual powers of man Sie zuverläſſig nicht geleſen haben; denn unmöglich hätten Sie, wenn Sie es geleſen hätten, dieſen großen Mann mit Oswald und Beattie in Eine Reihe ſtellen und von ihm ſagen können, er habe Hume, dieſen Rieſen unter den Denkern! mit allen ſeinen Waffen nicht einmal berührt. Kant, der ein ähnliches Urtheil über ihn in den Prolegomenen S. 10. fällt, konnte auch die Essays, dieſes Meiſterwerk des gereiften Denkers, nicht geleſen haben, weil die Prolegomenen eher erſchienen ſind. — Der Rieſe unter den Denkern iſt mir Platon; doch paßt das Wort Rieſe nicht, weil es nur ein Comparativ ausdrückt. Hierüber hoffe ich Ihnen auch nächſtens etwas vernehmlicher vorſtammeln zu können.

Ueber den Sophile denke ich wie Sie; ſonderbar, daß Hemſterhuis ſelbſt dieſes Geſpräch allen ſeinen andern philoſophiſchen Schriften vorzog.

---

352. An Friedrich Perthes in Hamburg.

München den 10ten Nov. 1814.

Ich ſchreibe dieſen Brief nur um Sie, mein liebſter Perthes, zu bitten, meinen ewig geliebten Claudius von mir auf das herzlichſte und innigſte zu grüßen. Es liegt mir auf der Seele, daß auch er eine Stelle meiner Schrift von den göttlichen Dingen mißverſtanden hat, die mir unmißverſtehbar ſcheint für jeden aufmerkſamen Leſer. Es iſt die Stelle S. 62, wo ich den Boten nicht in meiner eigenen, ſondern in einer von mir angenommenen Perſon anrede. Der Bote ſoll zu einem Gegen-Angriff gereizt werden, darum wird er mit philoſophiſcher Nüchternheit, dreiſt, obgleich dabei doch auf das freundlichſte, angeredet. Der Bote antwortet nicht und verſchmäht der Rede zu folgen. Zuletzt wendet er ſich ſpottend weg und ſcheidet mit den Worten des Epictet: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält; ich bin nicht bei mir ſelbſt; ich bin toll.“ Ich glaubte, die Ironie wäre hier ſichtbar genug, und es könne hier niemand entgehen, daß ich mehr zu der Par-

thei des Boten, als des nüchternen Philoſophen gehöre, der ſo dreiſt geredet hatte. Das unmittelbar Folgende läßt aber vollends keinen Zweifel, wo ich zeige, daß und warum ein Vergleich nöthig ſey.

Sollte aber auch dieſes noch nicht klar genug beweiſen, ſo zeugt das ganze Buch, und alles was ich je geſchrieben habe, dafür, daß ich nicht zu jenen Idealiſtikern gehöre, zu denen mich der Wandsbecker Bote in ſeinem achten Bande S. 128. und in dem ganzen Geſpräche mit Bertram zählt. Ich verweiſe aber ganz beſonders auf das, was hierüber in der Schrift von den Göttl. Dingen von S. 72. an geſagt und, wie noch von keinem andern vor mir, ins Licht geſtellt iſt. Ich begreife alſo nicht, wie jemand, der mich nicht mißverſtehen wollte, mich ſo hat auslegen können, wie ich von mehreren chriſtlichen Eiferern, und erſt neulich wieder von einem Diaconus Steudel, bin ausgelegt worden. Ich werde mich in der Vorrede zu der neuen Ausgabe meiner Schrift im dritten Theile meiner Werke hierüber, ſo, wie auf dieſem Blatte, erklären. Unterdeſſen ſey bei ihnen dieſe Erklärung auf alle Fälle niedergelegt.

353. An Friedrich Roth in München.

Landshut den 12. Jul. 1813.

Es wird nicht viel werden, mein liebſter Roth, aus der in meinem geſtrigen Briefe auf heute verſprochenen Fortſetzung deſſelben. Ich habe die vorige Nacht ſehr übel geſchlafen, und nun iſt heute mein Kopf ſo wüſt, daß ich gar nichts mit ihm anzufangen weiß. Geſtern Nachmittags ließ ich mir aus Savigny's Zeitſchrift den einleitenden Aufſatz von Savigny vorleſen, und wurde noch ungewiſſer, als ich es zuvor war, über ſeinen Hauptbegriff. „Die höhere Natur des Volkes, als eines ſtets werdenden, ſich entwickelnden Ganzen, in dem Freiheit und Nothwendigkeit ſich durchdringen"; — das ſcheint mir viel Aehnlichkeit mit der ächtkatholiſchen Lehre zu haben. Ich werde nicht ruhen, bis ich mich über die Sache ganz ins Klare gedacht habe und nun ganz beſtimmt ſagen kann: Dieß finde ich tief wahr und gebe es zu, jenes aber finde ich durchaus unwahr und muß es leugnen. Wie auch das Recht ſich bilde, ſo muß doch etwas über ihm ſeyn, das in jedem ſeiner

Zuſtände es beurtheile, würdige, ihm ein ferneres Ziel ſetze.

Die Einnahme von Paris erfuhren wir vorgeſtern Abends. Trefflich iſt, was Sie über die jetzt ſo reißend ſchnellen Kataſtrophen ſagen: das umlaufende Capital unſerer Zeit ſey groß, das ſtehende aber faſt vernichtet. — O, daß ich tauſend Zungen hätte und einen tauſendfachen Mund, um laut auszurufen, was ich über den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge auf dem Herzen habe!

---

354. Von Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth den 25ſten Jän. 1816.

Geliebter Heinrich, durchaus und innigſt eins bin ich mit Deiner Einleitung, und ich hänge Dir von Jahr zu Jahr nur immer dichter an. Rein und ſcharf haſt Du von Deinem Berge herab den Lauf der verſchiedenen Syſteme geſchieden und verfolgt. Hätten wir nur ein anderes Wort ſtatt der „Vernunft", welche bald ſubjectiv Vernehmen und Anſchauen, bald objectiv Vernommenes und Angeſchautes oder Idee bedeutet! Eigentlich glauben wir doch nicht das Göttliche, ſondern wir ſchauen es

als ſchon gegeben oder ſich gebend; und dieſes Schauen iſt eben ein Wiſſen, nur ein höheres, indeſſen das Wiſſen des Verſtandes ſich bloß auf ein niedriges Schauen bezieht. Man könnte die Vernunft das Bewußtſeyn des alleinigen poſitiven nennen; denn alles Poſitive der Sinnlichkeit löſt ſich zuletzt in das der Geiſtigkeit auf, und der Verſtand treibt ſein Weſen ewig bloß mit dem Relativen, das an ſich nichts iſt. Doch, ich ſage Dir mit allem kein anderes Wort als höchſtens Dein eigenes. So wollte ich z. B. noch ſchreiben, daß ohne göttliche Perſönlichkeit ja gar keine endliche, die doch keiner leugnet, zu Stande komme, oder dieſe wäre dann ſelbſt jene, oder eine Weltſeele; da jedes Selbſtbewußtſeyn höher und mächtiger iſt, als ein ganzes, blindes, taubes Spinoza-All. Iſt man gegründet wie Du, oder durch Dich, ſo findet man wahrlich mehr Poſitives, als bei den Wort-Weltweiſen, in analogiſchen Schlüſſen, wie der Herderiſche vom Schmetterling auf die Unſterblichkeit, oder wie meiner auf dieſe aus dem organiſchen Magnetismus. Wir ſollten eine ſolche Anthropologie des göttlichen Anthropomorphismus verſuchen. Iſt denn das alte und neue

Teſtament etwas anderes als eine analogiſche Schlußkette des Poſitiven?

Die Form Deiner Einleitung iſt claſſiſches Philoſophen-Deutſch und für mich Ohrenzauber; Deine philoſophiſche Sprache reift immer blühender und fruchtbarer an Deinen Jahren. Reife ſie noch lange fort! Ich freue mich auf Deinen dritten Band. Traue Dir lieber zu viel, als zu wenig zu, ſo irrſt Du weniger, und gieb uns alle Deine von mir geleſene Aphorismen, welche ja, wie Minerva, feſt bekleidet, aus Deinem Kopfe gekommen ſind.

Und ſo geh' es Dir denn recht wohl in Deinem hellen Abendrothe, geliebter Geiſt!

---

355. An Niethammer.

München den 16ten Jun. 1816.

Schon geſtern Vormittag habe ich Ihnen, lieber Freund und Rath, die hierbei kommenden Bogen nicht ſenden, ſondern ſelbſt bringen wollen. Sie erſcheinen nun heute ganz in der Frühe bei Ihnen, weil es mir lieb wäre, wenn Sie meiner Arbeit noch dieſen Vormittag eine erſte, wenn auch nur flüchtige Lectüre gönnten. Geſchieht dieſes, ſo bitte ich ferner, daß Sie

die Handſchrift heute Mittag wieder mitbringen, damit wir wegen eines Ueberganges, wegen deſſen ich mit Roth uneinig bin, rathſchlagen können. Es handelt ſich um ein Aber. Zu einer ſchärferen Prüfung des Ganzen und aller ſeiner Theile gebe ich dann heute Abend das Manuſcript wieder mit.

---

356. An Gerhard Fleiſcher in Leipzig.

München den 9ten Sept. 1816.

Wie Du mich dauerſt, lieber, guter, armer Mann! und wie gern ich Dir Troſt brächte! Ich weiß aber, da ich ähnliches erfahren, daß es keinen andern Troſt giebt für ſolches Leid, als den ſich das eigene Herz erfindet, oder den ihm Gott eingiebt. Wäre ich bei Dir, Freund, ich erzählte Dir aus meinem Leben und Du weinteſt mit mir, wie ich mit Dir. Dann wollte ich Dir auch wohl zureden, daß Du nicht dem Gram unterliegen, ſondern Dich ermannen müſſeſt. Ich habe mich durch manches groß und tiefes Leid, dem eigentlichſten Wortverſtande nach, hindurch gearbeitet,

und ſo rathe ich Dir zu thun. Wer nur trauert, trauert ſchlecht und es beſteht auch Unmäßiges nicht lange. Man muß lernen mit ſeinem Schmerz zu leben, ihn durchs Leben hindurch zu tragen; ſo ehrt man die Todten ſchön und bleibend.

Gott erhalte Dir den Sohn und mehre an ihm Deine Freuden.

---

357. An Friedrich Roth nach Nürnberg.

München den 4ten Oct. 1816.

In vierzehn Tagen alſo werde ich Sie wiederſehen, lieber, edler Freund; wiederſehen das holde, mich wahrhaft beſeligende Antlitz Ihrer Gattin; wiederſehen um Euch die Kinderſchaar, und an mich drücken den Sohn meines Herzens, Rudolph *)! wie ich Euch entbehrt habe dieſe lange Zeit über, will ich Euch nicht erzählen. So kann meiner niemand mehr entbehren, da von mir kein Wohlthun mehr

*) Geb. den 9ten Mai 1814, geſt. den 14ten Dec. 1825. Da ich dieſe Stelle in die Handſchrift dieſer Sammlung aufnahm; dachte ich ſie mir als Empfehlungsbrief für das hoffnungsvolle Kind, jetzt iſt ſie ſein Denkmal.

ausgeht. Ich fühle das ſo tief, und es erregt in mir eine Trauer, die niemand von mir nehmen kann. Aber warum ſende ich dieſe Klag- und Trauer-Töne zu Euch hinüber? Ich ſende ſie Euch entgegen, um Euch darauf vorzubereiten, wie Ihr mich finden werdet, und weil ich vorausſehe, daß es bis dahin noch um ein bedeutendes ſchlimmer mit mir geworden ſeyn wird; doch ſo ſchlimm wohl nicht, ich kann es mir nicht denken, daß ſelbſt Euer Wiederſehen mich nicht mehr erfreuen könnte. Erſcheint alſo, Ihr Tröſtenden, und bringt dem, der nur noch ſegnen kann, wahrhaftes Heil. Es iſt aber ein Vergeltender; er wird Euch, wenn ich nicht mehr bin, erſcheinen.

den 5ten.

Daß ich auf Ihre drei Briefe nichts erwiedern konnte, Ihnen dieſe ganze lange Zeit über ſo ganz verſtummen mußte, dieß hat zu all meinem Weh noch ein eigenes, tiefer empfundenes, hinzugethan. Freilich trug ſich in meinem Reiche der Schatten auch nichts zu, das Ihnen hinterbracht zu werden verdient hätte. Nur eine einzige bedeutende Geſtalt erſchien, der Liefländer Stakelberg, den Sie

vor einem Jahre bei mir geſehen haben, und der nun manches ſehr merkwürdige, das er auf ſeinen Wanderungen entdeckt und betrachtet hat, erzählen konnte.

Daß während Ihrer Abweſenheit viel und allerlei geleſen worden iſt, können Sie ſich vorſtellen. Ich erfahre dabei zu meinem großen Schmerz, daß ich ſo gar nichts mehr recht behalten kann. Ich bin ein chaotiſches Weſen, und ſehe nur Geſtalten, die da werden könnten, wie im Traume. Dieſe Träume aber erfreuen mich ſo lange ſie dauern, und es mag wohl zuweilen auch Weiſſagung in in ihnen liegen. Ein Schriftſteller, der ſolche Träume in mir erweckt, iſt mein Wohlthäter; er täuſcht mich wie mit Wiederauferſtehung in verklärter Geſtalt. Ein ſolcher Wohlthäter wurde mir in dieſen Tagen Blümner durch ſeine Schrift über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus. Durch und durch hat ſie mich erfreut, und ich bin nicht Göthens Meinung, daß die Recenſion in den Jenaiſchen Ergänzungsblättern vortrefflicher ſey, als die Schrift ſelbſt.

Ihnen und der Liebſten, (faſt hätte ich unſerer geſchrieben. Und wenn es ſo wäre,

was könnte ich dafür und was könnten Sie dagegen?) Euch beiden alſo meinen und der Schweſtern herzlichſten Dank für die Mittheilung der Briefe auf der Reiſe; ſie haben uns zu ſehr ergötzt, um dem Mitleiden viel Raum zu laſſen. Morgen in Augsburg fängt nun Ihr Sabbat an; denn den Weg von dort nach Nürnberg rechne ich nicht mehr. Nichts geht über die Herzensfreude, mit welcher man den Strich zieht am Schluſſe eines ſolchen Werks *).

** iſt noch nicht angelangt; wenigſtens war er es geſtern noch nicht. Vermehrung des Lebens wird mir auch dieſer wohl nicht bringen; wenn nur nicht zu arge Verlängerung deſſelben! Es giebt Menſchen, die in dieſer Kunſt gewaltſam verfahren.

*) Der Herausgeber war damals auf einer Geſchäfts-reiſe, durch welche bei Jacobi die Erinnerung an diejenige geweckt wurde, deren er im 30ſten Briefe dieſer Sammlung gedenkt.

358. An Dohm.

München den 24ſten April 1817.

— Ich mag das Klagelied über meine zunehmenden Leiden und Alters-Schwächen nicht immer von Neuem wieder anſtimmen, da es ſich ja von ſelbſt verſteht, daß ſeine Verſe ſich mehren müſſen. In der That werde ich mit jedem Tage gelaſſener, und kann, wenn mir mitunter eine gute Stunde wird, meinen Freunden Recht geben, wenn ſie mich glücklich preiſen, ein noch ſo jugendlicher Greis zu ſeyn. Du kennſt den luſtigen Sang:

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man aus,
Heiſa, Heiſa, ſo geht's doch hinaus!

Ich brüte jetzt ſeit Monaten über einem letzten Worte über meine Philoſophie, Art und Kunſt, das ich gern dem vierten Bande meiner Werke, welcher die Briefe über die Lehre des Spinoza enthalten ſoll, vorſetzen möchte; es wollen mir aber die gelegten Eier nicht lebendig werden und die Schale aufpikken. Doch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, da es mir bei der Einleitung zum zweiten Bande meiner Werke eben ſo gegangen

iſt, und zuletzt doch noch eine ganz artige Brut zum Vorſchein kam.

In Deine Klagen, lieber alter Freund, über die Unzulänglichkeit alles unſers Philoſophirens ſtimme ich leider von Herzen ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fort zu philoſophiren. — Wie gern, Theuerſter, ſchriebe ich Dir hierüber recht ausführlich, da ich Herz und Kopf voll davon habe; aber wie das Predigen den Leib müde macht, ſo ſtört auch der müde Leib das Predigen. Der Gedanken mögen ſich noch ſo viele aufdringen, was nützt es, wenn die Rede ſich verſagt? Es thut ſich eine ſeltſame Bewegung in religiöſer Abſicht jetzt überall in Europa kund, vornehmlich in Deutſchland. Ich erfahre mancherlei darüber von mich beſuchenden Reiſenden, komme aber nirgends auf einen rechten Grund. Faſt ganz kürzlich ſah und ſprach ich viel die zwei Söhne des Berliner Biſchofs Sack. Es ſind zwei recht wackere, achtungswerthe junge Männer. Beide hangen feſt am Worte, und der jüngere, Carl, iſt ein ſtrenger Eiferer dafür. Mit dieſem habe ich mich ernſtlich, und ſo tief es nur gehen wollte, eingelaſſen, um von ihm zu er-

fahren, wie man es angreifen müſſe, um mit ihm gleichglaubig zu werden. Denn eine Anweiſung dazu müßte er doch geben können. Er ſah wohl, daß ich es aufrichtig meinte, daß ich ihm nichts verhehlte, daß weder Eigendünkel noch Hochmuth noch Eitelkeit mir im Wege ſtanden, um nicht gern mein gebrechliches philoſophiſches Chriſtenthum gegen ein poſitives, hiſtoriſches, wie das ſeine, zu vertauſchen; und begriff nicht, daß es gleichwohl nicht von mir geſchehe. Am Ende blieb ihm nichts übrig, als ſich perſönlich in die feſte Burg des individuellen Gefühles und der individuellen Erfahrung zurückzuziehen und mich draußen zu laſſen. Ungefähr daſſelbe iſt mir mit allen hiſtoriſch Glaubigen, die ich über dieſen Gegenſtand philoſophiſch auszuforſchen Gelegenheit fand, begegnet, namentlich auch mit meinem Freunde Sailer, einem der hellſten Köpfe und der trefflichſten Menſchen die ich kenne. Das beſte Werk dieſes ausgezeichneten Mannes iſt Dir vielleicht nie zu Geſichte gekommen: ſeine Grundlehren der Religion. Ich halte dieſes Buch überhaupt für eins der beſten in deutſcher Sprache.

Was Du mir von der Mühe ſchreibſt, welche Dein Geſchichtbuch Dir macht, und

wie Du nicht ablaſſen kannſt, wo Dir Schwierigkeiten begegnen, bis Du ſie überwunden, Dir einen Weg durch ſie hindurch, nicht bloß über ſie hinweg gebahnt, und Dir ſelbſt Genüge gethan haſt, unbekümmert um den Leſer, ob er Dir den ſauren Fleiß danken oder nicht danken werde, begreife ich vollkommen, und lobe es an Dir, wie ich es an mir ſelbſt lobe. Die Stelle in Deinem Briefe, wo Du des Briefwechſels Friedrichs II. mit d'Alembert erwähnſt, hat mich gereizt, die Briefe beider Männer wieder zu leſen, und ich kann Dir nicht ſagen, wie ich dabei genoſſen habe. Wie hoch ſteht der Deutſche über dem Franzoſen, und das in jeder Abſicht! So urtheilte ich ſchon vor 30 Jahren, da ich dieſen Briefwechſel zum erſten male las *); aber wie ganz anders noch hat mich dießmal dieſer Unterſchied ergriffen! Es iſt merkwürdig, daß der König, obgleich er ſelbſt keine andere Philoſophie, als die ſenſualiſtiſche der d'Alembert und Voltaire hatte, er mit dieſer Philoſophie doch ein ganz anderer und achtungswürdigerer Philoſoph war, als dieſe Leute. Er hätte gern jene Philoſophie, von der er ſich nicht los zu

*) Vergl. Bd. I. S. 235.

machen mußte, wenigſtens veredelt, welches denn freilich eine unmögliche Sache war. Ich bin unausſprechlich begierig auf Deine Schilderung des ganzen Mannes und ſeiner Regierung; laß mich hoffen, daß dieſer Genuß mir noch werden könne!

---

359. An Jean Paul Friedrich Richter.

München den 11ten Mai 1817.

Ich bin ſehr krank, lieber Freund, nicht nur an Kopf und Augen, ſondern über und über und durch und durch, und es wird ſchlimmer mit jedem Tage. Ich fühle die extrême difficulté d'exister, worüber Fontenelle am Ende ſeiner Tage geklagt hat. Von der Wunder-Cur, die Du an dem 77jährigen Kapp verrichtet, hatte ich vor Deinem Briefe ſchon gehört durch meinen Freund Roth. Ich möchte wohl, daß Du auch an mir Dein Heil verſuchen könnteſt, ob ich gleich zum Gelingen wenig Hoffnung habe. Schon vor 25 Jahren ließ ich mich zu Carlsruhe durch den bekannten Prof. Böckmann, ich weiß nicht mehr wie viele Tage hintereinander magnetiſiren, ohne die geringſte Wirkung zu erfahren. Acht Jahre

darauf, in Holſtein, verſuchte der gute Villers alles mögliche an mir ohne das mindeſte Glück. Gleichwohl würde ich Geneſung hoffen, ſähe ich Dich, lieber Jean Paul, in mein Zimmer treten und liebevoll Deine Hände über mich ausbreiten.

Deine magnetiſchen Operationen mit dem Mondfürſten habe ich mit großem Vergnügen im Morgenblatte geleſen, und bin voll Verlangen nach der Erſcheinung eines neuen größeren Werkes vor Dir, das, nach einer ſo langen Pauſe, doch wohl im Anzuge ſeyn muß.

Viele und große Freude hat mir jüngſt Steffens Buch über die gegenwärtige Zeit gemacht. Es iſt durchaus geiſtreich und voll tiefes Sinnes. Zwar läßt ein gewiſſer Bodenſatz von Naturphiloſophie hie und da wunderliche bunte Blaſen heraufkommen, und nirgendwo, am wenigſten zuletzt, ſieht man dem philoſophiſchen Becher oder Kelch rein auf den Grund; aber was verzeiht man nicht einem ſo herrlichen und tiefen Menſchen gern? Wohl wenige andere Menſchen haben meine Lehre von Offenbarung und Glauben, von dem Werth und Unwerth der Wiſſenſchaft, von

Chriſtenthum und Heidenthum ſo tief und wahrhaft, wie er, gefaßt und begriffen, obgleich er an einer Stelle, wo er mich mit andern ſpeculativen Philoſophen, (gerade ſieben an der Zahl, welches an die ſieben weiſen Meiſter erinnert) namentlich aufführt, mir einen Spruch in den Mund legt, den ich keineswegs gelten laſſe, und wohl als Verſpottung aufnehmen könnte, wenn nicht andere Stellen des Buches, wo ich auch genannt bin, es mir verwehrten. Der wichtige Punct von der Freiheit, dieſer Fundamental-Artikel meiner Lehre, kommt aber nirgends in Anregung. Dein Brief über den zweiten Band meiner Werke enthält über denſelben herrliche Worte, ſo wie über den göttlichen Anthropomorphismus. Ich wollte, Du ließeſt Dich einmal ausführlicher über dieſe zwei Cardinal-Puncte unſerer gemeinſchaftlichen Philoſophie mit der Macht und Klarheit aus, welche Dir inwohnen, und welche Du ſchon mehrmals ſo trefflich von Dir auszuſenden wußteſt. Deine Exercitationes über das Philoſophiren insgemein in der Clavis Fichtiana, und die herrliche Vorrede, habe ich von Neuem wiederholt geleſen mit unſäglichem Genuß.

Jn den Heidelberger Jahrbüchern wirſt Du Hegels Recenſion meines dritten Bandes gefunden haben. Obgleich er mir über wenigſtens drei Puncte bitteres Unrecht thut, ſo hat ſeine Arbeit im Ganzen mich doch ſehr erfreut, und ich wünſchte nur ihn überall verſtehen zu können. Jch komme aber mit gar nichts mehr zum Ziele, weil Augen und Gedächtniß mir verſagen.

---

360. An Johann Neeb in Nieder-ſaulheim.

München den 30ſten Mai 1817.

Wie krank und durch und durch leidend ich auch bin, mein liebſter Neeb, ſo habe ich mich doch an Jhren vermiſchten Schriften in dieſen Tagen herzlich erfreut. Jch würde Jhnen viel und vielerlei darüber ſchreiben, und allerlei mir damit abgewonnenen Dank dafür bringen, ſtände es nicht um mich, wie ich ſo eben geſagt habe.

Sie wünſchen vornehmlich mein Urtheil über Jhre aphoriſtiſche Darſtellung meiner Philoſophie zu erfahren. Daß ich dieſen Aufſatz mit Vergnügen geleſen habe, wiſſen Sie ſchon

durch meinen Sohn. Seitdem habe ich ihn mehrmals wieder geleſen, und mein Urtheil iſt gleichlautend mit Ihrem eigenen. „Einiges, (ſchrieben Sie mir) finde ich darin unverbeſſerlich, einiges möchte ich jetzt ſchon abändern; die fünf letzten Paragraphen halte ich für gelungen.“ Für noch gelungener halte ich das in den Erläuterungen S. 254, 55 Geſagte.

Gleich im erſten §. war es mir anſtößig, Verſtand und Denkkraft als ſchlechthin identiſche Begriffe aufgeſtellt zu finden. Es giebt einen bloß thieriſchen Verſtand, aber keine bloß thieriſche Denkkraft. Ich werfe mir vor, dieſe Unterſcheidung in der Einleitung zu meinen philoſophiſchen Schriften nicht genug ins Licht geſtellt und mir dadurch die nicht ganz grundloſen Vorwürfe zugezogen zu haben, die mir Bouterwek in ſeiner fleißigen Beurtheilung meines zweiten Bandes (Gött. Anz. 1816. St. 54. 55.) gemacht hat. Hingewieſen auf die Nothwendigkeit dieſer Unterſcheidung hatte ich doch an mehreren Stellen meiner Einleitung, unter andern S. 109 — 111. Ich habe aber in Wahrheit in meinem gegenwärtigen Zuſtande über nichts eine ganz feſte Zuverſicht und Entſcheidung, weiß genau weder Rechts

noch Links; das heißt: es geht mir wie den Weibern, die nach Jean Paul, nie ein reines Ja noch Nein haben, ſondern immer nur ein Nicht – Doch; meine Urtheile ſind nur trübe Zweifel, und Sie dürfen ſie für mehr nicht nehmen.

So ſcheint es mir, daß Sie meinen Salto mortale (den Sie in Ihrem Briefe vom Jänner einen fatalen nennen) gar nicht ſo nehmen, wie er von mir genommen iſt, und wie er von jedem genommen werden muß, der von kecken Springern jenen, Salto mortale genannten, Umſchwung in der Luft hat machen ſehen. Bei mir iſt gar nicht die Rede von einem Kopfunter hinabſtürzen von einem Felſen in einen Abgrund, ſondern von einem, von ebenem Boden aus, ſich über Felſen und Abgrund Hinwegſchwingen und jenſeits wieder feſt und geſund auf die Füße zu ſtehen kommen.

Hegel, in der Recenſion meines dritten Bandes, lobt meinen Sprung, indem er ſagt: „Jacobi hatte den Uebergang von der abſoluten Subſtanz zum abſoluten Geiſt in ſeinem Innerſten gemacht und mit unwiderſtehlichem Gefühl der Gewißheit ausgerufen: Gott iſt Geiſt, das Abſolute iſt frei

und perſönlich.“ Er ſetzt hinzu: es war von der bedeutendſten Wichtigkeit in Rückſicht auf die philoſophiſche Einſicht, daß durch ihn das Moment der Unmittelbarkeit der Erkenntniß Gottes auf das beſtimmteſte und kräftigſte herausgehoben worden iſt.“ Hegel tadelt nur, „daß bei mir der Uebergang der Vermittlung zur Unmittelbarkeit mehr die Geſtalt (nur) einer äußerlichen Wegwerfung habe, da doch jene Unmittelbarkeit aus einer ſich ſelbſt aufhebenden Vermittlung hervorgehe, und ſo allein eine wahrhafte, lebendige und geiſtige werden könne.“

Der Unterſchied zwiſchen Hegel und mir beſteht darin, daß er über den Spinozismus („jenes ſubſtantielle Abſolute, in welchem alles nur untergeht, alle einzelne Dinge nur aufgehoben uud ausgelöſcht werden,“) welcher Spinozismus auch ihm das letzte, wahrhafte Reſultat des Denkens iſt, auf welches jedes conſequente Philoſophiren führen muß, hinauskommt zu einem Syſtem der Freiheit, auf einem nur noch höheren, aber gleichwohl demſelben (alſo im Grunde auch nicht höheren) Wege des Gedankens — ohne Sprung; ich aber

nur mittelſt eines Sprunges, eines voreiligen, von dem Schwungbrete aus des bloß ſubſtantiellen Wiſſens, welches zwar auch Hegel annimmt und vorausſetzt, aber anders damit umgegangen haben will, als es von mir geſchieht, deſſen Methode ihm Aehnlichkeit zu haben ſcheint mit der, welche wir als lebendige Weſen befolgen bei der Verwandlung von Nahrungsmitteln in Säfte und Blut durch bewußtloſe Verdauung, ohne Wiſſenſchaft der Phyſiologie. Er mag wohl recht haben, und gern wollte ich mit ihm noch einmal alles durchverſuchen, was die Denkkraft allein vermag, wäre nicht der Kopf des Greiſes zu ſchwach dazu. Jetzt tröſte ich mich, indem ich einen Gedanken des ſinnreichen Käſtner vornehmlich auf mich anwende, der, in ſeinen vortrefflichen Betrachtungen über die Art, wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verſtande ſind, von ſich ſagt: „Ich will den Luchs lieber von dem Jäger kennen lernen als von dem Methodiſten hören: daß es eine Katze mit abgekürztem Schwanze und an den Spitzen bärtigen Ohren iſt.“

Ich bin untröſtlich darüber, daß Ihre Abhandlung über Hemſterhuis ohne die Ver-

beſſerungen, die Sie ihr zugedacht hatten, von neuem abgedruckt worden iſt; denn ſie hat wirklich die Mängel, welche Sie ihr vorwerfen. Es thut mir immer in der Seele weh, wenn Männer von ausgezeichnetem Talent ſich ſolcher Nachläſſigkeiten ſchuldig machen, wenn ſie das eigentliche Vollenden übrigens vortrefflicher Werke unterlaſſen, und zumal — wenn ein Johannes Reeb nicht Studiendirector wird, weil Schöpſe ihm ſchwarz auf weiß darthun können, daß er nicht orthographiſch ſchreibe.

Ich habe die philoſophiſchen Aufſätze in Ihren zwei Bänden insgeſammt wieder geleſen und des Vortrefflichen, Geiſtreichen, Genialiſchen darin die Hülle und die Fülle gefunden, gebe aber dem VIten vor allen andern den Vorzug, und gewiß nicht bloß darum, weil er an mich gerichtet iſt und meiner Philoſophie das Wort redet. Die Vorrede zu der ganzen Sammlung finde ich meiſterhaft und wiederhole für die Zueignung meinen wärmſten Dank. Daß Sie mich in dieſer um zwei Jahre älter gemacht haben, als ich bin, hat mich an eine Anekdote von Moncrif erinnert. Zu dieſem ſagte einmal Ludwig XV:

Moncrif, on vous donne 80 ans. Sire, antwortete dieſer, je ne les accepte pas.

Gott erhalte und mehre Sie, mein liebſter Neeb, im Geiſtigen wie im Leiblichen! Verzeihen Sie dem verſchwindenden Greiſe ſein Verſchwinden, und bleiben Sie ſeiner nur im Beſten eingedenk!

---

361. An Friedrich Roth nach Stuttgart.

München den 8ten Jul. 1817.

Mein lieber Roth! — So, mit Ihrem Perſon-Namen mag ich Sie am liebſten anreden; denn der Perſon-Name allein bezeichnet doch das nur — ſich — ſelbſt — Gleiche, was gemeint iſt, wenn man zu Einem redet, wie zu keinem andern.

Drei Briefe von Ihnen liegen vor mir. Zwei derſelben erhielt ich noch in Landshut, das ich ſchon am 2ten d. M. verließ. „Die Bedrängniſſe der Leutſeligkeit" vermehren ſich immer in den letzten Zeiten eines Aufenthalts; bei mir aber kam jetzt noch ein beſonderer Umſtand hinzu. Der von Fries mir angemel-

dete Baron von Zezſchwiz, da er mich in München nicht angetroffen hatte, war mir nach Landshut gefolgt, und verſetzte mich durch ſeine plötzliche Erſcheinung mit Frau und Schwager am vorletzten meiner Landshuter Tage in eine wahrhaft ängſtliche Verlegenheit. Ich kam aber leicht über alles hinweg, weil Zezſchwiz mir ſo über alle Maßen wohl gefiel, daß ich ihn gern überredet hätte, mit mir nach München zurückzukehren. Wirklich verſuchte ich die Ueberredung, und ſie wäre auch gelungen, hätte nicht ein mütterliches Intereſſe der Frau die ſo gut als ſchon gefaßte Entſchlieſſung anders gewendet.

— Aber nun die Freude, da ich wieder unter mein Dach kam! Wären Sie nicht abweſend geweſen; hätten Sie und m e i n e N o t h i n und die Kinderſchaar mich empfangen können, ich hätte unfehlbar am folgenden Morgen in meiner Freude einen Brief geſchrieben, ähnlich jenem an Heinſe nach Genua. Noch vor dem Glockenſchlage fünf zogen wir in unſere Wohnung ein, verwundert über den alles erweiternden Glanz des großen Saales und der anſtoßenden Zimmer. Mein Cabinet beſonders ſchien mir noch einmal ſo groß als

zuvor; und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Daß ein bloßer neuer Anſtrich, Säubern und Glätten ſo viel vermöchten, hatte ich noch nicht erfahren.

---

362. An Reinhold in Kiel.

München den 8ten Oct. 1817.

Für Deinen lieben Brief vom 29ſten Juli, den ich am 6ten Auguſt, und Deine vier trefflichen Bogen über die alte Pilatus-Frage, die ich vor ungefähr 14 Tagen erhielt, möchte ich Dir gern lohnen können nach Verdienſt; aber der ſchmerzvolle, abgelebte Mann vermag es nicht. Daß ich Dir von ganzem Herzen Freund bin, magſt Du wohl glauben. Aber was hat man an einem ſolchen Freunde? Was hat er an ſich ſelbſt? Könnte ich mich nur ein- für allemal darein ergeben, daß ich mich an nichts mehr verſuchen ſoll, das eine nur etwas anhaltende Anſtrengung fordert! Ich nehme mir es hundertmal vor, und werde durch Vorfälle denn doch immer von neuem verführt, meinen Vorſatz zu brechen. So habe ich Deine neuen vier Bogen mit Ungeduld erwartet, und da ſie

endlich, zwei Monate nach der Anmeldung in Deinem Briefe, erſchienen, auch ſogleich mit meinen eigenen kranken Augen geleſen. Ich brauchte dazu vier Tage, und wußte nun, daß ich viel tiefgedachtes, noch nicht geſagtes wahres und wichtiges geleſen hatte. Aber auch behalten? im Zuſammenhange behalten, ſo daß ich mir nun den ganzen Inhalt hätte wiederholen, und mich darüber in Beziehung auf mich ſelbſt beſcheiden können, wo und wie ich beiſtimme, wo und wie nicht — oder doch zage und zweifle, und warum? Keinesweges! Ich mußte alſo wieder von vorn anfangen, und that es. Hier ging nun das gewöhnliche Elend an, das ich ſo gut kenne, nehmlich die Erfahrung, daß ich durchaus nicht mehr recht behalten kann, offenbar aus der Urſache, weil ich kräftig aufzufaſſen nicht mehr im Stande bin, oder anfange blödſinnig zu werden. Du wirſt Dich erinnern, daß ich immer ein ſchlechtes Gedächtniß hatte, und dadurch an allem Fortkommen gehindert wurde. Doch ging es noch, ſo lange ich meine Augen einigermaßen brauchen, und mit ihnen ſachte einſtudiren, allmählig auswendig lernen, und den Bleiſtift oder die Feder in der Hand mir allerlei Hülfe

ſchaffen konnte zum Zuſammenfaſſen und Behalten. Jetzt habe ich nur noch Ohren, die mir zum einſtudiren ſo gut als gar nichts nützen. Ich bemerke darum nur nebenher, daß auch dieſe anfangen ſehr ſtumpf zu werden. Leider! denn wenn ſie mir gleich zum Lernen ſo viel als gar nichts nützen, ſo ſind ſie mir doch zum Zeitvertreibe und zur Zerſtreuung unentbehrlich. Wirklich behalte ich von allem, was ich mir vorleſen laſſe nur ſo viel, als ich in Viertelſtunden und Halbviertelſtunden, wenn meine Augen etwas williger und minder gequält ſind, ſelbſt wieder leſen und dann aufzeichnen kann. Schriften die mich ſehr anziehen, laſſe ich mir öfter wieder leſen, wie z. B. die trefflichen Aufſätze in den Kieler Blättern von Hegewiſch, Falk, Tweſten, Dahlmann und andern. Ich erhalte leider gewöhnlich dieſe Zeitſchrift nur etwas ſpät und unregelmäßig. Von dem vierten Band habe ich nur das erſte Heft noch geſehen. Der Aufſatz eines Ungenannten in demſelben über die Altonaer Bibel hat mir über die Maßen wohl gefallen. Bei dieſem Anlaß ein Wort über eine Stelle Deines Briefes, wo Du von den Kieler Blättern ſagſt: Du könnteſt den reli-

giöſen Anſichten derſelben nicht beiſtimmen, in wiefern von denſelben die Rückkehr zur Religioſität mit der Rückkehr zu den Symboliſchen Büchern und der alten Dogmatik verwechſelt werde. Du hatteſt hier ohne Zweifel Falks Abhandlung über die Grundbedingungen eines feſten kirchlichen Vereins, und Tweſtens Rede eines Geiſtlichen im Auge. Ueber dieſe zwei Abhandlungen denke und urtheile ich ganz ſo, wie der Recenſent derſelben in den diesjährigen Ergänzungsblättern der Jen. Allg. Lit. Zeitung. — Der Jenaer Recenſent vermuthet, daß den beiden wackern Männern Falk und Tweſten ſelbſt ein Nicht-doch in Abſicht ihres Gegenſtandes inwohne, und giebt dabei genug zu erkennen, daß auch er in demſelben Falle ſich befinde. Mit mir ſteht es ſo, daß ich mit Falk und Tweſten darüber vollkommen entſchieden einig bin, daß wer die Religioſität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müſſe; wie ich aber dazu gelangen könne, dieſe hiſtoriſchgediegene, einmüthige Religion der Väter ſo zu wollen, daß ſie mir auch wirklich und wahrhaft werde; das weiß ich nicht.

Mit Dir, lieber Reinhold, ſteht es anders,

da Du, wie Dein Brief ausſagt, dafür hältſt, das Zeitalter könne ſehr wohl wiedergelangen zu der Religioſität der Väter, ohne die Religion der Väter auch wieder zu der ſeinigen zu machen. Wie und welcher Geſtalt dies nach Deiner Meinung zu Stande zu bringen wäre, ſollteſt Du uns billig ſagen, damit der großen Anzahl derer, die mit mir in dem eben angezeigten gleichen Falle ſind, gerathen und geholfen würde. Das ähnliche müßte Tweſten von ſeiner Seite thun, und uns, wie es der Jenaer Recenſent verlangt, ſeine Anſicht des Chriſtenthums in einer klaren Darſtellung mittheilen.

Eine Stelle in Tweſtens Rede eines Geiſtlichen in einer Geſellſchaft von Amtsbrüdern, hat mich beſonders angeſprochen, weil ſie mich lebhaft erinnerte, daß ich vor 30 Jahren ganz eben ſo geredet hatte *) zu den reinen Rationaliſten, welche damals ein ſo grimmiges Aergerniß an mir genommen, und nun, ob der neuen Rede noch mehr gegen mich ergrimmten. Ich meine folgende Stelle: „Lieben Freunde, es mag uns unlieb ſeyn zu hören, aber wahr iſt's: uns

*) Jac. Werke Bd. II. S. 466. folgg.

will niemand hören, ſondern etwas Höheres durchaus; und iſt es ausgemacht, daß es ein ſolches Höheres nicht giebt; dann können wir nur auch den Mund halten."

Was und wo iſt aber nun dieſes Höhere, das ſeyn muß, und das von Menſchen muß ergriffen, feſtgehalten, auch mitgetheilt werden können, wenn es der Mühe werth ſeyn ſoll, daß nicht nur die, welche ſich Theologen, ſondern auch die, welche ſich Philoſophen nennen, den Mund aufthun um zu reden? Ich höre von allen Seiten her auf mancherlei Weiſe darnach fragen, aber nirgendwoher eine recht tüchtige Antwort.

Du magſt hier in Abſchrift leſen, was mir zu Anfang dieſes Jahrs ein trefflicher, allgemein dafür anerkannter Mann aus vollem Drang ſeines Herzens darüber ſchrieb, nachdem er kurz zuvor den dritten Band meiner Werke durchgeleſen hatte. Alſo ſchrieb der Treffliche: „In Deinem neuen Buche habe ich vieles geleſen, und wieder geleſen mit innigem Vergnügen und Erhebung, doch auch vieles hat mich niedergedrückt und tief gebeugt. Was iſt es doch für ein elendes jämmerliches Ding mit unſerem jetzigen Zuſtande, auch da,

wo er am köſtlichſten iſt, wenn Männer mit dem reinſten Wahrheitsſinn, mit dem größten Scharfſinn begabt, nach Jahre langem Forſchen, doch über die uns wichtigſten Dinge nichts herausbringen, was ſie wirklich und bleibend beruhigen könnte, — was ſie, wenn es ihnen auch gelingt, die eigenen Zweifel in etwas zu beſchwichtigen, auch andern gleichfalls redlichen Forſchern ſo mitzutheilen vermöchten, daß dieſe wirklich gleiche Ueberzeugungen und gleiche Beruhigung erhielten. Daher dieſer ewige Mißverſtand unter den Denkern! Ich geſtehe, dieſer Gedanke hat mich bei Deinem Werk einigemal ergriffen und — mit Trauer erfüllt.“ Ich erwiederte *):

Du ſiehſt, lieber Reinhold, daß ich noch immer derſelbe bin, durchaus ein Heide mit dem Verſtande, mit dem ganzen Gemüthe ein Chriſt, ſchwimme ich zwiſchen zwei Waſſern, die ſich mir nicht vereinigen wollen ſo, daß ſie gemeinſchaftlich mich trügen; ſondern wie das eine mich unaufhörlich hebt, ſo verſenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andere.

Grüße die wackeren Männer, denen Deutſchland die Kieler Blätter verdankt, von

*) S. oben Brief 358. S. 458.

mir aufs beſte; diejenigen nehmlich, von denen Du Grund zu vermuthen haſt, daß ſie einen Gruß von mir gern und erwiedernd annehmen werden. Dich aber muß ich ſchelten wegen Deines Zurücktretens, nachdem Du zugelaſſen, daß man Dich öffentlich als Mitarbeiter nannte. Ich weiß zwar nicht, wie ſehr Deine Amtspflichten und Deine Kränklichkeit Dich hindern und entſchuldigen, wohl aber, daß was Du als eine Hauptentſchuldigung zuletzt anführſt, nicht als gültig dafür angenommen werden kann, nämlich: es ſey Deine Denk- und Schreibart für die Kieler Blätter viel zu trocken. Die herrliche Stelle in Deinem Briefe an mich über die gegenwärtige politiſche Lage von Europa beweiſet das Gegentheil. Man ſoll mir in den vorhandenen drei Bänden der Kieler Blätter eine Stelle zeigen, mit welcher dieſe, ſo wohl was die Gedanken, als was den Ausdruck betrifft, ſich nicht meſſen könnte; es iſt darin alles geſagt, und ſie durchdringt wahrlich Mark und Gebein. Darum, lieber Reinhold, ſage ich Dir, was ich Dir auch früher mündlich ſchon geſagt zu haben mich wohl erinnere: Du ſelbſt biſt nicht trocken, magſt Dich aber nur

zu gern auf felstrockene Stellen niederlaſſen, wo Dir dann zu Muth wird, als wäreſt Du hier allein zu Hauſe. Deine Rede klingt dann wohl auch, als wollteſt Du uns lehren, Feigen leſen von den Dornen, und Trauben von den Diſteln. Du ſelbſt brichſt und reichſt uns aber dieſe Früchte nicht, ſondern weiſeſt uns an die Wurzeln, aus denen ſie uns, wenn wir es nur recht anfangen, hervorwachſen müſſen. Dies macht uns denn wohl einmal ein wenig ungeduldig, und der alte Freund Jacobi zumal fühlt den Wunſch, daß Du es auch einmal wieder verſuchen möchteſt, von einer grünen Stelle herab zu uns zu reden, wie vor Zeiten; jetzt ſogleich in den Kieler Blättern, auch damit Du nicht länger, als ein von den zwölf Apoſteln Ausgeſchiedener daſtehen mögeſt, zum Aergerniß aller Frommen.

Die mir zur Austheilung überſandten Exemplare Deiner neueſten Schrift habe ich an die von Dir benannten noch nicht ausſpenden können, weil keiner derſelben jetzt an Ort und Stelle ſich befindet. Niethammer iſt nach der Schweiz verreiſt, Köppen nach Bremen, Sailer auf ſein Beneficium, Salat auf ſeine Pfarrei; und Weiler zu fernen und nahen

Freunden in der Gegend. So iſt es alljährlich in Baiern. Der ganze gelehrte Lehr- und Lernſtand iſt den Herbſt durch auf der Wanderung, ungefähr von Ende des Auguſt an bis zu Anfang des Novembers. Die fünf überſchüſſigen Exemplare ſind mir ſehr angenehm und ich werde damit nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen hauſen.

---

363. An C. V.

Munic le 19. Nov. 1817.

Quand on a cessé d'être, il faut bien cesser d'écrire. Voilà, mon ami, la raison du long silence, que j'ai observé à votre égard. Mon état a cruellement empiré depuis deux ans et demi. Ce dont je suis devenu le plus incapable, c'est d'écrire des lettres d'amitié. Cependant je n'ai pas la force de me dire décidément: c'en est fait, je n'écrirai plus de lettres, je ne demanderai plus à en recevoir; qu'on m'oublie et me laisse m'assoupir de plus en plus jusqu' à ce que la mort s'en suive. Ne pouvant pas me donner cette volonté, je passe ma vie

à gémir sur ces lettres que je devrais et voudrais écrire, et que je n'écris pas.

— Vous me demandez, si j'ai eu connaissance du grand ouvrage du sculpteur, intitulé le Jupiter Olympien, si ce Jupiter est arrivé à Munic, s'il y est connu. Réponse: le Jupiter Olympien est arrivé à Munic; il y est si bien connu, que les dehors de l'exemplaire, que nous en possédons à la bibliothèque centrale sont déja tout usés. Quant au reste de l'Allemagne, nos journaux ont dû vous faire connaître, dans quelle estime Quatremere et nommément son Jupiter sont parmi nous. Mais j'oublie que vous êtes des Chinois, comme Villers vous l'a si souvent et si inutilement reproché. Puisqu'il en est ainsi, et qu'il faut s'attendre, quand on vous dit avec confiance: vous avez lu, que vous répondrez chaque fois comme les oiseaux dans le drame de Goethe imité d'Aristophane, nous n'avons pas lu; comme, dis-je, il en est ainsi, il faut bien condescendre à vous apprendre par lettres particulieres ce que, les oiseaux exceptés, tout le monde sait. Aprenez donc, mes

chers oiseaux, qu'il n'y a pas de gazette litteraire en Allemagne, qui n'ait parlé du Jupiter Olympien de Quatremere, et qui n'en ait pas fait l'éloge. Je dois ajouter, que depuis la publication de cet ouvrage il n'a pas paru d'écrit archéologique en Allemagne, où Quatremere ne soit cité, et toujours avec distinction.

— Je vois par vos deux lettres et surtout par la derniere, qu'en politique nos opinions se contredisent absolument. Si je ne maudis pas ceux que vous bénissez, au moins je bénis ceux que vous maudissez et je les bénis de tout mon coeur, de tout mon esprit, de toutes les facultés de mon ame. Il n'y a pas en moi de conviction plus complète et plus intime que celle-ci, que les hommes, qui ont opéré la dissolution de la chambre de 1815, et obtenu l'ordonnance du 5. Septembre 1816, ont bien mérité non seulement de la France, mais de l'Europe entiere. Si l'humanité, la raison et la justice gagnent le dessus, nous le devrons surtout à la France, c'est à dire à cette majorité de la nation, que j'appellerai ici, faute d'un terme plus con-

venable, celle de Royer Collard. J'ai constamment compté sur cette majorité en France, et n'aurais pas voulu, par cette raison, qu'on fît d'elle ce que la majorité de ma nation désirait....

Je ne puis, au reste, me figurer, mon cher ami, que vous-même et N. ne soyez au fond de l'ame de l'avis de Platon dans son admirable dialogue de l'homme d'état, qu'une monarchie absolue, pour devenir légitime, suppose un souverain non seulement aussi évidemment supérieur par nature à ses sujets, que le pasteur est évidemment et par nature supérieur à son troupeau, mais un souverain supérieur aux sujets encore d'une bien autre maniere, c'. à. d. d'une maniere tout-à-fait divine. Mais que fais-je, imbécille que je suis, de citer ce visionnaire de Platon à des matérialistes endurcis, qui ne peuvent que le traiter de niais?

364. An Dohm.

München den 20ſten Jun. 1818.

Gern möchte ich dem Briefe meiner Schweſter recht viel anhängen, und an Dingen dazu fehlt es nicht, wollten Sie mir nur flüſſig werden und in die Feder treten. Aber alles liegt ſo ſtarr vor mir, und will auf keine Weiſe ſich bewegen und zuſammenfügen. Du biſt offenbar in dieſem Stücke beſſer daran als ich, was mir beſonders auch der dritte Theil Deiner Denkwürdigkeiten beweiſt, den ich etwas träge und, des Hauptinhaltes wegen, ohne Erwartung großen Genuſſes in die Hand nahm, und der mich doch durch den geiſtreichen Vortrag und die ganze Behandlung des Gegenſtandes ſo durchaus angezogen hat.

Je unfähiger ich zum Selbſtarbeiten werde, deſto fleißiger werde ich im Leſen, aber leider auch das ohne ſonderlichen Gewinn, da meine Augen mir nur wenig ſelbſt zu leſen erlauben und das Vorleſen bei vielen Büchern gar nicht zu brauchen iſt. In dieſen letzten Wochen hat mich vornehmlich der in Deutſchland zuerſt durch Tittmann, dann heftiger durch Harms neu erregte theologiſch-philoſo-

phiſche Streit über Supernaturalismus und Rationalismus beſchäftigt. Ich habe die von den Streitenden gewechſelten Schriften beinahe alle geleſen, und die wichtigeren mehr als einmal. Die entſchieden wichtigſte iſt die von Kähler, Archidiaconus in Cottbus. Sie führt den Titel: Supernaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinſchaftlichen Urſprung, ihrer Zwietracht und höhern Einheit. Ich kann Dir dieſes geiſtreiche, gründliche, im Ganzen vortreffliche Werk nicht genug empfehlen. Zu demſelben gehört: Glossa perpetua zu Hrn. Harms Theſen. Dieſe glossa perpetua und Geibel's Reden für evangeliſche Freiheit und Wahrheit, ſind, nach meinem Urtheil, von allen bis jetzt gegen Harms erſchienenen Schriften ganz entſchieden die vorzüglichſten. Von den für Harms erſchienenen Schriften habe ich nur eine mit Wohlgefallen und mehr als einmal leſen können: An die Widerſacher eines chriſtlichen Predigers, geſchrieben von einem Arzte (Hegewiſch).

Unter meinen hiſtoriſchen Lectüren hat mir das Leben des ſchottiſchen Reformators Johann Knox, überſetzt von Planck, den reichſten, innigſten und mannigfaltigſten Genuß gegeben.

Du wunderſt Dich in Deinem Briefe vom Jänner, daß ich Dir nie von Heinrich Stilling geſprochen habe, da ich doch, wie Du jetzt aus ſeinem Leben ſäheſt, genau mit ihm bekannt geweſen ſey. Ich ſelbſt wundere mich, daß uns nie das Geſpräch auf ihn geführt, und glaube faſt, daß was ich Dir beiläufig von ihm erzählt, Dir wieder aus dem Gedächtniſſe verſchwunden iſt, weil der Mann damals noch nicht wie jetzt Deine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt, wie auch Göthe. Dieſer ſagte von ihm: der wunderliche Menſch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unſer Herr Gott müſſe ihm die Steine ſetzen." Seine Erzählungen ſind nicht überall ganz lauter, ſondern zuſammengeſetzt aus Wahrheit und Dichtung, mehr und noch ganz anders als die Götheſchen, denen ich das Zeugniß geben muß, (ich erlebte ja ſo vieles mit!) daß ſie oft wahrhafter ſind, als die Wahrheit ſelbſt. Jung hingegen erdichtet in einem ſeiner Bücher (Theobald oder die Schwärmer, worin ich, unter welchem Namen weiß ich nicht mehr, aufgeführt werde,) ich ſey ein Feind des Chriſtenthums, habe verſucht, ihn zum Natu-

raliſmus zu bekehren, und, da mir dieß nicht gelungen, mich von ihm abgewandt. Sein Gedächtniß war ihm oft ſehr ungetreu. So hat er z. B. Göthe's Zuſammentreffen mit den Gebrüdern Vollrath (Jacobi) in Elberfeld durchaus unrichtig erzählt. Mein Bruder war gar nicht gegenwärtig u. dgl. m. Ein ander mal berichte ich Dir, wie der erſte Band von Stilling's Leben entſtanden iſt. Er iſt nicht rein ſo, wie wir ihn jetzt haben, aus Jung's Feder gefloſſen, wohl aber ſind es die folgenden, die ich nicht alle geleſen habe. Gern möchte ich ſie jetzt von Anfang bis zu Ende durchlaufen, wenn ich ihrer, ohne ſie zu kaufen, habhaft werden könnte.

---

365. An C. V.

Munic le 7. Sept. 1818.

Vous savez que M. Cousin a fait un second voyage en Allemagne. Il est resté trois semaines et au-delà à Munic, et je l'ai beaucoup vu, surtout pendant les premiers quinze jours; il m'a un peu négligé après pour suivre les instructions de M. Schelling, dont la philosophie me semble

le mieux accommoder à tous égards que la mienne, trop remplie de Je n'en sais rien, et ne songeant pas même à vouloir saisir les deux bouts de l'infini, pour s'en faire une ceinture. Malgré ce désaccord je me suis affectionné de plus en plus et bien véritablement à M. Cousin, et je pense qu'il m'a quitté avec des sentimens pour moi à-peu-près pareils.

Deux jours après le départ de M. Cousin il nous est arrivé un autre voyageur philosophe de France, M. Bautain, disciple de M. Cousin, et depuis deux ans professeur de philosophie à Strasbourg; voulant, ainsi que M. Cousin, faire surtout la connaissance des deux philosophes, Jacobi et Schelling. M. Bautain n'ayant pas trouvé M. Schelling ici, et ne voulant pas s'en retourner à Strasbourg, la moitié seulement de sa besogne faite, est parti avant-hier pour Andechs, où M. Schelling est allé prendre l'air. Je suis curieux de voir dans quelles dispositions me reviendra ce jeune homme, qui m'a inspiré un grand intérêt.

Ma santé va bien mal. J'avais espéré

pouvoir publier encore moi-même le 4me volume de mes oeuvres; j'en désespère. Mes amis me répètent tous les jours, qu'à l'âge où je suis parvenu, je dois rendre graces à Dieu, d'être encore comme je suis. Ils ont raison. Aussi moi-même je me mets touts les jours devant les yeux les consolations, dont je suis environné, et j'en suis pénétré de reconnaissance. Mais à côté de ces consolations il y a des afflictions aussi.....*).

Ce que, Dieu merci, je sens fort bien encore, c'est l'esprit des autres; aussi du matin au soir je m'en donne la jouissance; jamais je n'ai fait autant de lectures que depuis que je ne sais plus les mettre à profit.

Adieu, mon ami, je voudrais pouvoir vous dire, quel est cet attachement avec lequel je vous presse contre mon coeur.

*) Was hier fehlt, bezieht ſich auf den damals drohenden Untergang des Ueberreſtes ſeines Vermögens. S. Th. I. Vorbericht S. XXVII.

366. An Friedrich Köppen nach Landshut.

München den 27ſten Okt. 1818.

Daß Kähler's Schrift Ihnen zugeſprochen hat, mein liebſter Köppen, freut mich ſehr. Habe ich Ihnen nicht auch Clodius „von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn" empfohlen? So kräftig, wie in dieſem Buche, iſt noch von niemand wider die Hauptirrſale unſerer Zeit geredet worden. Kähler ſelbſt ſcheint mir noch nicht ganz gereinigt von allem pantheiſtiſchen Sauerteig, ob er gleich wider die Verführung redet „zu dem europäiſchen Wahne, daß im Abſtracten, Univerſalen Etwas ſey." Sagt er doch auch: In Chriſto war kein Menſch, ſondern eine Menſchheit erſchienen;" und hie und da ſind ähnliche Stellen, welche den Verdacht erregen könnten, er habe im Grunde der Seele doch mehr Andacht zu dem Gotte der Speculation, als zu dem Gotte Abrahams, Iſaac's und Jacob's. Dennoch glaube ich nicht, daß es ſich wirklich ſo mit ihm verhalte. Es iſt eben eine übermächtige Täuſchung, jene mannigfaltige, die von dem logiſchen Emana-

natiſmus ausgeht und den ganzen Geiſt gefangen nimmt.

---

367. An Friedrich Perthes in Hamburg.

München den 5ten Dec. 1818.

— — Es iſt merkwürdig, wie einem oft Dinge werden; mir z. B. eine im hohen Alter mehr zu- als abnehmende Heiterkeit. Ich habe mir das Wie davon ausgefunden. Vor zwanzig, dreißig, vierzig und mehr Jahren war mein Befinden, in Vergleichung mit Andern, bedeutend ſchlechter, als es ſeyn ſollte; jetzt, da ich in Begriff bin, mein 77ſtes Lebensjahr anzutreten, iſt es offenbar, in ähnlicher Vergleichung, beſſer, wie Sie mir das auch in Ihrem Briefe zu Gemüth geführt haben. Bin ich doch daran, drei gedruckte Bände auf einmal ans Licht zu ſtellen.

Meine Schweſter hat Ihnen von verſchiedenen Beſuchen erzählt, die uns im vergangenen Sommer und Herbſt beglückt haben, des merkwürdigſten darunter aber nicht erwähnt. Zwei Pariſer Philoſophen, (von Roth,

in einem Briefe an Niebuhr, meine weißen Raben aus Frankreich genannt,) kamen, der eine zu Anfang des Auguſts, der andere zu Anfang des Septembers hier angeflogen, faſt allein in der Abſicht, die zwei deutſchen Philoſophen, Jacobi und Schelling, zu hören, ſie zu erforſchen und zu erfahren. Jeder blieb ungefähr vier Wochen, und beide haben mir große Achtung und herzliche Zuneigung abgewonnen. Der Auguſt-Vogel, mit Namen Couſin, ein Schüler und vertrauter Freund des trefflichen Royer Collard, iſt als Profeſſor der Philoſophie in Paris angeſtellt; der September-Vogel, mit Namen Bautain, auch ein geborner Pariſer, lehrt ſeit zwei Jahren die Philoſophie zu Strasburg. Couſin hatte ſchon im vorigen Jahre eine philoſophiſche Reiſe nach dem nördlichen Deutſchland gemacht, und Berlin, Jena, Leipzig und noch andere gelehrte Plätze beſucht; dießmal war er nur geradezu nach München gezogen und wollte auch von hier faſt geradezu nach Paris zurückkehren. Viel erfreuliches habe ich ſowohl von dieſem wackern, vollkräftigen jungen Manne, als auch von Bautain, über den guten Geiſt vernommen, der ſich allmählig in

Frankreich bildet und mehrt. Manches davon möchte ich Ihnen gern wieder erzählen, wenn mir ein Engel Gabriel eine Feder, ſchnell wie die Zunge, bringen wollte.

Mit wie heißer Liebe ich Euch alle grüße und mich zu Euch ſehne, um Euch in meine Arme zu ſchließen und an mein Herz zu drük-ken, wenn ich Euch dieß doch nur einiger-maßen ſagen könnte! Ich muß ſchließen. Gott befohlen, ihr innigſt geliebten Alle!

E n d e.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druckfehler.

S. 40 Z. 12 anſtatt Sie zu ſetzen: ſie
— 51 — 7 —— weeihten — —— weihten
— 53 — 2 —— ſegt — —— ſagt
— 61 — 18 u. 19. iſt Lebe wohl, Liebe. auszuſtreichen
— 72 — 11 nach Nichts ein Comma zu ſetzen
— 123 — 20 anſtatt ſchreibe zu ſetzen: ſchriebe
— 163 — 24 —— Abbadia — —— Abbadie
— 169 Nr. 232 —— Zerteder — —— Zerleder
— 200 Z. 16 —— Trivalitäten —— Trivialitäten
— 209 — 6 —— vom — —— von
— 210 — 23 —— denen — —— den
— 232 — 19 —— ouvrages il me - dit — — ouvrages, il me dit
— 240 — 20 —— ce — —— se
— 264 — 9 —— ich allen — —— ich in allen
— 267 — 15 —— wahrſcheinlich —— wahrlich
— 268 letzte Z. —— älteren — —— jüngeren
— 299 Z. 11 —— baben — —— haben
— 350 — 8 —— meinen — —— meiner
— 353 — 15 iſt d'abord auszuſtreichen
— 355 — 13 anſtatt dédans — —— dedans
— 365 — 11 —— Windebug —— Windebuy
— — — 18 —— pas — —— par
— 382 — 21 —— embarassé —— embarrassé
— 385 — 19 —— Geiſtesverwandtnachbaren zu ſetzen: Geiſtesverwandte und Nachbaren
— 425 unten ſtatt Berger zu ſetzen: Breyer.
Inhalt S. v. Z. 15. ſtatt Plaun zu ſetzen: Pauw.

32 Sg.

ndbuch
H. B. Schie

ndbucht
H. B. Schiec

ndbuchb
H. B. Schied

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobi, Friedrich Heinrich,

Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel in zwei Bänden

Bd.: 2

Leipzig (1827)

Epist. 371 f-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10403084-7